

Ralph Köhnen

Selbstoptimierung

Eine kritische Diskursgeschichte
des Tagebuchs

Form of the Pages

TEMPERANCE.							
<i>Eat not to Dulness. Drink not to Elevation.</i>							
	S	M	T	W	T	F	S
T							
S	••	•		•		•	
O	•	•	•		•	•	•
R			•			•	
F		•			•		
I			•				
S							
J							
M							
Cl.							
T							
Ch.							
H							

Ralph Köhnen

Selbstoptimierung

Lebenskunst hat Konjunktur: Offenbar ist der Traum, das Leben als Gesamtkunstwerk einzurichten, zur ethischen Maxime geworden. Beteiligt ist dabei seit der Antike das Motiv von Selbsterforschung bzw. Selbstbesserung, das über die Frühe Neuzeit bis in die Gegenwart wirksam geblieben ist. Tagebücher sind dabei ein notwendiges Begleitmedium gewesen und haben wechselhafte Formen angenommen, die von religiösen, wirtschaftlichen, psychologischen und medizinischen Aufschreibesystemen bestimmt worden sind. In diesem umfassenden mediologischen Sinn untersucht der Autor Programme der Selbstschrift und stellt diese an Beispielen dar, die sich von Pacioli über Pepys, Leibniz, Herder, Moritz, Goethe, Hebbel, Schmitt, Jünger oder Rainald Goetz bis in die Gegenwart der Social Media erstrecken.

Der Autor

Ralph Köhnen ist Professor für Neuere deutsche Literaturwissenschaft und Literaturdidaktik an der Ruhr-Universität Bochum. Er forscht zur neueren deutschen Literaturgeschichte sowie Kunst-, Medien- und Kulturgeschichte.

ISBN 978-3-631-67662-2



9 783631 676622

Selbstoptimierung

BOCHUMER SCHRIFTEN ZUR
DEUTSCHEN LITERATUR.
NEUE FOLGE

Herausgegeben von Natalie Binczek, Benedikt Jeßing, Nicola Kaminski,
Ralph Köhnen, Armin Schäfer, Sebastian Susteck und Carsten Zelle

BAND 7



PETER LANG

Ralph Köhnen

Selbstoptimierung

Eine kritische Diskursgeschichte
des Tagebuchs



PETER LANG

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Die frei zugängliche digitale Publikation wurde ermöglicht mit Mitteln des BMBF-Projektes OGeSoMo der Universitätsbibliothek Duisburg-Essen. In diesem Projekt wird Open Access für geistes- und sozialwissenschaftliche Monografien gefördert und untersucht. Informationen und Ergebnisse finden Sie unter www.uni-due.de/ogesomo.

ISSN 0177-686X

ISBN 978-3-631-67662-2 (Print)

E-ISBN 978-3-653-07071-2 (E-PDF)

E-ISBN 978-3-631-70440-0 (EPUB)

E-ISBN 978-3-631-70441-7 (MOBI)

DOI 10.3726/978-3-653-07071-2

PETER LANG



Open Access: Dieses Werk ist lizenziert unter einer Creative Commons Namensnennung 4.0 Internationalen Lizenz (CC BY)
Weitere Informationen: <https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/>

© Ralph Köhnen, 2018

Peter Lang GmbH
Internationaler Verlag der Wissenschaften
Berlin 2018

Peter Lang – Berlin · Bern · Bruxelles ·
New York · Oxford · Warszawa · Wien

Diese Publikation wurde begutachtet.

www.peterlang.com

Inhaltsverzeichnis

1. Einleitung: Problemgeschichte des Tagebuchs	9
2. Tagebuch vor dem Tagebuch: von Sokrates bis Luca Pacioli	29
Antike Lebensregeln und ihre Schrift	29
Homo oeconomicus – Wirtschaftsbücher des 15. Jahrhunderts (Alberti, Cotrugli und Pacioli)	35
3. Im Geiste des Kapitalismus – der puritanische Weg zur Verwaltung von Ich und Öffentlichkeit (Beadle, Hartlib, Pepys, Franklin)	47
Die calvinistische Internationale	47
Empirische Aufmerksamkeit: Beobachtungstechniken in der Frühen Neuzeit (Bacon, Galilei)	51
Beichtbücher und Statistik (Beadle, Hartlib)	54
Vermischtes aus Politik und Schlafzimmer: Samuel Pepys	58
Benjamin Franklin: der säkulare Weg des Perfektibilisten	63
4. Die Geburt der Matrix: Berechnungen des Körpers und des Staates durch Leibniz	71
Medizinische Verzeichnungen des Menschen	71
Staatstragende Absichten	78
Ein verzifferter Staatsroman: Schnabels <i>Insel Felsenburg</i>	82
5. Arbeit mit Gott: die Schreibübungen des Pietismus	87
Unternehmertum des Glaubens: August Hermann Francke	87
Die produktive Krise: Albrecht von Haller	94

6. Schwimmfest im Datenmeer: Herders <i>Journal</i> als Wissensoptimierung	99
Exzentrik als Verfahren	99
Möglichkeitsgewinn: das Archiv der Anthropologie	102
7. Selbstschrift mit Beobachter: Karl Philipp Moritz und die ‚Menschenwissenschaften‘	111
Die Geburt der modernen Psychologie	111
Exkurs: Jeremy Benthams <i>Panopticon</i>	119
Literarische Selbstprojekte	122
8. Goethes Diaristik als (Selbst-)Wirtschaftsplan	131
Diverse Diaristik: von der flüchtigen Notiz zur Selbstbilanz	131
Bilanzieren/Archivieren: Erzählthema und Romanstruktur	140
9. Kardiogramm und Selbstexperiment: Friedrich Hebbels literarisches Tagebuch	151
Die skeptische Herzensschrift	151
Poetische Entwürfe	155
10. Staatlicher Aufzeichnungsterror 1900: Carl Schmitts <i>Buribunken</i>	163
1900: Mediologische Skizzen	163
Absurde Permanentschrift: Die Buribunken	167
11. „größer, besser, vollkommener“: Gustav Großmanns Efficiency-Ratgeber	175
Im Schatten der Arbeitswissenschaften	175
Selbstindustrie: Zeittaktungen des Erfolgs	177

12. Ideologien des Aufzeichnens: 1945 und die Folgen	187
Vannevar Bush und sein MEMEX-Projekt	187
Ernst Jünger: Tagesarchivalik und staatlicher Datenhunger	191
13. Bildschirmpoetik in der Blogosphäre 2000: Rainald Goetz' ästhetische Steigerungen des Alltags	201
Medienbewusstheit wird populär	201
On Kawaras <i>Date paintings</i>	207
Ziffern- und Sprachmaterial als Verfahren: Goetz und der ausgestellte Signifikant	209
14. Selbsttexte in Millisekunden: eine kritische Soziologie des öffentlichen Geheimnisses	217
Individualität als Verblendungszusammenhang	217
Der Wille zum Sammeln – die gefährliche Prophylaxe	225
Bildnachweis	235
Literaturverzeichnis	237

1. Einleitung: Problemgeschichte des Tagebuchs

Lebenskunst hat Konjunktur, ob in Form von praktischen Ratgeberbüchern, philosophischer Essayistik, (neuro-) psychologischen Studien oder ästhetischen Programmen der Selbststilisierung: Ganz offenbar ist der Traum, das Leben als Gesamtkunstwerk einzurichten, zur ethischen Maxime geworden. Beteiligt ist dabei eine Denkfigur, die seit der Antike den Imperativ zur Selbsterkenntnis philosophisch und religiös begründet hat: Die Motive der Selbsterforschung und Selbstbesserung sind bereits in Sokrates' *Apologie* und bei den Stoikern angelegt, und in einem lebenspraktischen Sinn findet sich ein paralleler Gedanke bereits in dem konfuzianischen ‚ren‘-Konzept, das nicht nur eine allgemeine Menschenwürde bezeichnet, sondern auch das Streben nach Selbstvervollkommnung und Entwicklung der Grundanlagen als tugendhafte Lebensausrichtung begreift.¹ Prominent werden solche Vorstellungen, die dann in Westeuropa auf die griechische Antike zurückgreifen, aber erst in der Frühen Neuzeit. Grund dafür ist, dass dort anreichernde Diskurse hinzutreten und sich mit dem Tagebuchschreiben verschränken: protestantisch-theologische Anweisungen zur Gewissensschrift, Erkenntnisformen der Medizin und der Ökonomie seit etwa 1600, sodann empirische und statistisch-demographische Interessen. Seit dem 18. Jahrhundert lagern sich psychologische Forschungen, später dann tayloristische oder sozialistische Arbeitswissenschaften und schließlich politische und kommerzielle Datenprozessierungen an.

Ziel der Studie ist insofern auch nicht, eine nur mit rezenten Beispielen erneuerte Perspektive des literarischen Tagebuchs zu geben oder jene ‚Notenbücher des Herzens‘² aufzuschlagen, die natürlich fraglos ein weites Feld der Selbstschriften seit dem späteren 18. Jahrhundert ausmachen. Wohl haben sie, auch unter dem Aspekt der literarischen Werkstattschau, die Forschung dominiert. Hier soll es aber um einen mehrstelligen Zusammenhang

1 Vgl. Ralf Glitza, der dies v.a. für die Konfuzius-Schule zeigt, in: *Kulturelle Bildung in der Mitte der Gesellschaft* (2018).

2 So Friedrich Hebbel über sein Tagebuchprogramm (23. März 1835; Bd. I, S. 7).

gehen, in dem das Tagebuchschreiben als Selbsttechnik den Knotenpunkt für philosophische, ökonomische, medizinische, theologische, psychologische wie auch literarische Diskurse bildet und seine weitreichende Funktionsgeschichte entwickelt hat.

Das vielfach gemischte Genre des Tagebuchs zeigt, dass im Sinne der Optimierung dort Maximen der Lebensführung erarbeitet, Profile gewonnen und die Ergebnisse dieser Selbstpoetik auch überwacht werden können. Vielleicht haben Menschen gar keine Wahl – sie müssen ihr Leben aufschreiben, in großen, retrospektiven Erzählbögen der Autobiographie oder in kleinen Tagesfragmenten und Resten, von denen Roland Barthes mit Bekennerschrift formuliert hat: „Ich schreibe dies Tag für Tag; und es wird und wird: der Tintenfisch produziert seine Tinte: ich verschnüre mein Imaginarium (um mich zu verteidigen und zugleich darzubieten).“³ Damit zeigt sich auch: Trotz aller Bekenntnisse zur Aufrichtigkeit einer Selbst-Herzensschrift, die im christlich-augustinischen Imperativ der Innenschau ihr Fundament hat und durch Rousseaus *Confessions* (1782) im Anspruch der Natürlichkeit und Authentizität stilbildend bekräftigt worden ist, entstehen dabei allenfalls ‚authentische‘ Äußerungen, kaum aber ‚wahrhaftige‘ Texte, die eine unverstellte Aussicht in das Innere geben würden. Das Vorzeigen des Selbst durch die Schrift ist immer auch ein Verbergen, Umformulieren und Neuschöpfen der subjektiven Disposition. Immerhin können in diesem symbolischen Raum die Illusionen, Imaginarien und Symbolwelten des Schreibenden artikuliert werden.

Die philosophische Grundlegung dazu findet sich bereits in Sokrates' Selbstverteidigungsrede, der von Platon aufgeschriebenen *Apologie* – womit eine Tradition vorgeprägt ist, die Nietzsche kulturgeschichtlich als Marter der Innenschau pointiert hat, wenn er den abendländischen Menschen als „Erben der Gewissens-Vivisektion und Selbstkreuzigung von zwei Jahrtausenden“ bezeichnet, dem es anhafte, dass er „die natürlichen Hänge mit dem bösen Gewissen verschwistert“ habe.⁴

Insofern wissen die Selbstschreibenden auch nicht immer, was sie tun, aktivieren aber gleichwohl die Funktionen der Selbsttechniken: Diese haben

3 Roland Barthes 1978, S. 176.

4 Friedrich Nietzsche: *Aus dem Nachlass der Achtzigerjahre*, III, S. 482.

ein Doppelgesicht von verteidigender Rechtfertigung und ästhetischer Selbstdarstellung seit Sokrates und den Stoikern. Und nach der religiösen Beichtpflicht, die das Laterankonzil 1215 auf einen jährlichen Turnus fest schrieb und sich im religionspraktischen Bekenntnisbetrieb von Beichte, Gebet oder Tagebuchführung niederschlug, haben Medizin, Pädagogik, Psychologie und Psychiatrie den Bekenntniszwang institutionalisiert. Damit wäre eine „Geständnis-Wissenschaft“⁵ hervorgebracht, die sich durch Statistik verstärkt zu wirkungsmächtigen Wissensarchiven gebündelt hat. Dort lassen sich mittels Registerfunktionen die Diskurse zu mächtigen Dispositiven verknüpfen, von wo aus sie wiederum ihre Institutionalisierung in einem gesellschaftlichen Apparat anstreben (Schule, Krankenhaus, Regierungsämter, Kasernen etc.). Und reicht dies nicht hin, wird zur Not das Geständnis zum wichtigen Instrument der Wahrheitsfindung, das meist durch Folter erzwungen ist. Das Diktum Foucaults jedenfalls, dass im Abendland „der Mensch ein Geständnistier geworden“⁶ und er als Untertan bzw. Subjekt im wörtlichen Sinne konstituiert worden sei, wird sich als ein Motiv der Selbstschrift in einer traurigen Genalogie bis in die unmittelbare Gegenwart fortziehen. Aus der Diskurs gewordenen Sünde gehen schließlich etliche Textgattungen hervor, die konstitutiv für moderne Gesellschaften geworden sind: Selbstzeugnisse aller Art, Erzählungen, Geständnisse, Autobiographien, Tagebücher oder Register.

Optimierung geschieht dann v.a. durch Quantifizierung, indem aus vielen Einzelfällen Idealmaße der Gesellschaft produziert werden, um Standards zu bilden, Voraussagen zu tätigen und normativ-ethische Wertungsmaßstäbe zu gewinnen.⁷ Es bietet sich in dieser Sicht an, Statistik im großen Maßstab zu treiben, Geburts- und Sterberaten zu errechnen und Mittelwerte zu justieren, um damit Zufälle in ihrer Wirkung zu begrenzen und Sicherheitsmaßnahmen aufzubieten in Absicht der Lebensoptimierung.⁸

5 Michel Foucault: *Der Wille zum Wissen*, S. 83.

6 Michel Foucault: *Der Wille zum Wissen*, S. 77. Stellvertretend für viele hier nur der Hinweis auf eine Programmnotiz Gottfried Kellers, der sein Tagebuch als „Wanderbuch“ begreift, das „ich bei jeder neuen Station meines Lebens meinem höchsten Tribunale, dem Gewissen, vorweisen werde“ (8. Juli 1843/1947, S. 37).

7 Einen umfassenden Überblick aus sozialwissenschaftlichen und angrenzenden Disziplinen bietet der Band von Sieben/Sabisch-Fechtelpeter/Straub 2012.

8 So auch Michel Foucault: *In Verteidigung der Gesellschaft*, S. 280 f.

Dieser Entwicklungsgedanke wird mit der Pädagogik des ausgehenden 18. Jahrhunderts und den Subwissenschaften der Spätaufklärung besonders virulent: Man entwickelt Konzepte der Selbstentfaltung, der Realisation von Möglichkeiten, die das Individuum für sich entdecken und aus sich herausholen soll, denn zur Maßgabe wird es, nach allgemein-personaler und auch spezieller (Fach-)Bildung zu streben.⁹ Bei allem Nutzen ist daran fatal, dass der Einzelne, das neuzeitlich protegierte Individuum, an dieser Norm gemessen wird und es damit ebenso diszipliniert und reguliert werden kann wie diejenigen Teile der Bevölkerung, die sich in digitalen Netzwerken als neue Öffentlichkeit verstehen.

In der Normalisierungsgesellschaft wird damit ein Machtspiel von Politik und Statistik entfesselt, das seine Entscheidungsgrößen in Normalverteilungen und Abweichungen findet, die dann institutionell begründet oder sanktioniert werden. Grundlage für die Verteilungsberechnungen ist immer der Faktor Zeit. Entwicklungsstände, Diagnosen eines status quo und status ante sowie Prognosen erstrecken sich jenseits des Erreichten auf den Horizont einer zu absolvierenden Norm. So wirkt die Disziplinarmacht darauf hin, den Körper instrumentell in Pflicht zu nehmen und ihm eine Temporalstruktur zu verpassen: „Die Zeit durchdringt den Körper, und mit der Zeit durchsetzen ihn alle minutiösen Kontrollen der Macht“ – so hat Foucault diesen Prozess eindrücklich beschrieben,¹⁰ dessen Befestigung in Selbsttexten hier gezeigt werden soll.

Das Tagebuch stellt dabei einen beträchtlichen Faktor dieser Einschreibung von linearen Zeitstrukturen in den Menschen dar. Arbeiten jedoch die klassischen Disziplinen wie Theologie, Medizin, Psychologie oder Psychiatrie zunächst auf eine Besserung des Individuums hin – wie auch immer herbeigezwungen –, so fundiert die Daten sammelnde moderne Statistik mit den daraus abgeleiteten Normen eine Bio-Politik mit Wirkung auf die Gesamtbevölkerung. Dies tritt bereits an dem Punkt ein, wo Leibniz 1680 seinem Herzog die Idee einer Staatstafel unterbreitet, auf der alle greifbaren Informationen über die Bevölkerung zusammengetragen und mit einer Registratur versehen werden können – ein technisch zwar noch nicht

9 Vgl. Harald Welzer 2011, S. 16.

10 Michel Foucault: *Überwachen und Strafen* (1995), S. 195.

einsetzbares Werkzeug, das aber gerade in seiner langen Latenzphase als Programm umso gewaltigere Wirkungen erzeugt hat. Und wenn die Anthropologen des 18. Jahrhunderts ihre Forderung nach Selbstschriften erheben, wobei Tagebücher eine zentrale Rolle spielen, tun sie dies zwar meist mit guten Absichten für das Individuum, doch weisen sie mehr oder weniger deutlich in die Richtung eines allgemein-menschheitlichen Wissensarchivs, in das der Einzelne seine Texte einspeisen soll – um damit vor allem Datenbestände zu erweitern.

Und so ist die Kultur des Geständnisses in vielen Diskursbereichen (Justiz, Medizin, Pädagogik, Familien- und Liebesbeziehungen sowie Kindererziehung) wirksam geworden mit allerhand Textsorten, die aus Geständnissen hervorgegangen sind – Verhöre, autobiographische Berichte, Briefe oder Protokolle werden zu Dossiers zusammengestellt oder den Archiven einverleibt, weswegen Macht- und Geständnisformen durchaus nicht nur repressiv, ausgrenzend oder unterdrückend, sondern auch konstruktiv wirksam geworden sind, insofern Wahrheitsrituale viele Themenfelder und Redengebiete produziert haben.¹¹

Dieser Effekt lässt sich aber vielleicht nutzen, um in der formulierten, diskursivierten Erfahrung schließlich doch eine Möglichkeit der Ich-Findung und des Persönlichkeitserweiternden Versuchs zu erblicken. Darin macht sich die andere große Traditionslinie der Selbstschrift seit der Antike geltend, die wiederum Nietzsche formuliert hat: „wir sind Experimente: wollen es auch sein“.¹² Derart ist das Denken des Philosophen mit dem zerstörenden Hammer selbst konstruktiv geworden – der Experimentalgedanke kann als prototypisch für die folgenden Lebensästhetiken und postmodernen Identitätsbegriffe der Möglichkeitsform gelten.¹³ Mithin können dies Tagebuchschreiber und Selbststilisten in Anspruch nehmen und ist der Schritt nicht abwegig, in der formulierten, diskursivierten Erfahrung schließlich

11 Michel Foucault 1995, S. 250; vgl. ders. 1977, S. 78 ff.; als neueres Beispiel in Bezug auf den psychiatrischen Diskurs vgl. Borck/Schäfer (Hg.): *Das psychiatrische Aufschreibesystem* (2015).

12 Friedrich Nietzsche: *Morgenröthe. Gedanken über die moralischen Vorurtheile*, I, S. 1231. Es ist die Zauberformel des *Zauberbergs*, das ‚placet experiiri‘, mit der Thomas Mann Nietzsches Satz in einem humanistischen Sinn umdeuten wird.

13 Einen Überblick zu Strömungsverhältnissen des Identitätsbegriffs gibt Jürgen Straub (2011).

eine Möglichkeit der Ich-Findung und des Persönlichkeitserweiternden Versuchs zu sehen. Darin folgt Foucault ganz Nietzsches Begriff von Ich und Welt als Experiment und fasst mit einer Art Glaubenssatz die Grundüberzeugung moderner Selbstschreiber zusammen: „Ich bin ein Experimentator in dem Sinne, daß ich schreibe, um mich selbst zu verändern und nicht mehr dasselbe zu denken wie zuvor“.¹⁴ Darin wird er seinerseits von zeitgenössischen Lebensphilosophen wie Wilhelm Schmid beerbt: Es handelt sich dabei nur scheinbar um eine Abwendung von der Machtanalytik, das Ich hat lediglich etwas Souveränität gewonnen und steht nicht mehr allein in diskursiven Abhängigkeiten, sondern versucht, diese für sich zu nutzen. Die Gratwanderung ist anspruchsvoll: Selbstreflexion geschieht nicht im neutralen, souveränen Raum, sondern durch Arbeit in den Diskursnetzen, die zur Unterwerfung wie auch zur Befreiung führen kann. Daran wird auch die Absicht Foucaults nachvollziehbar, die von ihm durchaus geschätzte Symbolphilosophie Cassirers zu erweitern: „Das Subjekt bildet sich nicht einfach im Spiel der Symbole. Es bildet sich in realen und historisch analysierbaren Praktiken. Es gibt eine Technologie der Selbstkonstitution, die symbolische Systeme durchschneidet, während sie sie gebraucht.“¹⁵

In dieser Sicht wird eine bis in die Antike zurückreichende Geschichte jener „Ästhetiken der Existenz“ und der „Selbsttechnologien“¹⁶ schreibbar – auch die fröhlichen Selbsterschaffungspläne der Diaristen und Autobiographen sind von normierenden Diskursen umgeben. Dies tangiert die landläufige Annahme, dass Verfasser von Tagebüchern und Autobiografien lauter Wahrheit sprechen, sich als reine Rhapsoden ihrer selbst betätigen oder authentisches Zeugnis geben. So hat Philippe Lejeune das Konzept eines ‚pacte autobiographique‘ zwischen Autor und Leser formuliert – dieser solle sich darauf verlassen können, ein nicht-fiktionales Buch in Händen zu halten, sofern der Autor versichere, dass erzählendes Ich und Autor-Ich identisch seien.¹⁷ Und noch triftiger ließe sich die Hypothese ausweiten auf den Diaristen, der seine Tagebuchblätter als Dialogpartner benutzt. Die Spiegelungen oder hindurch klingenden Stimmen sind auch gesellschaftliche,

14 Michel Foucault 1996, S. 24; vgl. Wilhelm Schmid 1998.

15 Michel Foucault im Interview mit Dreyfus/Rabinow 1987, S. 289.

16 Michel Foucault: *Der Gebrauch der Lüste*, S. 18.

17 Vgl. Philippe Lejeune: *Le pacte autobiographique* (1975/1994).

und diese fordern zweifellos Authentizität, mehr noch aber Verbesserung oder nunmehr verstärkt: Marktkonformität.

Um jedoch über die Binsenweisheit hinaus zu gelangen, dass Tagebuchschrift via Selbstreflexion immer einen regulativen und damit optimierenden Anspruch verfolgt, soll anhand von Beispielen eine historische Entwicklung angedeutet werden, die vom antiken Imperativ der Selbsterkenntnis über die moderne Verpflichtung auf die Selbstschrift bis zur Gegenwart der digitalen Selbsterfassung reicht. Sie vollzieht sich aber nicht in gerader Linie, sondern in Mäandern, Vorausdeutungen und Rückverstärkungen – insgesamt in Konstellationen, die mit verschiedenen Akzenten zusammentreten, auseinanderdriften und wieder zusammenfinden, also sich unter wechselnden politischen, ökonomischen oder medientechnischen Bedingungen variiert finden.

Dass die Entwicklung von Individualität mitsamt Lebenspraxis wie auch Programmatik ausgehend von der Antike dann in der Renaissance zu einem unbestrittenen ersten Höhepunkt führt, der auch für das allgemeine Leben relevant wird, wird in wohl keiner namhaften Epochendarstellung negiert, weder bei Jacob Burckhardt, noch bei Egon Friedell, auch nicht in der neuen Langstudie von Bernd Roeck.¹⁸ Lebens- und Œuvredarstellungen der (Früh-) Renaissance haben oft denselben Blickpunkt – um etwa als Prototyp im modernen Sinn Petrarca zu nennen, dessen (fiktiv oder realiter erfolgter) Berggang auf den Mont Ventoux sowohl das machtbewusste Auge zeigt, das die vielen Details zusammenfasst, als auch den Erlebenden ins Zentrum rückt. Es ist dieses Ich, das auf seine Wahrnehmung aufmerksam wird und zum Ausgangspunkt moderner Subjektivität geworden ist, und dies wohl auch deshalb, weil Petrarca zudem intensiv an seiner Selbstreflexion als Dichter arbeitet und als ‚factor sui ipsius‘ auftritt,¹⁹ mehr noch: ein gewisses Gefallen am Experimentieren (‚placet experiri‘) bezeugt.²⁰ Es handelt sich

18 Vgl. Jacob Burckhardt: *Kultur der Renaissance*; Egon Friedell: *Kulturgeschichte der Neuzeit*; Bernd Roeck: *Der Morgen der Welt*.

19 Vgl. Karlheinz Stierle: *Petrarca*, S. 292 ff. und S. 347 ff., auch Bernd Roeck 2017, S. 347 ff. Im 15. Jahrhundert wird es Pico della Mirandola sein, der in *De hominis dignitate* die Figur der Selbstreflexion als Willensfreiheit des Menschen ausformuliert.

20 Wenn auch in einer eher beiläufigen Anmerkung, so doch wegweisend in *Familiars* 26. Nov. 1348: „Sed placet experiri“; vgl. Roberta Antognini: *Il progetto autobiografico delle Familiars di Petrarca*. Milano 2008, S. 11.

dabei allerdings nicht um frei ersonnene lebensästhetische Entwürfe, sondern solche, deren diskursive Verfassung Machtbewusstsein und Ruhmstreben bezeugt. In diese Richtung geht der Erklärungsansatz Burckhardts: Am Ausgangspunkt des selbstbewussten, anspruchsvollen Individuums steht der tyrannische Herrscher des Spätmittelalters, dessen Ambitionen sich zunächst auf seine Beamten, Gehilfen, Diener, Schreiber etc., mithin auf das „rücksichtslos ausgenützte Talent“ übertragen.²¹ Selbstverwirklichung, das zeigt sich hier deutlich, ist immer auch eine Machtfrage: „Der Geist dieser Leute lernt notgedrungen alle seine inneren Hilfsmittel kennen, die dauern wie die des Augenblickes; auch ihr Lebensgenuß wird ein durch geistige Mittel erhöhter und konzentrierter, um einer vielleicht nur kurzen Zeit der Macht und des Einflusses einen größtmöglichen Wert zu verleihen.“²² Damit werden gedankliche Muster der Antike, die besonders von Sokrates und von den Stoikern geprägt wurden, eingelöst und weiter tradiert – allerdings um ein Anspruchsdenken erweitert, das sich zur Not gegen die Ambitionen anderer wirksam durchsetzen will.

Aus alldem ergeben sich die hier ausgewählten Stationen der modernen Tagebuchgattungen, die mit einer programmatischen Forderung Francis Bacons nach der systematischen Niederschrift alles Beobachteten ihren Ausgangspunkt nehmen. Verbunden ist die Diaristik aber auch mit ökonomischen Wahrnehmungs- oder Darstellungsformen Leon Battista Albertis, Benedetto Cotruglis oder Luca Paciolis im 15. Jahrhundert. Sie verzweigen sich in das religiöse Beicht- und Vorsatzbuch protestantischer Herkunft im 17. Jahrhundert (z.B. John Beadle, A. H. Francke), in das disperse Alltagstagebuch, das der einzelne im Sinne eines erfolgreichen privaten und öffentlichen Lebens führt (Samuel Pepys), in das wissenschaftliche Diarium von Galilei, die Aufzeichnungstechniken Leibniz' oder die polyhistorische Sammlung Herders, sodann in das psychologische Materialarchiv der Hochaufklärung (Karl Ph. Moritz). Dort bündelt Benjamin Franklin mit

Nicht von ungefähr zitiert der Aufklärer Lodovico Settembrini diese Formel leitmotivisch immer wieder im *Zauberberg* als Devise dafür, dass man (und besonders Hans Castorp) sich neuen Horizonten öffnen und seine Denk- und Wahrnehmungsräume erweitern möge.

21 Jacob Burckhardt: *Kultur der Renaissance*, S. 135.

22 Jacob Burckhardt: *Kultur der Renaissance*, S. 135 f.

seiner Autobiographie, die präzise Normen zur Tagebuchführung unter moralischen und ökonomischen Aspekten enthält, religiöse und ethische Muster zu einer hoch effizienten, durchkalkulierten Lebensführung. An Goethes Tagebuchhaltung ist dann zu zeigen, wie nicht nur deren wissenschaftliche Tradition in ‚zarter Empirie‘ als Wissensgewinn durch ein erfahrendes Subjekt weitergetrieben wird, sondern die Selbstnotizen abgezweckt werden können zur Arbeit an der eigenen Autorschaft: Alles, was nur schon protoliterarisch interessant scheint, wird dann registriert. Aber das Tagebuch wird auch selbst zum Thema der Literatur und prägt deren Form wie etwa im *Wilhelm Meister*; genauso kann es zur Keimzelle von literarischen Entwürfen oder Ich-Probe-Experimenten genutzt werden, wie bei Friedrich Hebbel zu zeigen ist. Im 20. Jahrhundert drängen dann statistische Interessen der Staatsorganisation hinein (Carl Schmitt, Ernst Jünger), die von Biometrie und experimenteller Psychologie ebenso inspiriert sind wie von den neuen Speichermedien. Der Impuls einer protestantischen Arbeitsethik, den Max Weber in seiner berühmten Schrift historisch aufgearbeitet, aber auch mit spannenden Gegenwartsbezügen pointiert hat, wirkt sich nun jenseits des schaffenden Subjekts auf Staatspraktiken aus: Arbeitswissenschaften bzw. Fragen des Selbstmanagements befördern nunmehr die Ratgeberliteratur, die seit den 1920er Jahren bis heute eine konsequente Selbstoptimierung durch to-do-Listen und Tagebucheinträge empfiehlt (wie der Wirtschaftsberater Gustav Großmann). Unter Bedingungen der digitalen Revolution, deren wirkungsmächtigsten Entwurf Vannevar Bush 1945 mit seinem MEMEX-Programm formuliert und deren kritischen Status Ernst Jünger in *Heliopolis* dargestellt hat, wird es schließlich möglich, nicht nur Zeitstenografien, sondern auch (fast) in Echtzeit Selbsteindrücke zu protokollieren. Dies hat, gepaart mit der informatischen Revolution ab 1970, wiederum Folgen bis zu den digitalen Selftracking-Methoden gehabt. Rainald Goetz (*Abfall für alle*) bildet hierfür einen literarischen Ausgangspunkt, mit dem Aspekte des heutigen Bloggings eröffnet werden, die aber nunmehr auch dem Datenhunger von Staat und Wirtschaft zugänglich sind.

Wachstumsvorstellungen sind keine originären Naturgegebenheiten, sondern soziotechnische Figurationen, die nach 1945 in den sich verschärfenden politischen Blockkonstellation noch einmal forciert werden. Leitend sein können Machtaspekte bei der Datenerhebung, die (bio-) politisch oder

durch Werbeinteressen motiviert sind, ebenso aber expandierende Ich-Ansprüche im Kontext eines auftrumpfenden Liberalismus.²³

Näher an der Gegenwart freilich als Foucault mit seinen Antike-Betrachtungen ist Max Webers immer noch pointierte Analyse des selbstkontrollierten Menschen, der nicht im lutherischen Begriff des ‚sola fide‘ bzw. der Glaubensgerechtigkeit, sondern im calvinistisch-puritanischen Streben nach Werkgerechtigkeit sein Leben ordnet und kontrolliert. Aus den sich entwickelnden Imperativen der Lebensbeherrschung erwacht wiederum eine Disposition der modernen Arbeitshaltung, nämlich jenseits des individuozentrischen Ansatzes ein kulturelles und wirtschaftsgeschichtliches Erklärungsmuster in einer Jahrhunderte übergreifenden Entwicklung.²⁴ Diese habe sich bereits dort verselbstständigt zur Ethik eines fortlaufenden Arbeitsprozesses, der weit über seinen jeweils waltenden praktischen Anlass hinaus zu einem eigendynamisch pulsierenden Lebensrhythmus wird. Dazu sind Lebensregeln erforderlich, die, wie hier zu zeigen ist, in der Autobiographie eines Benjamin Franklin kulminieren, in welcher nicht nur Tugenden aufgelistet sind, sondern tägliche Exerzitien normativ empfohlen werden, die letztlich die Zeitznutzung als Chance zum Geldverdienen einfordern. Es kommt auf diese Weise ein ökonomischer Faktor in den Blick, dem die Diskursanalyse nur wenig Aufmerksamkeit geschenkt hat. Wenn Historiker des Kapitalismus wie Max Weber dessen Entwicklung seit dem späten Mittelalter verfolgen, wird deutlich, dass es eben nicht nur internalisierte Geständnis- und Besserungszwänge sind, die zur Zeitznutzung drängen. Vielmehr ist es die positive Möglichkeit, Geld zu verdienen, deren Negligierung geradezu zum Laster erklärt wird. Neben der Messung von Zeit zur Orientierung wird deren genaue Taktung dann zunehmend wichtig, wenn der Gedanke von Produktivität ins Spiel kommt.²⁵ So lässt sich eine entsprechende frühe Äußerung Georg Agricolas lesen: „Wir sind ja fast alle Menschen, die auf Geld erpicht sind, und begehren, mit möglichst wenig Aufwand und möglichst geringer Arbeit in so kurzer Zeit wie möglich, reich

23 Vgl. Harald Welzer 2011, S. 13.

24 Vgl. Jürgen Straub: *Rationalising Life by Means of Self-Optimisation* (2018, im Druck).

25 Zur Erfindung der mechanischen Räderuhr und der ökonomischen Nutzzeit ab dem 14. Jahrhundert Bernd Roeck 2017, S. 424 ff.

zu werden. Deshalb sind all die vielen Häuser erbaut, so viele Schächte abgeteuft, so viele Stollen in den Bergen aufgeföhren.“²⁶ Damit ist ein Programm pointiert, das man weniger deutlich seit der Antike und ihren Vorstellungen vom Hauswesen gelegentlich antrifft, das aber mit Renaissance und Früher Neuzeit eine systematische Bündelung erföhrt. Joseph Vogl hat von einer epochalen Poetik des ökonomischen Menschen gesprochen als einem Selbstexperiment unserer Spezies, das sich neben anderen (klassischen, humanistischen, technizistischen, kommunistischen, faschistischen etc.) Varianten seit der Renaissance als die ambitionierteste entwickelt und bis in die Gegenwart hinein behauptet hat, ja dort kulminiert. Der Mensch ist hier sowohl Akteur wie auch Gegenstand von Diskursen oder Betriebssystemen, die reizvoll sind und zur *poiesis* anleiten, dabei einen Menschen fordern, der flexibel handelt, auf sich und seine Zwecke wie mit Scheuklappen konzentriert ist und damit durch die Welt navigiert. Dabei folgt er dem steten Gefühl eines Mangels, der ausgeglichen werden muss, woraus eine sich verselbstständigende Erwerbsgier resultiert.²⁷ Eine Generalthese Vogls, die auch in dieser Studie wichtig sein wird, geht dahin, dass die ökonomischen Denkweisen tiefe Prägungen in den Erzählsystemen und Selbstschriftengattungen hinterlassen haben – Buchhaltung beginnt, die (Selbst-)Erzählung zu formen und wirkt als Dispositiv für ein entstehendes „Bilanz-Subjekt“, das sich einem permanenten Selbstrechenwesen unterwirft und sich „einen innerweltlichen Lebenslauf verpasst“.²⁸ Das Notieren der Zahlen, der Warenein/ausgänge oder der Vorhaben und Arbeitsleistungen schafft eine Optik, die auch den Blick des handelnden Subjekts auf sich selbst lenkt und systematisiert. Die Einheit des Tages wird zu einem Zeitmaß, das noch heute (und mehr denn je) für das Gelingen oder Misslingen von Geschäftsvorgängen entscheidend ist, welche zunehmend in die Erfolgsbilanz des einzelnen Lebens einfließen und die permanente schriftliche Selbstlenkung als Technik brauchen. So lässt sich in den Rechnungsvorgängen „eine der Quellen des modernen

26 Georg Agricola: *Bermannus* (1530, Lat.), zit./übers. Bruno Preisendörfer: *Als unser Deutsch erfunden wurde*, S. 98.

27 Vgl. Joseph Vogls Aufsatz zur *Poetik des ökonomischen Menschen* (2007) sowie die vorausgehende umfassende Studie über *Kalkül und Leidenschaft. Poetik des ökonomischen Menschen* (2004/8).

28 Joseph Vogl: *Poetik des ökonomischen Menschen*, S. 551.

Tagebuchführens“ ausmachen, das auf ökonomischer Grundlage betrieben wird: „Jeder Tag ist gewissermaßen Bilanz- und Gerichtstag und wird gemustert nach seinem Ertrag.“²⁹

So faszinierend die These ist, soll sie aber hier als – wenn auch wichtiger – Teil eines noch umfassenderen semiologischen Netzwerks verstanden werden, das aus religiösen, selbstphilosophischen, literarischen, kybernetisch-informatischen und ökonomischen Gliedern insgesamt besteht. Die letzten beiden sind freilich in der Forschung zumal aus literaturwissenschaftlicher Sicht deutlich zu kurz gekommen. Sie sollen hier in der Entwicklung durch die vorangegangenen Jahrhunderte aufgezeichnet und mit einem kritischen Schwerpunkt in der Gegenwart dargestellt werden, wo die klassischen Leib-Seele-Überlegungen zur Identität sich noch einmal radikal neu darstellen.

Denn alle Direktiven des Besserungs- und Gesundheitsdiskurses laufen auf einen subtilisierten, aber verschärften Wettbewerb hinaus. Dabei geht es sogar um Versicherungsprämien: Wer lebt noch gesünder, noch nachhaltiger, noch umweltverträglicher, wer kann noch mehr Stunden für den eigenen Körperkult aufwenden, und wer hat dabei die besten Stoffwechsel-, Kreislauf- und Hormonwerte? Damit lassen sich jedenfalls wieder Rankings begründen und Ausschluss- oder Beförderungsverfahren einleiten, bei denen sich gegenwärtig Smartwatches bzw. Wearables als äußerst hilfreiche Prothesen erweisen. Sie präzisieren die um 1900 begonnenen biometrischen Messungen, die zu Zwecken der Normierung und Reflexoptimierung, d.h. im ungünstigen Fall der Aussortierung durchgeführt wurden, und bieten diese Dienste nun in digitaler und auch erschwinglicher Form für eine weltweite Käuferschaft an. Die Pointe dieses Verkaufsschlagers ist nunmehr, dass die Messungen von den ‚Kunden‘ selbst und freiwillig durchgeführt werden, weil sie daraus ein Glücksversprechen beziehen. Als Schwundform des Tagebuchs nimmt unter derart avancierten technischen Bedingungen die Selbstschrift Formen von Zahlenkolonnen an, die die körperliche Befindlichkeit des Subjekts vermelden. Es wird zu zeigen sein, dass damit der vorläufige Höhepunkt eines Willens zur Quantifizierung erreicht ist, der in der Frühen Neuzeit einsetzt und im Versprechen, den Menschen

29 Joseph Vogl: *Poetik des ökonomischen Menschen*, S. 550.

als Beherrscher seiner Lebensverhältnisse zu inthronisieren, den antiken Imperativ der Selbsterkenntnis zunehmend in messbares Zahlenwerk einbringt. Hat Max Weber den okzidentalen Rationalisierungsprozess in der Maxime der Weltbeherrschung durch Berechnung zusammengefasst, darin einen sich verselbstständigenden technischen Verstand ausgemacht und in dem Glauben an die Quantifizierung einen Faktor der „Entzauberung der Welt“ gesehen,³⁰ so haben Vertreter der kritischen Theorie in der Quantifizierung der Dinge und ihrer Indienstnahme durch eine instrumentelle Vernunft den zunehmenden Impuls der Weltbeherrschung erkannt und dies als neuen, unheilvollen Mythos der Aufklärung analysiert – zentral Horkheimer/Adorno in der *Dialektik der Aufklärung* (1947), aber auch Herbert Marcuse mit seinen Diagnosen zum *Eindimensionalen Menschen* (1964) unter Lebensbedingungen einer sich verabsolutierenden Technik.

Man mag die Tradition der kritischen Theorie mit ihren Beschreibungen eines gesellschaftsweiten Verblendungszusammenhangs selbst als dogmatisch kritisieren (Systemtheoretiker würden das tun), doch ist die Perspektive unabweisbar, um einen Blick auf die Traditionen und Bedingungen der Lebensbegriffe zu werfen, die die Lebensstile und auch das Tagebuchschreiben geprägt haben. Gerade dasjenige Medium, das Individualitätsgewinn massenhaft verspricht,³¹ wäre dann auf dem Prüfstand – das Internet mit seinen faszinierenden Angeboten an Weblogs und mithin möglichen Äußerungsformen und Distributionswegen, die Chancen und auch Risiken erbringen, deren Tragweite noch nicht abzuschätzen ist. Mit dem massenhaften Sammeln von Zahlen und Texten und deren privatwirtschaftlicher sowie politischer Anwendung ist zweifellos ein weiterer Schritt in Richtung einer „perfekten Orbitalisierung der Selbstbeobachtung“³² getan, deren äußerstes Ende im Zusammenfall von Ereignis, Aufzeichnung und Wahrnehmung liegen wird.

30 Max Weber: *Gesammelte Aufsätze zur Wissenschaftslehre*, S. 594; ausführlich dazu neuerdings Jürgen Straub: *Rationalising Life by Means of Self-Optimisation* (2018), der die Webersche Diagnose einer zunehmend und systemlogisch gesteigerten Rationalität der okzidentalen Moderne als Durchsetzung auch von sozialen Praktiken und technischen Medien bis zur Gegenwart herausarbeitet.

31 Vgl. Andreas Reckwitz: *Die Gesellschaft der Singularitäten* (2017).

32 Manfred Schneider: *Transparenztraum*, 2013, S. 149.

Versucht man einmal unter diesem Aspekt, Gegenwart aus dem Zukunftsblick zu beschreiben, versteht sich die vorliegende Studie auch wertend. Es ist einerseits zu würdigen, wie Menschen seit der Antike daran arbeiten, aus ihrem Leben ein Kunstwerk zu machen und wie sie dabei faszinierende Denkräume aufschließen. Kritisch einzuschätzen ist andererseits, wie von Beginn an Steigerungs- und Überbietungslogiken beteiligt sind, die ideologisch überfrachtet werden können. Nicht nur geht es dann um Fragen von Qualität oder Quantität des Erlebens und den zwanghaften, mechanischen Zug, den der Selbstoptimierungsbefehl annehmen kann. Auch der Beobachtungsimperativ kann sich, wenn er vom antiken oder stoischen Individuum in eine gesellschaftsweite Dimension geht, fatal auswirken. Roger Willemsen hat in seinem Fragment gebliebenen letzten Essay diese Fragen artikuliert:

„Vergangene Jahrhunderte erdachten einen Imperativ mit dem Wortlaut ‚Mensch, werde wesentlich‘ und instrumentierten ihn mit immer neuen Vorstellungen dessen, was ein vollständiges Individuum, eine symmetrische Persönlichkeit, ein schöner Mensch oder Wilder sei. – Unser Beitrag zu dieser Geschichte ist der Begriff ‚Selbstoptimierung‘. Ihn behaupten wir gegen die Vorstellung vom atmischen, strapazierten, unpraktischen, heimgesuchten Menschen, dessen Individualität Schmerz, Krankheit, Melancholie, Ermüdung, Schwärmerei ist und sich Mangelerscheinungen verdankt, Anomalien, fixen Ideen, lauter Hindernissen im Prozess effektiver Selbstausbeutung. – In den Himmel unserer Vorbilder promovierten wir den Rechner, vorbildlich durch seine Geschwindigkeit, seine Kapazität, seine Leistungsfähigkeit auf dem Feld der unendlichen Parallelhandlungen, ein Ebenbild, das nicht sucht, nicht irrt, nicht zögert, das keinen Raum lässt für die Unterbrechung, die Erschöpfung, den Interimszustand, den Irrweg, die Ratlosigkeit der Pause, den Skrupel. Ein Vorbild, das nicht nach der wichtigsten Information fragt, sondern nach der ersten, und diese ist bezeichnenderweise meist an den Verkauf gebunden.“³³

Dass man aber die eigenen Bedingungen kennt, unter denen man sich denkt, entwirft und notiert, befreit Schreibende und Lesende (die sich unter Bedingungen der neuen Medien beide als *prosumer* bezeichnen können) womöglich von einigen Irrtümern, sicher jedoch von den naiven Annahmen der Selbstbeobachtungsliteratur. Gegen das hilf- und hemmungslose Mitbuchstabieren der eigenen Gegenwart – oder gar das von

33 Roger Willemsen: *Wer wir waren*, S. 48 f.

ihr Buchstabiertwerden – hilft ein Blick in die Geschichtlichkeit, in die lange Entwicklung der Selbstschrift und insbesondere des Tagebuchs. Dieses diene eben weniger der Selbstfindung, sondern entsprach vor allem kaufmännischen, religiösen, medizinischen oder naturwissenschaftlichen Zwecken – und ist damit politischen oder ökonomischen Absichten ausgeliefert, die Gemeinschaften, Gesellschaften oder Staatengebilde im Sinn haben mögen. Eine lebensphilosophische Studie Sloterdijks (dessen mitunter heikle Konsequenzen an anderer Stelle zu diskutieren sind) hat sich in diesem Sinne um einen geschichtlichen Längsschnitt bemüht, der von den antiken Imperativen zur Lebensbesserung bis zur Gegenwart reicht und mit dem zu zeigen ist, wie sich der Mensch nicht nur in materiellem Erfolgstreben bemüht, sondern auch „mit symbolischen Immunsystemen und rituellen Hüllen“ umgibt, die Übungssysteme in sportiven Lebenshaltung bereitstellen und ein permanentes Training ermöglichen.³⁴ So sei das Prinzip der Askese nicht nur als Enthaltbarkeit, sondern auch ‚Übung‘ oder ‚Training‘ zu verstehen, das bis in akrobatische oder heroische Bereiche führt, die philosophisch z.B. bei Nietzsche, lebenspraktisch aber auch bei L. Ron Hubbards Dianetik und Scientology enden können.³⁵ Die persönlichen Lehrverfahren, die mit der griechischen Antike entstanden sind, überhaupt alles Lehren sei insofern zur „Menschheitsbelästigung“³⁶ geworden, als damit die inneren Widerstände und Trägheiten des Menschen überwunden werden sollen – eine ziemlich skeptische und ironische Sicht auf das Lehren, das damit so ganz nebenbei aus seinem Aufklärungshorizont entfernt wird.

Die oben angeführten Autoren sollen in dieser Studie mit ihren Programmen des Tagebuchschreibens vorgestellt werden, und zwar letztlich mit einer in der Gegenwart kulminierenden politischen Entwicklung, in der die totale Lesbarkeit des Subjekts mit seinen Gedanken wie auch Körperdaten sichtbar zu machen und der entsprechend tiefgreifende Umstrukturierungsprozess des öffentlichen Lebens darzustellen ist. In der Romangattung hat dies unter anderem Dave Eggers mit *Der Circle* (2013) eindrucksvoll-realsatirisch dargestellt, noch bissiger und stärker dystopisch angelegt ist Marc Elsbergs *ZERO. Sie wissen, was du tust* (2014). Dabei spielt der Hauptaspekt der

34 Peter Sloterdijk: *Du musst dein Leben ändern*, S. 13

35 Vgl. Peter Sloterdijk ebd., S. 133 ff.

36 Vgl. Peter Sloterdijk ebd., S. 58.

bisherigen literaturwissenschaftlichen Tagebuchuntersuchungen, nämlich die Selbstschrift als literarische Experimentierstufe, als Werkausgabe des Autors oder als ‚Notenbuch des Herzens‘ – so die Tradition der Intimisten seit dem 19. Jahrhundert – zu begreifen, eher eine Nebenrolle. Und so verdienstvoll die Forschung darin gewesen ist, viele tausend Seiten von hundertenden von Autoren zu durchforsten, Untergattungen zu differenzieren,³⁷ Gattungsentwicklungen zu zeichnen,³⁸ Ich-Figurationen und Rollenmodelle zu prüfen,³⁹ Zeiterfahrungsmuster phänomenologisch zu betrachten⁴⁰ oder in Bezug auf Einzelautoren textphilologische Genealogie zu treiben, ist doch allermeistens der materialgeschichtliche Hintergrund, also die diskursive Außenseite des Literarischen, unberücksichtigt geblieben.

Methodisch ist die Studie von der Auffassung der Mediologie geleitet: Es reicht nicht hin, einzelne Autoren oder eine isolierte diskursive Strömung für eine größere Entwicklung verantwortlich zu machen, auch führt es kaum weiter, Tagebuchnotizen als isolierte, da in vermeintlicher Einsamkeit geschriebene Artefakte zu betrachten. Um ein umfassenderes Bild zu gewinnen, ist vielmehr an ein mediologisches Netzwerk zu denken, welches die Programme der Selbstschrift bestimmt: Nicht allein die Medialität von Schrift erschafft das Tagebuch, sondern die umgebenden philosophischen, medizinischen, psychologischen, christlich-theologischen, aber auch ökonomischen und statistischen Diskurse sind es, die diese Schreibform konfigurieren und damit Voraussetzungen für die Selbstschrift bilden. Über diese Diskurse (und mithin Foucault) hinaus ist aber ebenso an die technischen Begrifflichkeiten und mitlaufenden Konzeptionen zu denken, die sich von der Handschrift über die analoge Maschinenschrift bis zum Digitalen entscheidend ändern. Denn so können auch die Verhältnisse von Autonomie und Heteronomie umkippen: Statistisches Zählwerk wirkt sich dann spätestens ab 1900 auf das Erzählen aus wie auch auf Wahrnehmungsformen – und natürlich Lebenshaltungen, die von den technischen Diensten der Gegenwart souffliert werden.⁴¹ Insofern ist die Studie auch nicht als

37 Vgl. Peter Boerner 1969, Rüdiger Görner 1986.

38 Vgl. Gustav-René Hocke 1963, Ralph-Rainer Wuthenow 1990.

39 Vgl. Manfred Jurgensen 1979.

40 Vgl. Arno Dusini 2005.

41 Odwald Balandis/Jürgen Straub: *Self-Tracking als technische Selbstvermessung*, 2018, S. 6 f.

erschöpfende Analyse der einzelnen Tagebücher gedacht, vielmehr soll eine verzweigte Genealogie ihrer Programme erarbeitet werden, um damit Werkzeuge zur möglichen Analyse weiterer Tagebuchbestände in der Perspektive der (Selbst-) Optimierung bereit zu stellen.

Zu beobachten ist, wie in der langen Geschichte der Selbsttechnologien und der Herausbildung einer Ästhetik der Existenz⁴² die Daten, die Erstellung von Listen und alles Bestreben nach Quantifizierung eine Dialektik der Optimierung geprägt haben. Selbstorganisation oder der Gewinn personaler Identität wäre die positive Chance dieser jahrtausendealten Kulturtechnik. Schlägt sie aber um in Selbstverzifferung – eine Frage auch der zur Verfügung stehenden Medien –, wird spätestens dies zum Dispositiv: Die Formen, derer man sich bedient, die Statistiken, die die Lebenserfahrungen zu benennen helfen, geben auch das Denkformat vor, unter dessen Horizont sich das Aufschreiben vollzieht. Diese kann eine private Obsession sein, auch kreative Gestaltung des eigenen Lebens ermöglichen – und ebenso Objekt der Staatsarchive werden. Und dass die psychotechnischen Optimierungen sich auch in historisch wandelbaren Tagebuchformen niederschlagen und erkenntnisleitend für den Aufbau des verschrifteten Selbst wirken, ist die mediologische Grundannahme der folgenden Beispielstudien. Die Verpflichtung des Chronisten auf abständige, allseitige Sichtung, mithin die Genealogiebetrachtung von guten Versprechen, von Selbstgewinn und Selbstverdinglichung ist also die eine Seite der Arbeit. Mit dem Erschließen solcher Selbstaufzeichnungsprogramme wird freilich der reine Optimismus des Selbstgewinns allen Autonomiebestrebens nicht geteilt. Was nämlich die Gegenwart angeht, ist es kaum mehr möglich, die Gefahren zu negligieren, die sich mit dem Potenzial der Selbstschrift als deren Kehrseite nunmehr erfüllen – oder zumindest aus den digitalen Varianten des Tagebuchführens und seinen zählfreudigen Fortsetzungen bei den ‚Quantified-Self‘-Jüngern ergeben. An diesem Punkt spätestens, aber eigentlich schon mit dem Beginn des transhumanen Diskurses um 1750 schlägt die Selbsttechnologie in Fremdtechnologie um.⁴³ Denn so wie in

42 Vgl. Foucault: *Der Gebrauch der Lüste*; Wilhelm Schmid: *Philosophie der Lebenskunst*.

43 Zum post- bzw. transhumanen Diskurs nach 1750 vgl. Britta Herrmann: *Über den Menschen als Kunstwerk* (2018).

der Suche nach dem Automatenmenschen der Gedanke der Perfektibilität in die technische Behebung körperlicher Defizite oder gar in die komplette Herstellung eines mechanischen Lebewesens münden soll, bringen auch die Datensammlungen von Big Data das Optimierungsbemühen des Einzelnen in eine übersubjektive Maschinerie, die außerhalb des Einzelnen steht und diesen transzendiert. Ein Seitenweg hierzu ist derjenige, den Therapeuten, Berater oder Coaches mit dem Jargon der Selbstoptimierung anbieten und nicht minder wirksam auf breiter Ebene umsetzen – und dann kaum mehr therapeutisch, sondern v.a. die Gesunden und Angepassten stärkend und ihnen Profile anbietend. Dabei handelt es sich, mit einem Begriff von Jürgen Straub, auch nicht mehr um klassisch-modern angestrebte Autonomie, sondern stark heteronom durchgesetzte ‚Auteronomie‘, in die der ständige Optimierungsprozess mündet. Nach Durchlaufen aller Mitmachprogramme kann der Patient, Kunde oder Nutzer darauf hoffen, irgendwann in einem ziemlich gleichtönenden „Paradies der ‚idealen‘ Gemeinschaft der Eupsychia“ zu leben.⁴⁴

Vielleicht hat damit auch jener Fall von zwanghafter Grafomanie zu tun, den Clemens J. Setz erzählt hat: Robert Shields, Geistlicher und Englischlehrer aus den USA, schrieb zwischen 1972 und 1997 alle fünf Minuten seine Handlungen und Körperzustände auf, weil er beim Unterlassen des Aufschreibens fürchtete „that I would be turning off my life“.⁴⁵ Diese Todesangst und ihre Bewältigung durch Schreiben ist wohl nicht nur singulär oder schrullig, sondern übersteigert nur symbolisch den Absicherungsgedanken, der beim Selbstschreiben oftmals mitläuft. Verwandt sind damit Anpassungsdruck und Konformitätswünsche, die die Besserungsprogramme von der psychogenen Seite aus diktieren, und so führt die längst „in industrielle Formen gegossene Animation, Mobilisierung und Disziplinierung des sich selbst unaufhörlich beobachtenden, vermessenden [...] und dabei ‚befreienden‘ Menschen“ in einen Bezirk lauthals deklamierter, aber völlig unkritisch

44 Vgl. Jürgen Straub: *Selbstoptimierung im Zeichen der „Auteronomie“* (2013), Zit. S. 26.

45 Das Gesamt’werk’ von Shields umfasst ca. 37,5 Millionen Wörter, wird in der Washingtoner State University in 94 Kartons aufbewahrt und stellt das umfangreichste überlieferte Tagebuch dar; vgl. Clemens J. Setz: *BOT. Gespräch ohne Autor*, 2018, S. 38 f.

geprobter Individualität.⁴⁶ Was wären aber die Wege hinaus? Ein nacktes, unschuldiges, unmittelbar empfundenes Dasein, ein reales Empfinden von Ontologie wäre an sich selbst schon Konstrukt: Karten, Diagramme, Tabellen, Statistiken und Verzeichnungen digitaler Art scheinen die unhintergehbaren Backups zu sein, die das Leben bis ins Empfinden hinein durchformen.⁴⁷ Und unter diesen Auspizien scheint aller Optimismus schwer zu halten, aus dem Leben ein auszuformendes „Meisterstück“ zu machen, wie Nietzsche es mit dem ihm eigenen Überschwang gefordert hat.⁴⁸ Gleichwohl ist das Pathos der Selbstpoetik mit den neuen Versuchen, sich in den Social Media ein unverwechselbares Profil mit ‚Alleinstellungsmerkmal‘ zu geben, ungebrochen. Zwischen solchen widersprüchlichen Perspektiven kann die vorliegende Studie kaum einen Ausweg bieten, immerhin aber: sich um eine geschichtliche Klärung der Verhältnisse bemühen. Sie versteht sich deswegen als Teil eines Textnetzwerks, das historisch an vielen Stellen ergänzt werden kann, immer schneller jedoch Aktualisierung benötigen wird.

46 Jürgen Straub: *Selbstoptimierung im Zeichen der „Auteronomie“*, ebd., S. 34.

47 Vgl. Manfred Schneider: *Transparenztraum*, S. 33.

48 Friedrich Nietzsche: *Der Fall Wagner*, II, S. 905.

2. Tagebuch vor dem Tagebuch: von Sokrates bis Luca Pacioli

Antike Lebensregeln und ihre Schrift

Das Thema der schriftlichen Selbstkultur hat eine weite Tradition, auch wenn es programmatisch oder mit genaueren Durchführungsbestimmungen erst in der Frühen Neuzeit aufgebaut wird. Das passende Medium hierfür waren die Hypomnemata, jene antiken Notizbücher, die seit der Zeit Platons das Gewerbe- oder Amtsleben mit Einnahmen, Ausgaben und Mahnungen dokumentierten und seit Alexander dem Großen (ca. 330 v.Chr.) auch für amtliche Journale, also Verfügungen, Protokolle, Urkunden und öffentliche Registerführung genutzt wurden. Doch konnten sie auch individuelle, knappe Aufzeichnungen enthalten – dies allerdings kaum mit Selbsterfahrungsnotizen, sondern in Form von ethischen Lehrsätzen oder Leitfäden zur Lebensführung, die zur Überlieferung gedacht waren. Ebenso werden darunter literarische Prosawerke fachwissenschaftlichen, philosophischen oder rhetorischen Inhalts sowie philologische Kommentare, Skizzen oder Entwürfe gefasst. Hypomnemata – die ganz wörtliche Bedeutung ist ‚Erinnerung unterhalb der Wahrnehmungsschwelle‘ – sind als Notizsammlungen also Schriftspeicher, auf die die Erinnerung zurückgreifen kann, und zu ihnen können auch Selbstbetrachtungen gehören.

Mit Aufkommen des Schreibmediums wird über dieses auch nachgedacht: So hat Platon in seiner Figurenrede des *Phaidros* die kritische Position formuliert, dass die Schrift unscharf in der Vermittlung von Erkenntnis sei und auch nur totes Gedächtnis produziere, mehr noch das Erinnerungsvermögen außer Kraft setze.⁴⁹ Prinzipiell sollte der sokratische Dialog die Gesprächsführung auf die gründliche Selbstprüfung des Gegenübers lenken mit dem Ziel, dass der Befragte „über sich selbst Rede stehen muß, wie er jetzt lebe, und wie er sein vorangegangenes Leben zugebracht habe“.⁵⁰ Das klare Plädoyer für das mündliche bzw. persönliche Lehrverfahren hat Platon

49 Platon: *Phaidros* 274b-275c, (2004, Bd. II, S. 474 f.).

50 Platon: *Laches* 187e/188a (2004, Bd. I, S. 185); dazu ein genauer Kommentar bei Flashar 2013, S. 71.

allerdings nicht daran gehindert, die Sokratische *Apologie* aufzuzeichnen (mit welchen Modifikationen auch immer), jene Rechtfertigungsrede, die Sokrates gegen den Vorwurf der Gotteslästerung und der Verführung der Jugend hielt und die auch im übertragenen Sinn vorbildlich geworden ist für die Selbstdarstellung unter Tribunalbedingungen. Sokrates will damit nicht nur seine kontinuierliche Lebensführung unter Beweis stellen, sondern auch seine gottgewollte Sendung, die ihn zum Durchhalten seiner Lebensweisen bringe.⁵¹ Dies führt ihn zu der Auffassung,

„daß ja eben dies das größte Gut für den Menschen ist, täglich über die Tugend sich zu unterhalten und über die anderen Gegenstände, über welche ihr mich reden und mich selbst und andere prüfen hört, ein Leben ohne Selbsterforschung aber gar nicht verdient, gelebt zu werden“.⁵²

Damit ist das entscheidende Motiv der Selbstschrift vorgegeben: eine Gerichtssituation, die im erweiterten Rahmen Selbstprüfung ermöglichen soll, sodann die tägliche Übung darin und die Notwendigkeit der Selbstprüfung überhaupt. Dass dies die Todesstrafe gegen Sokrates nicht verhinderte, zeigt zwar die fehlende Aufnahmebereitschaft der Zeitgenossen für seine Argumente und wohl auch für sein System der Selbstbeherrschung, insofern vielleicht die Maßstäbe zu streng erschienen. Die Rezeption wurde jedoch von dort aus intensiv in Gang gesetzt. Xenophon, ein Schüler und Freund, hat es in seinen *Erinnerungen an Sokrates* nicht nur unternommen, eine Verteidigung gegen die Anklage der Gottlosigkeit oder Verbreitung entsprechender Lehren aus dessen Reden zu komponieren. Im zweiten Buch werden die allgemein erkennbaren Wohltaten Sokrates' als ein Wertesystem geschildert, das erste Buch greift aber als Mitbedingung hierfür das Thema der Selbstbeherrschung auf. Maßhalten und sparsame Lebensweise, der gute Zustand von Körper und Seele,⁵³ Selbstbeherrschung auch der Triebe,⁵⁴ verdienstvolles Handeln bzw. Eupraxie sind es, die den einzelnen auch in verantwortungsvolle Positionen für die Gemeinschaft treten lassen können – von einem Staatsdiener wird dies unbedingt gefordert.⁵⁵ Damit werden die

51 Platon/Sokrates: *Apologie* 37e (2004, Bd. I, S. 31).

52 Platon/Sokrates: *Apologie* 38a (2004, Bd. I, S. 31).

53 Vgl. Xenophon: *Erinnerungen*, I/2, S. 17; I/3, S. 49–51.

54 Vgl. Xenophon: *Erinnerungen*, I/5, S. 65 ff.

55 Vgl. Xenophon: *Erinnerungen* II/1, S. 77–99.

platonischen Aufzeichnungen wirkungsvoll ergänzt, und auch wenn bei alledem nicht ganz sicher ist, welchen Authentizitätsgrad die eben nicht von Sokrates selbst aufgezeichneten, sondern überlieferten Äußerungen haben, verdichten sie sich dort zu Diskursknotenpunkten.

Dass Aristoteles dann in seinen Schriften die höhere Instanz in den Schreibenden selbst verlagert, zeigt sich auch darin, dass er nun selbst als Dialogpartner die Initiative ergreift.⁵⁶ Zu Beginn seiner *Nikomachischen Ethik* fasst er den Menschen als Gemeinwesen, der letztlich durch Handeln (praxis) zur Gemeinschaft (polis) taugt; Glück ist „Gut-Leben“ (euzoia) und „Gut-Handeln“ (eupraxia).⁵⁷ Selbstaufmerksamkeit ist dabei jedoch ebenso vorausgesetzt wie die prinzipielle Gesellschaftsfähigkeit des Menschen, insofern der einzelne darauf achten soll, Extreme zu meiden bzw. in den Leidenschaften eine Mitte zu suchen, um mit solchem Metriopathieiedal auch die Balance in der Handlung zu finden.⁵⁸

Ist in der *Nikomachischen Ethik* die Selbstbetrachtung bereits auf Lebensglück, Freundschaft und Gemeinschaft bezogen; so sieht Aristoteles überhaupt ein vollkommenes Glück in der Betrachtungstätigkeit, die ihr Ziel in sich selber hat und eine „eigentümliche Lust besitzt“.⁵⁹ Lässt sich dies im Zusammenhang mit der empirischen, nach außen gelenkten Grundausrichtung des Aristotelischen Denkens sehen,⁶⁰ so knüpfen Seneca und Marc Aurel hieran an, um aber ihre notizhaften Selbsttexte in den konsequenten Selbstblick münden zu lassen. Ihre Reflexionen gewinnen einen Eigenwert und müssen nicht vor höheren Instanzen verantwortet werden.

Noch stehen damit die philosophischen Ataraxielehren im Vordergrund und nicht die Intensitätslehren des Erlebens – Gefühlszustände sind vielmehr auszugleichen oder jedenfalls auf einem unauffälligen Niveau zu halten, um nicht das Wohlbefinden zu stören. Allerdings ist damit eine gewisse Reflexionsanstrengung verbunden, die seit Sokrates ausdrücklich Disziplin im Tagesrhythmus benötigt. Daraus ergibt sich ein Spannungsverhältnis, das zugunsten des Energieausgleichs als Besserung, aber auch Steigerung und

56 Vgl. Flashaar 2013, S. 26.

57 Vgl. Aristoteles zur eupraxia in der *Nikomachischen Ethik*, 1. Buch 8/3, S. 59.

58 Vgl. Aristoteles: *Nikomachische Ethik*, 2. Buch 6, S. 85.

59 Aristoteles: *Nikomachische Ethik*, 10. Buch 7/3, S. 330.

60 Vgl. Bernd Roeck 2017, S. 56.

Forcierung ausfallen könnte.⁶¹ Noch aber begünstigen die soziokulturellen Bedingungen ohne schnelle Verbreitungsmedien und ohne rapide Umwälzungen in einer dem Diskurs geneigten Gesellschaft die Harmonielehre von *soma* und *sema*. Und so kann Seneca als bedeutender Vertreter des Stoizismus den Umgang mit den Affekten als eine Gleichgewichtskunst betrachten und eine schlechte, einseitige Lage des Gemüts als problematisch behandeln, um sie auszuponderieren. Dies fällt insbesondere bei extremen Affekten des Zorns ins Gewicht, der durch Selbstbeherrschung, erweitertes Verstehen des Gegenübers und zeitlichen Aufschub besänftigt und in seinen schlimmen Folgen abgemildert werden kann (*De ira*). Um eben die Festigkeit der Sinne nicht zu gefährden, nimmt sich der Autor in Zucht und verweist auf die Angewohnheit des Sextius, sich vor der Nachtruhe einer Selbstbefragung zu unterziehen, um Fehlern Widerstand zu bieten und sich zu bessern: „Welche deine Schwäche hast du heute geheilt? Welchem Fehler hast du Widerstand geleistet? In welchem Punkte bist du besser geworden?“⁶² Und derart angeleitet will auch Seneca allabendlich gleichsam vor einen Richter (*ad iudicem*) treten, um durch das Ritual der Selbstprüfung ausgeglichenen Schlaf und Seelenruhe zu erlangen:

„Was ist also schöner als diese Gewohnheit, durchzuprüfen den ganzen Tag? [...] Ich gebrauche diese Fähigkeit, und täglich verantworte ich mich vor mir [...], untersuche ich meinen ganzen Tag und ermesse meine Handlungen und Worte; nichts verberge ich vor mir selber, nichts übergehe ich.“⁶³

Damit wird ein Vollständigkeitsgebot reklamiert, das folgenreich sein wird für die christlichen (Selbst-) Transparenzvorstellungen gegenüber einem höheren Richter. Es ist hier aber ganz in der eigenen Persönlichkeit als

61 Die neue diskursanalytische Studie Tristan Garcias (2017) zu den Intensitätslehren der Moderne baut diesen Gegensatz von Energetik und Ataraxie auf, bezieht sich aber bei den Weisheitslehren kaum auf philosophisch-antike, vielmehr auf religiöse Konzepte, die in der Gegenwart als komplementärer, gleichwohl offen konfrontativer Widerspruch zur technisch-energetischen Moderne auftreten.

62 Seneca: *De ira* (1995, 3. Buch Kap. 36, S. 297/299; „Quod hodie malum tuum sanasti? Cui uitio obstitisti? Qua parte melior es?“; ebd., S. 296/298).

63 Seneca 1995, 3. Buch Kap. 36, S. 299 („Quicquam ergo pulchrius hac consuetudine excutiendi totum diem? [...] Utor hac potestate et cotidie apud me causam dico [...], totum diem meum scrutor factaque ac dicta mea remetior; nihil mihi ipse abscondo, nihil transeo“; ebd., S. 298).

„speculator sui“ lokalisiert, die als Ausspäher oder Prüfer seiner selbst das Tribunal vollzieht. Von dort aus eröffnet sich wiederum eine Anwendungsebene für die Zukunft, die das Tribunal zeitlich entscheidend erweitern wird, um daraus Handlungsmaximen zu gewinnen.⁶⁴ Das heute wieder in ganz anderen, nämlich arbeits- und bildungspolitischen Zusammenhängen zitierte Wort vom lebenslangen Lernen vollzieht sich in derartiger Form von permanenter gerichtsartiger Selbstprüfung mit immer wiederkehrenden Aufrufen zur Selbsterkenntnis, wie sie auch in Senecas *Ad Lucilium epistolae* oder in *De constantia sapientis* angesprochen werden – sie können mithin als antike und stoische Entdeckung bezeichnet werden.⁶⁵ Bereits hier wäre schon die Basis dafür gelegt, was Max Weber erst für den Protestantismus als „Disposition des Menschen zu bestimmten Arten praktisch-rationaler Lebensführung“⁶⁶ erfüllt sieht – und sich dann in der Frühen Neuzeit mit weiteren diskursiven, religiösen Imperativen verbindet, um zu einer verbreiteten Lebenshaltung zu werden.

Wenn Tugenden an sich selbst zu lernen oder zu lehren sind, bilden die antiken und stoischen Selbsttechniken einen Kontrast zum sich formierenden christlichen Humanitätsideal, das auf Unterwerfung unter ein Allgemeines beruht. Es soll nämlich in der Stoa eine radikale Selbstbesinnung ermöglicht werden, die erst im zweiten Schritt auf einen gesellschaftlichen oder moralischen Zusammenhang abzielt. Eine konsequente Fortsetzung der *Nikomachischen Ethik* zeigt sich in Marc Aurels *Selbstbetrachtungen* (*hypomnemátia*). Im Namen eines abgerundeten Selbstbezugs ergehen immer wieder Aufforderungen des Autors an den Leser/Schüler, sich durch permanente Reflexion und immer wieder von außen nach innen zurückkehrenden Selbstblick weiterzuentwickeln. Absicht der Schrift ist es, die „Regeln vollendeter Lebenskunst“ zu finden und das bereits bei Aristoteles angesprochene „seelische Gleichgewicht“ in den Blick zu nehmen.⁶⁷ In

64 Vgl. Seneca 1995, 3. Buch Kap. 36, S. 299.

65 Vgl. bes. den 50. Brief an Lucilius, wo als Ziel gesetzt wird, „dich selbst täglich zu bessern, etwas von deinen Irrtümern abzulegen“ (Seneca 1995, S. 395; „Quid enim aliud agis quam ut meliorem te ipse cotidie facias, ut aliquid es erroribus ponas“; ebd., S. 394.

66 Max Weber: *Protestantische Ethik*, S. 248 (Vorbemerkung)

67 Marc Aurel: *Selbstbetrachtungen*, 4/2, S. 52 bzw. 5/2, S. 70.

dauerhaften, aber eben auch täglichen Reflexionen sowie Besserungsübungen⁶⁸ soll der Blick auf das eigene Selbst gerichtet werden, was aber die Außenperspektive durchaus einbegreift: „Nach innen richte den Blick! Von keiner Sache entgehe dir die eigentümliche Beschaffenheit und der Wert.“⁶⁹ Mit genügendem reflexiven Abstand zu sich, aber auch durch Distanzhalten zur Außenwelt qua überschauender und betrachtender Vernunft soll das Ich eine viable Perspektive auf die Welt erlangen, die zugleich von einem starken Harmoniebestreben, einem dringenden Bedürfnis nach Äquilibration von Innen und Außenwelt gekennzeichnet ist.⁷⁰ Permanente Selbstverbesserung, Selbstbeherrschung, Charakterbildung und unbeirrtes Fortschreiten sind die probaten Wege, zunehmende Freiheit von Mängeln und damit Vollkommenheit zu erlangen.⁷¹ Der aufklärerische Gedanke der Perfektibilität ist hier diskursiv vorgebildet: Er basiert auf dem frühen Gedanken einer Identitätsbildung, wenn Maximen der Augenblicksnutzung begleitet werden von der Empfehlung, „in sein ganzes Leben wie in jede Einzelhandlung Ordnung [zu] bringen“, die „Urteilkraft“ zu üben und in selbstbestimmter Weise dem Verstand „durch seinen eigenen Willen“ eine Form zu geben.⁷²

Mit solchem Achtsamkeitstraining wird also bereits die antike Intention der Seelenführung (psychagogia) auf das Selbst gelenkt. Es kann damit eine umfangreiche soziale Schreib- und Redepraxis installiert werden, insofern diese auch Gespräche und Briefwechsel, Selbstarbeit und Kommunikation mit anderen umfasst.⁷³

68 Marc Aurel: *Selbstbetrachtungen* 5/2, S. 69; 4/35, S. 63; 5/11, S. 75; 7/29, S. 110.

69 Marc Aurel: *Selbstbetrachtungen* 6/3, S. 85.

70 In dieser Selbstgegenübersetzung liegt die Entwicklungsaufgabe, durch Selbstreflexion das zu werden, was man noch nicht ist. Günter Butzer hat darauf hingewiesen, dass dies nicht nur im reinen Selbstbezug geschieht, sondern in der Auseinandersetzung mit Fremdperspektiven: „Der Autor spricht mit einer fremden Stimme, die er sich während des Schreibens erst aneignen muss. Solange dieser Prozess nicht vollendet, solange die fremde Rede nicht zur eigenen geworden ist, wird das Selbstgespräch in Gang gehalten“ (Butzer 2008, S. 95).

71 Vgl. Marc Aurel: *Selbstbetrachtungen* 1/15, S. 25; 1/16, S. 27; 5/5, S. 71. Bernd Roeck (2017, S. 60) interpretiert die Tugend der Selbstbeherrschung hier nicht als aktive Gestaltung des Lebens, sondern als Ertragen von größeren Kräften.

72 Vgl. Marc Aurel: *Selbstbetrachtungen* 3/10, Zitate S. 478/32, S. 130; 3/9, S. 47; 7/23, S. 108.

73 Vgl. Foucault 1986, S. 71.

Deutlich wird spätestens hier, dass der Imperativ des Selbstblickes längst vor Augustinus installiert ist und die Selbstbeschreibungen eines Seneca oder Marc Aurel, die sich an der Ichbetrachtung des Sokrates und seinem sittlichen Ideal messen, wegbereitend für die spätere Autobiographie werden können, deren lange Geschichte mit Augustinus' *Confessiones* (um 400) beginnt. Darin findet sich nicht nur ein Lobpreis Gottes, sondern wird auch der Bußgang zum Glauben beschrieben und eine eigene Vita-Figur entworfen als Lebensrhythmus von Erleuchtung, Umkehr, Bußgang, Entwicklung aus den schwierigen Kindertagen mit unbotmäßigem Verhalten bis hin zur Nachfolge Jesu und zum Gottesglauben. Gewissen und Selbstkontrolle werden hier zu theologisch festen Instanzen aufgebaut.⁷⁴ Auch harte Erziehungsmaßnahmen werden im Sinne einer gelungenen Bildung zu Gott hin mit Dank gesehen, um damit Exempelcharakter zu bieten – hierin zeigt sich die abgeschlossene Lebensfigur, die die Autobiographie im Unterschied zur konstitutiven Kleinform des Tagebuchs kennzeichnet. Sie stellt zugleich die Rechtfertigung des Menschen vor Gott dar und ermöglicht die Befreiung von der Erbsünde. Moralisch verworfen wird der autonome Selbstblick ebenso wie das Augenmerk auf weltliche Dinge, die lediglich einer *voluptas oculorum* entspringen würden – die Pastoralmacht steht hier über aller Selbstaufmerksamkeit, die sogar unter das Eitelkeitsverdikt fallen kann.

Homo oeconomicus – Wirtschaftsbücher des 15. Jahrhunderts (Alberti, Cotrugli und Pacioli)

Die Hypomnemata bilden das Fundament für die beiden Eckpfeiler der Selbstschrift, die Gewissenserforschung bzw. Innenschau ebenso wie die ökonomischen Aufzeichnungen, welche sich mit den spätmittelalterlichen Handlungs- bzw. Kaufmannsbüchern spezialisieren. Schriftmedien der Aufzeichnung von überwiegend äußeren Vorgängen finden sich in mannigfachen Formen. Sie können als tagebuchähnliche Urkundensammlungen zu Stadtgeschichten gefasst sein, die neben ökonomischen auch familien-geschichtliche Dinge bisweilen sehr exakt verzeichnen können. Dazu zählen

⁷⁴ Vgl. Roeck 2017, S. 96 ff., der die Selbstschau als Bestandteil der *vita contemplativa* bei Augustinus gegenüber der *vita activa* als maßgeblichen Faktor für die Erlangung des Gnadensstands betont.

etwa Reisetagebücher und auch persönlich gehaltene Memorialbücher wie die von Berthold und Endres Tucher zwischen 1385 und 1454, die öffentliche Neuigkeiten aus Nürnberg mit knappen eigenen Einmischungen in den Text abfassten. Diese Texte können mit Kalendarienbüchern in Chronikform Hybride bilden – so etwa das in Tagesabschnitte gegliederte *Calendarium Historicum* Mitte des 16. Jahrhunderts, wo „Tagbuch, Allerley Fürnhemer, Namhafftiger vnnnd mercklicher Historien Aus vielen [...] alt vnd new beschriebenen Chronicken“ vereint sind.⁷⁵ Rein hat darauf hingewiesen, dass sich im Spätmittelalter Hausbücher und Handlungsbücher finden, die einen „eigentümlichen persönlichen Charakter“ zeigen, aber nicht aufgrund subjektiver Anmerkungen, sondern in einer regellosen Form der Notizstreuung über die Seiten hinweg, welche eben noch nichts mit moderner Buchführung zu tun hat.⁷⁶ Doch befördert die Familienchronik die (Wieder-) Entstehung des individuellen Tagebuchs, was Rein am Beispiel Kaiser Friedrichs III. von 1437 gezeigt hat.⁷⁷

Die Schreibkalender als Textträger, die in eigenhändiger Niederschrift gefüllt werden, auch die Auflistung von täglichen, wiederholten Ereignissen sind in den adligen Familien noch des 16. Jahrhunderts aber weitestgehend unpersönlich gehalten – insgesamt spricht hier noch kaum ein Individuum im modernen Sinn, sondern zeigt sich eher die Rückversicherung einer Person „in der Wiederholung, in der Gleichförmigkeit ihres Lebens“, also durch Kontinuität und nicht durch individuelle Exzeptionalität.⁷⁸

Dies ändert sich mit einer Persönlichkeit, die antike Selbsttechniken mit modernem Hausverstand bzw. Rechnungswesen verknüpft. Leon Battista Albertis Buch *Vom Hauswesen (Della Famiglia)*, das um 1440, also ein paar Jahre vor der Erfindung des Buchdrucks erschien und rasch große Anerkennung fand, beschäftigt sich mit Fragen der Familienethik und der individuellen Lebensführung, die immer auch mit Zeiteinteilung und einem

75 Zit. Christiane Holm: *Versuch einer Phänomenologie des Diaristischen*, 2008, S. 13.

76 Adolf Rein 1998, S. 324; hier deutet sich eine Verbindung vom Realismus der chronikalischen Bücher aus dem bürgerlich-kaufmännischen Geist zum säkularen Charakter der Renaissance-Autobiographie an.

77 Vgl. Rein 1998, S. 330 ff.

78 Helga Meise 1995, S. 29.

gehöriges Maß an Nutzorientierung zu tun haben. Diese sollen wiederum das möglichst freie, mithin freizeitliche Leben absichern. Überlegungen aus Xenophons *Erinnerungen an Sokrates* (besonders das 1. Buch zu Fragen der Selbstkontrolle oder gelegentlich zum Hauswesen), aus Aristoteles' *Oikonomikos* und in manchen Punkten auch Platons *Timaios* liegen dem Buch zugrunde, wahrscheinlich auch die Galenische Medizin des Maßhaltens, zumindest in indirekter Überlieferung. Es finden sich dort nicht nur lange Dialoge über Tugenden, über familiäres Zusammenleben und Freundschaft, über Schönheiten und Erholungswert von Gärten, sondern auch über den guten Gebrauch von Dingen und über probate Techniken der Hauswirtschaft mit ökonomischen und ethischen Aspekten. Diese sind wiederum in manchen Punkten verknüpft – so äußert im dort waltenden Dialog Lionardo über das Prinzip des Wachstums und die Steigerungslogik der Zahl:

„Die Zahl der Köpfe der Familie soll nicht abnehmen, sondern sich vervielfachen; das Vermögen soll nicht schwinden, sondern zunehmen; jede Schädigung des Rufes soll man vermeiden, den guten Namen lieben und ihm nachtrachten; Haß, Neid und Feindschaft soll man fliehen, Bekanntschaften, Neigung und Freundschaft erwerben, steigern und bewahren.“⁷⁹

Im dritten Buch, dem *Oeconomicus*, erhebt der Dialogpartner Gianozzo die Forderung nach guter Hauswirtschaft und – gegen die Verschwendung – nach Sparsamkeitstugend, womit gerade nicht an Kargheit und Geiz gedacht ist, sondern an den probaten Gebrauch der Dinge zur rechten Zeit.⁸⁰ So wird – etwa am Beispiel eines undichten Daches – über gebotene Ausgaben und sinnvolle Investitionen gesprochen, die Schaden zur rechten Zeit abwehren können. Statt verkrampter Geldzurückhaltung geht es um eine Ausgleichskunst zwischen Gebrauch und Aufbewahrung: „Bei jeder Ausgabe muß man vorher überschlagen, daß sie nicht größer sei, nicht mehr belaste, nicht größere Summen betreffe, als die Notwendigkeit erfordert,

79 Leon Battista Alberti: *Vom Hauswesen*, S. 131 f („Nella famiglia la moltitudine degli uomini non manchi, anzi moltiplichi; l'aver non scemi, anzi accresca; ogni infamia si schifi; la buona fama e nome s'ami e seguiti; gli odii, le nimistà, le 'nvidie si fuggano, le consenze, le benivolenze e amicizie s'acquistino, accrescansi e conservinsi.“ (*Della famiglia*, S. 104).

80 Vgl. Alberti: *Vom Hauswesen*, S. 214.

und nicht geringer sei, als der Anstand verlangt.“⁸¹ Diese Mittelkonzeption ist gedanklich nah an der 50 Jahre später durch Pacioli formulierten Technik der doppelten Buchführung und lässt ferner vermuten, dass Alberti von entsprechenden buchhalterischen Vorläuferkonzepten wenigstens entfernt Kenntnis hatte.

Della Famiglia ist auch eine Ethik, die sich wiederum an der antiken Maßhaltephilosophie bzw. Diätetik eines Galen orientiert. Sie stellt aber die seelisch-medizinischen Überlegungen bereits unter das Diktat der Zeit:

„Um den Körper zu heilen und gesund zu machen, setzt man alles, was kostbar ist, ein; um die Seele tugendhaft, ruhig und glücklich zu machen, opfert man alle Gelüste und Begierden des Körpers; wie sehr aber die Zeit zum Wohle des Körpers und zum Glück der Seele nötig ist, könnt ihr selbst ermessen, und so werdet ihr finden, daß die Zeit bei weitem das Kostbarste ist. Mit diesen Dingen muß man also um so sorgsamer haushalten, als sie mehr unser Eigen sind als irgend etwas sonst.“⁸²

So wird auch von der seelischen Haushaltung gesprochen, die wiederum Hygiene und freundliches Verhalten umfasst, ferner werden moderate, nicht zu anstrengende Leibesübungen empfohlen.⁸³ Damit ist eine Lebenshaltung ausformuliert, die Burckhardt als „das erste Programm einer vollendeten durchgebildeten Privatexistenz“⁸⁴ bezeichnet hat und die das Abendland tief prägen wird. In das Mikromanagement der Haushaltsführung greift der Zeitfaktor ein, der von der Lebensführung nicht zu trennen ist:

81 So wiederum Gianozzo in Albertis *Hauswesen*, S. 211 („In ogni spese prevedere ch'ella non sia maggiore, non pesi più, non sia di più numero che dimandi la necessità, né sia meno quanto richiede la onestà.“ *Della famiglia*, S. 165).

82 Alberti: *Vom Hauswesen* (Gianozzo, S. 217 f.); „Per rimedire e sanare il corpo ogni cosa preziosa sis pone, e per rendere l'anima virtuosa, quieta e felice, s'abandona tutti gli appetiti e desiderii del corpo; ma il tempo quanto e a' beni del corpo e alla felicità dell'anima sia necessario, voi stessi potete ripensarvi, e troverrete il *tempo essere cosa molto preziosissima*. Di queste adunque si vuole essere massaio tanto e più diligente quanto elle più sono nostre che altra cosa alcuna.“ (*Della famiglia*, S. 169 f.; kursiv RK).

83 Vgl. Alberti: *Vom Hauswesen* (Gianozzo, S. 217 f. bzw. S. 225).

84 So Jacob Burckhardt über das *Hauswesen* (S. 137), der die Schrift noch schwankend zuschreibt – er erwägt Pandolfini –, allerdings Alberti als Inbegriff des ‚uomo universale‘ darstellt (S. 139).

„Was also die Zeit betrifft, so suche ich sie gut anzuwenden und bemühe mich, nichts davon zu verlieren. Ich verwende so viel Zeit als möglich zu löblichen Betätigungen, ich verwende sie nicht auf wertlose Dinge, und ich verwende nicht mehr Zeit auf die Dinge, als erforderlich ist, um sie gut auszuführen. Und um von einem so kostbaren Gute kein Quentchen zu verlieren, habe ich mir folgendes zur Regel gemacht: ich bleibe niemals müßig, ich meide den Schlaf und lege mich nicht nieder, wenn nicht Müdigkeit mich dazu nötigt, denn es dünkt mich schmähhlich, ohne Widerstand zu fallen und zu unterliegen“.⁸⁵

Dass die Zeit hier ausdrücklich nach Nutzaspekten beachtet und strukturiert wird, wirkt sich auch auf die Ordnung der Geschäfte aus, über die Gianozzo ebenfalls nachdenkt:

„Am Morgen, zuerst, wenn ich aufstehe, denke ich so bei mir: Was habe ich heut zu tun? So und so viel. Ich überzähle die Dinge, erwäge sie und weise einem jeden seine Zeit zu: dies morgens, jenes untertags, jenes andere abends; und auf diese Weise bringe ich der Reihe nach fast jedes Geschäft ohne Mühe zustande.“⁸⁶

Bei alledem ist Selbstaufmerksamkeit entscheidend, die sich auf den Tagesrhythmus bezieht. Vorbereitung, Sortierung und serielle Einteilung der Handlungen ist dabei ebenso wichtig wie die nachträgliche, abendliche Rechenschaft über das Geleistete:

„Ich schärfe euch nur ein, keine Zeit zu verlieren. Macht es so wie ich: des Morgens bereite ich mich auf den ganzen Tag vor; tagsüber komme ich allem nach, was von mir gefordert wird; und abends dann, ehe ich mich zur Ruhe begeben, über schaue ich noch einmal, was ich den Tag geleistet habe. Und wenn ich in irgendeiner Sache nachlässig gewesen bin, wo ich es im Augenblick gutmachen

85 Alberti: *Vom Hauswesen* (Gianozzo, S. 226); „Adunque io quanto al tempo cerco adoperarlo bene, e studio die perderne mai nulla. Adopero tempo quanto più posso in essercizii lodati; non l'adopero in cose vili, non spendo più tempo alle cose che ivi si richiegga a farle bene. E per non perdere di cosa sì preziosa punto, io pongo in me questa regola: mai mi lascio stare in ozio, fuggo il sonno, né giacio se non vinto dalla stracchezza, ché sozza cosa mi pare senza repugnare cadere e giacere vinto“ (*Della famiglia*, S. 176).

86 Alberti: *Vom Hauswesen* (Gianozzo, S. 226); La mattina, prima, quando io mi levo, così fra me stessi io penso; oggi in che arò io da fare? Tante cose: annòverole, pensovi, e a ciascuna assegno il tempo suo: questo stamane, quello oggi, quell'altra stasera. E a quello modo mi viene fatto con ordine ogni faccenda quasi con niuna fatica.“ (*Della famiglia*, S. 176).

kann, so schaffe ich sogleich Abhilfe und verliere lieber den Schlaf als die Zeit, das heißt den rechten Augenblick für das, was zu tun ist.“⁸⁷

Der kairos wird zur Nutzzeit, die günstige Gelegenheit wird in systematische Behandlung überführt – und wo es an Qualität der Arbeit fehlt, begegnet Gianozzo diesem Missstand mit permanenter Arbeits- und Besserungsbereitschaft. Etliche andere Lebenseinstellungen, Rollen- bzw. Geschlechterfragen werden ferner aufgebaut; hier ist interessant, wie die Selbstreflexion aus der Ich-Position in den sozialen Zusammenhang überführt wird, der nicht nur das Familienleben, sondern auch Arbeit umfasst. Diese ethischen Perspektiven des Zusammenlebens sind mit ökonomischen Empfehlungen verknüpft und entfalten maßgeblichen Einfluss auf die Entwicklung der europäischen Altökonomie, die ebenfalls in der antiken Tradition stehend sich auf Tugendentwicklung und – besonders in der Hausväterliteratur – auf Regeln der innerhäuslichen Zusammenarbeit kaprizierte. Sie wurde im Laufe des 18. Jahrhunderts von makroökonomischen Theorien aufgenommen und dann von ökonomischen Marktzwecken dominiert.⁸⁸

Ist Albertis Buch aber vor allem eine Verhaltens- und Bildungslehre mit ökonomischem Akzent, so lässt sich Benedetto Cotruglis Abhandlung *Della mercatura et del mercante perfetto* von 1458 komplementär dazu lesen als erste systematisch durchformulierte Wirtschaftslehre, die überdies lange Passagen zur Persönlichkeitsbildung des Kaufmanns enthält, welcher hier als Exponent einer neuen wichtigen Berufsgruppe im Mittelpunkt steht. Der Autor, ein aus Ragusa (Dubrovnik) stammender, in Neapel tätiger

87 Alberti: *Vom Hauswesen* (Gianozzo, S. 227); „Solo vi ricordo a non perdere tempo. Così facciate come fo io. La mattina ordino me al tutto il dì, il giorno seguio quanto mi si richiede, e poi la sera inanzi ch’ io mi riposi ricolgo in me quanto feci il dì. Ivi, se fui in cosa alcuna negligente, alla quale testé possa rimediarmi, subito vi supplico: e prima voglio perdere il sonno che il tempo, cioè la stagione delle faccende.“ (*Della famiglia*, S. 177)

88 Davon zeugen noch die Ausführungen Johann H. G. Justis über das Hauswesen in seinem *Kurzen systematischen Grundriss aller ökonomischen und Kameralwissenschaften* von 1761 – ‚Haushaltungskunst‘ (vgl. ebd., S. 253 ff.) wird zwar auf ehrbare Wege des Erwerbs verpflichtet und steht auch durchaus im Zusammenhang der Glücksbeförderung aller, im Vordergrund steht aber der „vernünftige Gebrauch des Vermögens“ (S. 258); vgl. Johannes Burckhardt/Birger P. Priddat: Kommentar zur *Geschichte der Ökonomie*, in: dies. (Hg.) 2009, S. 649 f.

Wollhändler und umtriebiger Netzwerker,⁸⁹ wechselte nach einem humanistischen Studium in Bologna in den Kaufmannsberuf, den er wiederum mit einem humanistischen Anspruch des Weitblickes und des klugen, maßvollen und ethisch vertretbaren Handelns verband und dem erkennbar das Persönlichkeitsideal eines *uomo universale* zugrunde liegt. Kunstvoll sollte nicht nur die Ökonomie betrieben werden, vielmehr beinhaltet die Schrift auch eine Reihe von Lebensmaximen, auf die der gebildete (und eben nicht vulgäre) Kaufmann sein Handeln stützen sollte, um zur ‚vita beata‘ zu gelangen.⁹⁰

Das Buch existierte in mehreren Manuskripten, weswegen es eine merkwürdige Karriere entfaltete – zunächst zirkulierte es unter Gelehrten und Kaufleuten, bevor es reichliche hundert Jahre später, nämlich 1573 in Venedig, veröffentlicht wurde.⁹¹ Dort aber finden sich bereits klare Hinweise auf eine Nutzung der doppelten Buchführung, die zweiseitig verfährt und auf der einen Seite Soll, auf der anderen Haben verzeichnet und ihrerseits schon in Genua seit 1340 in frühen Formen und im Welthandelszentrum Venedig in mehreren Varianten existierte. Cotrugli macht sich nun ebenfalls Gedanken zur Tagesstrukturierung, aber jenseits von Albertis allgemeineren Einteilungen verbindet er dies mit klaren buchhalterischen Maximen einer Verzeichnisteknik, die zugleich eine Handlungspraxis ist und dem Kaufmann jederzeit anzeigen soll, wie seine Finanzen stehen. Cotrugli unterscheidet bereits ein Hauptbuch, das alle Zahlen systematisch zusammenbringt, sowie die Vorstufen des Journals und des Memorials. Im letzteren sollen sich die Handlungen in diarischer Verzeichnung mit religiöser Adressierung finden, um das Gedächtnis zu unterstützen, Irrtümer zu vermeiden und Pläne zu machen. So heißt es im 13. Kapitel seines ersten Buches:

89 Vgl. Niall Ferguson: *Türme und Plätze* (2018), S. 95–98.

90 „O vita beata, digna d’ogni comendatione, vita angelica, vita sancta, vita philosophica, la qualle non solamente ne la fede catolicha, ma in ogni stato et religione è stata culta et comendata universal virtù!“ (*Libro de l’arte de la mercatura* (2016), Buch IV, Kap. 10, S. 188.

91 Die umfassend recherchierte und textkritisch gesicherte Ausgabe, die Vera Ribaudo 2016 unter dem Titel *Libro de l’arte de la mercatura* vorgelegt hat, stützt sich auf drei Manuskripte aus dem 15. Jh. und die erste venezianische Druckfassung von 1573.

„Dabei rufst Du immer, wie schon gesagt, auf der ersten Blattseite des Hauptbuchs den Namen Gottes an usw. Im Memorial muß Du jeden Abend oder Morgen, bevor Du ausgehst, alles und jedes eintragen, worin Du am genannten Tage gehandelt, welche Abschlüsse Du für die Rechnung Deines Geschäftes gemacht hast, sowie auch alle anderen notwendigen und erforderlichen Fälle, als Verkäufe, Einkäufe, Zahlungen, Empfänge, Sendungen, Anweisungen, Wechsel, Spesen, Promessen und alle anderen Geschäftsfälle, bevor sie in das Journal eingetragen werden.“⁹²

Cotrugli empfiehlt dazu noch ein Vormerkbuch, in welches täglich und stündlich auch die kleinsten Geschäftsvorgänge einzubringen sind, bevor sie ihren Weg ins Memorial oder Journal finden – was auf eine permanente Aufschreibetätigkeit hinausläuft, die den (wie Pacioli schreiben wird) hundert Augen des Kaufmannes womöglich noch weitere hinzufügt.⁹³ Cotrugli Abhandlung ist einerseits generalistisch, insofern sie Betrachtungen zum Charakter und zu Verhaltensklugheiten des Kaufmanns⁹⁴ sowie Kommentare zu Märkten und Marktvorgängen enthält, aber auch konkret gefasst ist in seinen Empfehlungen von Aufzeichnungstechniken, ohne deren Befolgen die Kaufleute Chaos veranstalten und in babylonisches Sprachgewirr verfallen würden.⁹⁵ So lautet die Anleitung zur doppelten Buchführung, dass

92 Cotrugli: *Della mercatura*, 1. Buch Kap. 13; zit./übers. Balduin Penndorf 1933/2009, S. 69; Orig.: „Invocando sempre, come di sopra, in sul primo foglio del Quaderno il nome di Dio ecc., Nel memoriale debbi dinotar ogni sera, ò mattina innanzi, chi eschi fuor di casa, tutto quelle che nel detto giorno haverai negoziato & contratto per conto della tua mercantia ò altri neceßarii & opportuni casi. Come le vendite, compre, pagamenti, ricevute, mandate, aßegnamenti, cambii, spese, promesse, 6 ogni altra facenda inanzi che vi nascono partite al Giornale.“ (Venedig 1573, S. 37)

93 Vgl. Cotrugli: *Della mercatura*, ebd., S. 69; und Pacioli: *De computis et scripturis*, 1494, S. 199; dt.: Kap. 4, S. 95 – diese Abhandlung ist Teil von Paciolis *Summa de Arithmetica geometria proportioni et proportionalita*, 9. Abschnitt, 11. Abhandlung.

94 Vgl. Cotrugli: *Della mercatura*, 1. Buch, 3. Kap. (*Della qualità della persona della mercante*), S. 10 ff.; über die Abstinenz des Kaufmanns gegenüber der Politik und seine Integrität vgl. Buch III, auch über seine charakterliche Ausgeglichenheit und Ruhe (Buch III, Kap. 15) oder Bescheidenheit (III, Kap. 16) und insgesamt Tugendhaftigkeit, all dies immer wieder abgesichert durch antike Autoritäten.

95 „faranno un Caos & una confusione Babbilonica“ (Cotrugli, *Della mercatura*, S. 38)

jede Wirtschaftsaktivität hinsichtlich Zeitpunkt, Wertumfang, Sache und Handelspartner und Ursache zu verzeichnen ist, und zwar auf der linken Seite mit Einnahmen und auf der rechten mit Ausgaben.⁹⁶ Damit soll die wirre Auflistung von Daten, die bis dahin auf einer Seite und in einem Buch ganz unterschiedliche Dinge vermischten, in eine berechenbare Ordnung überführt werden.

Später geschrieben, doch erheblich publikumsträchtiger ist das erste Druckwerk über Fragen des Wirtschaftshandelns – die *Abhandlungen über die Buchhaltung* des Mönchs und Mathematikers Luca Pacioli von 1494, die auch das Tagebuchschreiben inspiriert haben, insofern dort die Notation von Vorsätzen, Taten oder Ereignissen deutlich entwickelt wird. In 36 kleinen Kapiteln erstellt Pacioli ein Aufschreibesystem der doppelten Buchführung für den praktischen Nutzen, das auch in der Volkssprache Italienisch abgefasst wird, um gehörige, nun vom Buchdruck gestützte Verbreitung zu sichern und dem Geschäftsmann ein Instrument zur tagweisen wie auch jährlichen Übersicht über seine Verhältnisse an die Hand zu geben. ‚Erfinder‘ ist Pacioli also nicht im vollen Sinn (und hat dies auch nicht präntendiert, vielmehr auf die venezianische Vorläuferform hingewiesen), auch weist sein Kapitel keine mit Cotruglis Schrift vergleichbaren Ausführungen über die Kaufmannspersönlichkeit auf. Mit gewissen Verfeinerungen und auch einer klugen Veröffentlichungspolitik hat Pacioli jedoch ein wirkungsmächtiges Instrument zur Wirtschaftsführung publiziert, das noch Goethe im *Wilhelm Meister* und Wirtschaftsratgeber wie Gustav Großmann im 20. Jahrhundert loben werden.

Pacioli übernimmt nun die Einteilung in Memorial, Journal und Hauptbuch und weist gleichfalls das Memorial als Niederlegungsort für tägliche und stündliche exakte Notizen der Handelsgeschäfte aus,⁹⁷ in welches auch

96 „*Item ogni partita deve havere scriptura da intrambi dui li lati dal foglio, çoè da la banda dextra del libro lo ‘dè dare’ e da la senestra lo ‘dè havere’*. Et in ogni partita dè’ dire quando, quanto, ad cui et perché: quando, cioè lo dì; quanto, cioè la quantità del denaro; ad cui per referire, si custui dè dare, chi dè havere; et perché, dire la cagione.“ (Cotrugli: *Libro de l’arte de la mercatura* (2016), S. 83.

97 Vgl. Luca Pacioli: *De computis et scripturis* Kap. 6, S. 97 („e un libro nel quale tutte le facende sue el mercadante piccoli e grandi che aman li vengano a giorno per giorno e ora per ora scrive. Nel quale diffusamente ogni cosa die vendere e comprare (e altri manegi) scrivendo se dichiara non lasando un iota“; 1494, S. 200).

Gehilfen nach Anweisung des Prinzipals Eintragungen vornehmen dürfen. Auch er stellt die Geschäftsnotizen unter den Segen Gottes mit der Anweisung, jedes der Geschäftsbücher mit dem christlichen Kreuz, mit dem man schließlich schon in frühen Jahren begonnen habe, das Alphabet zu lernen,⁹⁸ zu beschriften und Folgebücher in alphabetischer Reihe zu kennzeichnen. Die religiöse bzw. kirchliche Passung ist zweifellos eine Bedingung für das Gelingen dieses Systems – im Namen Gottes soll man anfangen, die Posten in das Journal einzutragen, um damit weiter zu arbeiten.⁹⁹ Systematisch und programmatisch wirkungsvoll wird Paciolis Traktat dort, wo er das System der doppelten Buchführung ausformuliert und präzisiert – nicht im heutigen alltagssprachlichen Sinn des betrügerischen doppelten Buchs,¹⁰⁰ sondern in der doppelten Spaltenführung von Schulden (Debit) und Gläubigersumme (Kredit) mit Ausgaben und Einnahmen, Warenein- und ausgängen, und zwar in Bezug auf ein- und dieselbe Sache. Ausgehend von den Handelsposten, die im Hournal vorverzeichnet sind, sollen im Hausbuch dann für jeden einzelnen Posten alle Aktiva und Passiva zusammengebracht werden, sodass jeder Einnahme (z.B. Kaufsumme) eine Ausgabe (Warenausgang) gegenübersteht und sich nach minutiöser Verzeichnung aller Posten Null ergeben muss.¹⁰¹ Am Ende des Tages wie auch Jahres sollte dann mittels des binären Prinzips die Bilanz (bilancia: ‚Waage‘) exakt stimmen – was auch der memoria-Erfordernis genügen würde¹⁰² und dem Kaufmann Überblick verschafft. Einmal abgesehen davon, dass Pacioli zustimmend Sprüche zitiert, die das Wirtschaftstreiben als agonales und hochkompetitives Geschehen bezeichnen, stellt er dieses unter den Segen Gottes und erteilt damit gleichsam seinem eigenen System die Absolution.¹⁰³

98 Luca Pacioli: *De computis et scripturis*, Kap. 6, S. 98 bzw. 1494, S. 200.

99 „Adonca con le nome del dio comenzerai a ponere nel tuo giornale“. *De computis et scripturis*, 1494, S. 201.

100 Pacioli erwähnt diesen Fall nebenher (*De computis et scripturis*, Kap. 7, S. 100 bzw. 1494, S. 200).

101 Vgl. Kap. 14: „Per laqual cosa sappi che di tutte le partite che tu harai poste in lo giornale al quaderno grande te ne conven sempre fare doi cioe una in dare e laltra in havere. Perche li se chiama debitore per lo Per e lo creditore per lo A. [...] Si deve da fare posse una partita: quella del debitore poner ala man sinistra. E quella del creditore ala man dextra.“ (*De computis et scripturis* 1494, S. 202).

102 Vgl. Pacioli: *De computis et scripturis*, Kap. 17. S. 115.

103 Vgl. Pacioli: *De computis et scripturis*, Kap. 4, S. 95 (1494, S. 203).

Dessen Erfolg erklärt sich leicht: In höchstem Maße bindungsfreudig und in den Sachen inklusorisch erweist es sich als äußerst praktikabel. Auch wenn es erst mit einiger Verspätung genutzt wird, ist mit seinem Programm vor allem eine Möglichkeit gegeben, Angelegenheiten des privaten Haushalts systematisch vom kaufmännischen Geschäftsbetrieb zu trennen, ja diesen auch für andere Funktionsträger, die ihn vertreten können, durchsichtig, handhabbar und gerichtsfest zu machen. Als praktisches „Betriebssystem“, wie Vogl es genannt hat, verspricht es gestalterische Zugriffe auf das Leben, vermag aber auch die Zufälle der (Handels-) Welt zu bändigen und wirkt auf die Geschäftswelt ebenso wie auf das Individuum, lässt sich also „nicht nur als Kolonisierung der Welt mit schriftlichen Mitteln“, sondern ebenso als „folgenreiche Selbsttechnik“ verstehen.¹⁰⁴

Und praktisch wirksam ist die doppelte Buchführung mit ihrem binären Prinzip von Soll und Haben in höchstem Maße. Der Traktatteil Paciolis über die Buchführung enthält alles, was auch heute noch für jeden Kaufmann unerlässlich ist: Journal, Hauptbuch, Kontoauszug, Storno und Bilanz, Schriftverkehr und Registratur.¹⁰⁵ Ohne die Bilanzierungstechnik ist auch der Wirtschaftserfolg der Fugger kaum denkbar, ebenso wenig das Streckennetz der Postkutschen, das sich dann rasch entwickelt. Noch in Lehrbüchern der Ökonomie des 20. Jahrhunderts wird Paciolis Technik gewürdigt, allerdings vereinfachend auf seinen Namen bezogen.¹⁰⁶

Vereinfachte Formen dieses Rechnungswesens schlagen sich auch in volkstümlichen Handlungsbüchern bis in die Moderne nieder – Rechnungseinträge und Bilanzierungsspalten prägen die Buchseite in einer Form, welche auch Goethe nutzte mit Spalten für Geld, Posttage, Wetter- und Lokalnotizen, die auch in Kürzel- oder Symbolform eingetragen wurden, verbunden mit Chiffren für reale Personen am Weimarer Hof. Ein Seitenstück zu solchen schematisierten und abstrahierten Formen des Zählens

104 Joseph Vogl: *Poetik des ökonomischen Menschen* 2007, S. 550.

105 Es ermöglicht damit, so Vogl (2007, S. 550), nicht nur Totalerfassung in zeitlicher Kontinuität, sondern auch filternde Selektion und im nächsten Schritt die Vernetzung ansonsten nur isoliert gesehener Bereiche.

106 Der Zusammenhang wird unten bei Gustav Großmann entwickelt. Zum Geld- und Finanzwesen des ‚Silbernen Zeitalters‘ sowie zur Fugger-Karriere vgl. Preisdörfer: *Als unser Deutsch erfunden wurde*, S. 95–119.

bildet die Rechentechnik Adam Rieses, die in der Lutherzeit aufkam – sein berühmt gewordenes Lehrbuch *Rechnung auf der linihen* veröffentlichte Riese, der auch als Buchhalter im Bergbau tätig war, 1518. Dort wird eine bestimmte Rechenanwendung für ein größeres Publikum zugänglich gemacht: Mit einem Diagramm bzw. Längs- und Querstrichen können dort Zahlen bezeichnet werden durch Ablage von Rechenpfennigen oder Steinchen. Die erste Linie steht für die Einer, die zweite die Zehner, die dritte die Hunderter und die vierte die Tausender, und durch Positionierung einer entsprechenden Menge von Steinchen lässt sich die Zahl darstellen bzw. erkennen und eben auch mit anderen Zahlen bzw. Steinchenpositionen verrechnen. Nicht nur wurde dadurch das Dezimalsystem sehr fasslich abgebildet und das praktische Recheninteresse mit handwerklichen Mitteln verbunden. Riese publizierte (wie auch Pacioli) seine Abhandlung für eine breite Öffentlichkeit und wollte mit der Linientechnik, die bereits ihre Tradition hatte, auch Autodidakten zum Rechnen befähigen. Insofern lässt sich von einer nicht nur verbreiteten, sondern auch in Schulen angewandten Kulturtechnik sprechen, die die Anschaulichkeit mit der Kaufmannsliste teilt und in späteren Notationsformen von Daten noch durchscheinen wird.

Haus- und Handlungsbücher sind seit dem 16. Jahrhundert die dominierende Gattung der Selbstschrift, hinter denen die Introspektionstechniken der Antike zunächst zurückfallen – wie an Albertis Hauswesen zu zeigen war, widersprechen sie sich aber nicht. Es entstehen dadurch nicht nur Programme und Praktiken des wissenschaftlichen Tagebuchs, vielmehr verbindet sich das pekuniäre Aufschreibesystem mit dem Selbstblick und begründet im 17. Jahrhundert das protestantische, insbesondere das pietistische Tagebuch.

3. Im Geiste des Kapitalismus – der puritanische Weg zur Verwaltung von Ich und Öffentlichkeit (Beadle, Hartlib, Pepys, Franklin)

Die calvinistische Internationale

Es sind vier Themen, die ab 1600 den Diskurs des Tagebuchs im engeren, modernen Sinn prägen: wirtschaftlich-politische Vorgänge, seelisch-geistliche Einstellungen, Wissenschaftshaltungen und eine zunehmend wichtiger werdende persönlich-weltliche Ebene der subjektiven Lebensorganisation. Die sich verzweigenden Formen der Aufzeichnungstechniken beruhen zwar auf unterschiedlichen Diskursfeldern, zeigen aber doch Verwandtschaften, was den Umgang mit ‚Daten‘ bzw. ‚Datis‘ angeht.

Besonders stark aktiviert wird die ökonomische Haushaltung, wenn sie sich mit einem Glaubenssystem verknüpft. Zwar ist Gelderwerbsstreben zweifelsfrei auch anderen Kulturen nicht fremd – aber als spezifisch abendländisch hat Max Weber in seiner epochalen Studie zur *Protestantischen Ethik* die Rückverstärkung der Profitneigungen durch bestimmte Reformationen ausgemacht, namentlich Calvinismus und Puritanismus. Diese machen den ‚Geist‘, die ideelle Aufladung des Kapitalismus aus – dahingehend nämlich, dass Mechanismen von Affektkontrolle und Selbstzwang im Verein mit buchhalterischen und technischen Mitteln eine Verselbstständigung des Steigerungsdenkens bewirkten. Wenn sich das gläubige Individuum als Teil dieser religiösen Gemeinschaft empfinden will, muss es gravierende Selbstzwänge ausüben und sich Leistungsziele setzen. Nicht nur aber werden damit umfangreiche Verinnerlichungsprozesse in Gang gebracht – vielmehr durchzieht die neue Glaubensform neben den häuslichen bald auch alle öffentlichen Sphären. Denn bei Außerkraftsetzen der kirchlichen Beherrschung des Lebens tritt an diese Leerstelle bald eine „unendlich lästige und ernstgemeinte Reglementierung der ganzen Lebensführung“.¹⁰⁷ Nur in

107 Max Weber: *Protestantische Ethik*, S. 9. Der Hinweis von Roeck (vgl. 2017, S. 563, bes. S. 776), dass im Prinzip alle Richtungen des Christentums, auch

geringem Umfang trifft dies für das Luthertum zu, ausgesprochen intensiv aber für den Calvinismus als „Pflanzschule der Kapitalwirtschaft“.¹⁰⁸ Dass man in Calvins Strenge und Purismus die „kalte Vernunft eines Juristen“ gesehen und ihn als „Gottes Hirtenhund“, ja als „protestantischen Savonarola“ bezeichnet hat, mag illustrieren, dass das Leben nicht nur in Calvins Wahlstadt Genf sehr formenstrikt geprägt war – es statteten dort sogar die Geistlichen bei den Familien Hausbesuche ab, um deren moralische Verfassung zu überprüfen.¹⁰⁹

Wieso werden gerade diese protestantischen Richtungen für das Aufkommen des Kapitalismus verantwortlich gemacht? Weber ist sich durchaus im Klaren, dass es eine entwickelte Finanzwirtschaft seit dem späten Mittelalter gibt. Es fehlen aber bis ins 16. Jahrhundert die Agenten, die auf breiter Ebene eine entsprechende Geisteshaltung mitbringen, um alle Potenziale der Erwerbswirtschaft auszuschöpfen. Dazu gehört nämlich ein Subjekt, das bereit ist, nicht etwa durch gelegentliche Kompensationstätigkeiten Sündenabbau zu betreiben, sondern in systematischer Lebensführung und mit großem Willen zu einer dauernhaft produzierenden Lebensführung alle Tätigkeiten auch effizienter zu gestalten – und hierfür noch Gottes Zustimmung an der Seite zu haben. Im Unterschied zum Katholizismus ist es eben nicht die Sammlung von Einzelleistungen, die je nach Situation eingesetzt werden konnten, um Sündenvergebung zu erlangen. Vielmehr geht es in Teilen des Protestantismus um eine starke, bindende Prozessualität des

der Katholizismus, auf die Herausbildung einer kapitalistischen Mentalität hingewirkt hätten, verfehlt den Kern des Arguments von Weber, dass es eben bestimmte Teile des Protestantismus waren, die Systematisierung und Reglementierung des Lebens im utilitaristischen Sinn zum Programm erhoben hätten. Der Hinweis auf das katholische Fugger-Milieu (Roeck 2017, S. 636) ist zwar im ökonomischen Sinn und auch in der globalisierten Dimension zutreffend, doch ist dort keineswegs an die Internalisierung von Arbeits- und Pflichtrhythmen durch alle gedacht. Eher schon wäre die Bürokratisierung, die die Montanindustrie im 15. Jahrhundert mit sich brachte (vgl. Roeck 2017, S. 624 ff.), hier anzuführen, doch müsste diese wiederum auf eine mentale Disposition treffen, um zum Programm einer Verinnerlichungstechnik werden zu können – dies ist freilich erst im 16. Jahrhundert der Fall.

108 Weber: *Protestantische Ethik*, S. 17, zitiert hier Sombart, *Der moderne Kapitalismus* I, S. 380.

109 Roeck 2017, S. 773 ff.

Erfolgsstrebens mit einer „systematischen Selbstkontrolle“, der eine „zum System gesteigerte Werkheiligkeit“ zugrunde liegt.¹¹⁰ Die christliche Askese ist aus den Mönchszellen in den Berufsalltag gewandert und in diesem Sinne zu einer „systematisch durchgebildeten Methode rationaler Lebensführung geworden, mit dem Ziel, den status naturae zu überwinden, den Menschen der Macht der irrationalen Triebe und der Abhängigkeit von Welt und Natur zu entziehen“¹¹¹ – und damit die ganze Persönlichkeit einzubegreifen.

Während der Lutheraner – sola fide, sola scriptura, sola gratia – sich auf seine Glaubensgerechtigkeit verlassen kann,¹¹² ist Puritanern und Calvinisten diese feste Basis abhanden gekommen. In deren Sicht hat sich Gott vielmehr zurückgezogen – jedenfalls scheint die Welt auf sich gestellt, Gott nur in absoluter Transzendenz denkbar und der einzelne Mensch von den anderen isoliert: „Aus dem menschlich verständlichen ‚Vater im Himmel‘ des Neuen Testaments ist [...] ist hier ein jedem menschlichen Verständnis entzogenes transzendentes Wesen geworden“.¹¹³ Diese Weltsicht wird noch dadurch extremisiert, dass der einzelne dem nächsten misstraut und auf Hilfe nicht zu hoffen ist¹¹⁴ – in weite Teile des Pietismus reicht jedenfalls die Einsicht hinein, dass Verlass in dieser Welt nur auf einen selbst ist. Und flankiert von Descartes’ radikal egofixiertem Erkenntnismodell des ‚Cogito ergo sum‘ kann dann die Konzeption eines Ich auf den Weg gebracht werden, das mit maximal kalkulierter Rationalisierung sich selbst behauptet und damit auch seinen Stand der Prädestination zu verbessern glaubt.¹¹⁵ Lauter Zeichen der Erwähltheit werden dann im irdischen Erfolg gesehen, mag dieser auch substantziell weit hinter göttlichen Sphären zurückbleiben. Insofern aber die Gnadenwahl nicht sicher erkannt werden kann, wächst

110 Weber: *Protestantische Ethik*, S. 114; vgl. 119 u.ö.; S. 115.

111 Weber: *Protestantische Ethik*, S. 119.

112 Vgl. neuerdings Roeck 2017, S. 735.

113 Weber: *Protestantische Ethik*, S. 94.

114 Exemplarisch angeführt wird Bailey, der eine gehörige Vorsicht vor anderen empfiehlt und dafür den Propheten Jeremias 17,5 zitiert: „Verflucht sei der Mann, der sich auf Menschen verlässt“. Was im alttestamentarischen Text situationsethisch gemeint sein mag, wird im Puritanismus zum Umgangsprinzip der Vorsicht, woraus wiederum Antriebe zur Selbstdurchsetzung erwachsen (vgl. Weber: *Protestantische Ethik*, S. 97).

115 So die plausible Parallelisierung von Weber, *Protestantische Ethik*, S. 118.

eben das Bemühen, diese Unsichtbarkeit zu kompensieren und sichtbare Werke statt Worte zu schaffen. Der heute noch gängige Alltagssatz ‚Hilf dir selbst, dann hilft dir Gott‘ ist ein Nachhall dieses Selbsterhaltungsgedankens und zeigt zugleich, wie damit ein Glaubenssystem gedreht werden kann: Der Mensch, der sein Leben einem rationalen Kontrollsystem unterwirft, dünkt sich, indem er gelingende Selbsthilfe betreibt, irgendwann als sein eigener Gott. In dieser Selbstfixierung gerät auch Freundschaft in Misskredit und ist Nächstenliebe ein eher abstrakter Beitrag zum Gottesdienst, ohne doch wirklich sozial gemeint zu sein. Alle Arbeit geschieht zwar zum Nutzen des Menschengeschlechts, freilich ist dies vor allem dem Ruhm eines abstrakt bleibenden Gottes verpflichtet. Dieser Utilitarismus führt an einem bestimmten Punkt dazu, dass sich die Zahl der nützlichen Taten verselbstständigt – Heilsgewissheit (*certitudo salutis*) ist nur dadurch zu erlangen, dass der einzelne für sich eine hohe Produktivität anstrebt.

Gewisse Kulturleistungen der protestantischen Ethik werden in dieser Sicht durchaus gewürdigt, doch wird am protestantischen Erwerbsstreben die klare Neigung erkennbar, sich von allen Zwecken einer guten Lebensführung zu verselbstständigen und letztlich in einer entfesselten Eigendynamik stark irrationale Züge anzunehmen.¹¹⁶ Es ist insofern nicht gut nachvollziehbar, wie bereits die frühen Kritiker Webers, aber auch spätere wie Luhmann und Habermas dessen Ausführungen affirmativ lesen konnten in Richtung eines nicht nur erfolgreichen, sondern auch lebenswerten Kapitalismus-Modells, das Weber in der (auch eigenen) protestantischen Tradition entwickelt habe. Weber ist vielmehr historisch-analytisch daran orientiert, den modernen Menschen über jene Voraussetzungen und geschichtlichen Bedingungen aufzuklären, die in einer um 1900 beschleunigten kapitalistischen Welt kaschiert werden. Gänzlich unübersehbar ist seine Kritik am Autonom-Maschinenhaften des Erwerbsstrebens oder an der Subordinierung des einzelnen unter ein Dispositiv des Kapitalismus, welches das Subjekt beherrscht, das einen geschäftsmäßigen Normenzwang verinnerlicht.¹¹⁷ Denn nicht mehr die Wahl des Puritaners, sondern der Imperativ zur Produktion beherrscht den modernen Menschen: „Der Puritaner wollte

116 Vgl. Weber: *Protestantische Ethik*, z.B. S. 47; 54.

117 Weber: *Protestantische Ethik*, S. 30, S. 230.

Berufsmensch sein, – wir müssen es sein“,¹¹⁸ lautet die Gegenwartsdiagnose, und es ist nunmehr kein leichter Mantel der finanziellen Sorge mehr, den man zugunsten des Seelenheils leicht abwerfen könnte, sondern es ist ein „stahlhartes Gehäuse“, in welches sich der Erwerbstreibende eingezwängt sieht.¹¹⁹ Berechnungen des Tages und der Erträge über längere Zeit lösen sich von den Akteuren ab und verselbständigen sich: Damit gelangen Formen des Kapitalismus zur Reife, die sich zwar bereits vorher schon in der Anlage abzeichneten, aber in Verhältnissen der „Wahlverwandtschaften“ zwischen Glaubensformen und Berufsethik¹²⁰ virulent werden.

Empirische Aufmerksamkeit: Beobachtungstechniken in der Frühen Neuzeit (Bacon, Galilei)

Bevor die Rechenschaftspflicht von Calvinisten und Puritanern durch Aufzeichnungssysteme präzisiert wird, tritt das neue Wissenschaftsverfahren der Induktion hinzu, das Francis Bacon unter dem Prinzip der *Observatio* ausarbeitet bzw. in der englischen Variante der *observation* in Umlauf bringt. Gegen Vorurteilsbefangenheit, Begriffsgläubigkeit oder blinde Weltanschauung begründet Bacon dies im *Novum Organum Scientiarum* (1620) mit dem Ziel einer reinen Sammlung von Detailkenntnissen, aus der alle Theorie- und Hypothesenbildung erst erfolgen soll. Das Tagebuch steht solchen Detailbeobachtungen zur schriftlichen Fixierung offen, und so ist es erklärbar, dass (auch wenn das Konzept auf die Antike zurückgeht) sich eine der ersten nicht nur nominellen, sondern programmatischen Formulierungen dazu in Bacons *Essay Of Travel* (1597) findet. Dort merkt er zu Reisetätigkeiten über Land an, man solle seine Beobachtungen tagebuchartig fixieren:

118 Weber: *Protestantische Ethik*, S. 230.

119 Weber: *Protestantische Ethik*, S. 230; die Industriemetapher findet sich auch in der Bezeichnung von „stahlharten puritanischen Kaufleuten“ (ebd., S. 108). Die Wendung wird bei Graeber aufgegriffen (2017, S. 92), und reflektiert wird damit ein Zusammenhang, der zur Modernekritik auch Georg Simmels gehört bzw. seiner Diagnose von harten Sachzwängen und rein formalen ökonomischen Logiken entspricht (*Die Großstädte und das Geistesleben*, 1903).

120 Weber: *Protestantische Ethik*, S. 80; Maurer (2017, S. 276) spricht von „Begünstigungskonstellationen“.

„It is a strange thing, that in sea voyages, where there is nothing to be seen, but sky and sea, men should make diaries; but in land-travel, where-in so much is to be observed, for the most part they omit it; as if chance were fitter to be registered, than observation. Let diaries, therefore, be brought in use.“¹²¹

Bacon führt sodann eine lange Liste derjenigen Dinge an, die aufzuschreiben sind: Vorgänge an Fürstenhöfen, Botschafterbegegnungen, Verhandlungen in Gerichtssälen, kirchliche Versammlungen, Denkmäler in Klöstern, städtische Befestigungsanlagen und Häfen, Häuser und Gärten, Waffenarsenale, Schatzsammlungen, Wohnanlagen, Warenlager, Reitübungen und militärisches Exerzieren. Zum Bildungsreisegepäck des Jungadels im 18. Jahrhundert wird es dann später gehören, alles aufzuschreiben, „whatsoever is memorable, in the places where they go“,¹²² um diese Eindrücke dann auch mit Briefwechseln und Befragungen durch die Erzieher zu stützen. Dazu tritt ein nutzenorientiertes Zeitverständnis, das Bacon in seinem Essay *Of Dispatch* formuliert und dort mit dem Geld- und Arbeitsverständnis verknüpft: „For time is the measure of business, as money is of wares; and business is bought at a dear hand where there is small dispatch.“¹²³ Die sinnvoll genutzte Zeit, das „business“, ist wiederum in drei Teile gegliedert, nämlich Vorbereitung, eingehende Prüfung und Perfektionierung,¹²⁴ die überschaubare Zeiträume beanspruchen sollen. Alle Sorge der Beobachtung hat hier noch mit der Gegenwart, ja mit der Tageseinheit zu tun.¹²⁵

Dass beobachtete Dinge aufgeschrieben werden müssen, scheint nicht weiter erklärungsbedürftig. Und doch ist das hinzutretende Element des wissenschaftlichen Tagebuchführens in dieser Zeit bei Galilei und Kepler sichtbar. Galilei, der im *Sidereus Nuncius* (1610) seine überwältigenden

121 Francis Bacon: *Of Travel*; 1962, S. 54.

122 Francis Bacon: *Of Travel*; 1962, S. 54.

123 Francis Bacon: *Of Travel*; 1962, S. 76.

124 Francis Bacon: *Of Travel*; 1962, S. 77. Das wissenschaftliche Aufschreibesystem wird auch in der utopischen Erzählung *Nova Atlantis* (Fragment; posthum 1627 veröffentlicht) genutzt, wenn auf der fiktiven Insel Bensalem drei Forscher („Depredators“) dafür zuständig sind, die Experimente in Büchern aufzuschreiben, weitere drei („Compilers“) Eintragungen in Listen und Tabellen vornehmen (*Nova Atlantis*, 1627/1844, S. 269).

125 So Bacon in dem Kapitel *Of the Moderation of Cares* der *Meditationes Sacrae* (1597).

Beobachtungen zu den Jupitermonden einträgt, nutzt die diarische Notiz als erkenntnisleitende Form: Protokolliert werden sowohl die durch den Fernrohrblick gewonnenen Erkenntnisse seiner Himmelsgeometrie als auch die Selbsterfahrungen des Forschers, was sich in einer möglichst authentischen und expressiven Niederschrift artikuliert. So schreibt Galilei über seine Entdeckerfreuden mit Datumsbeglaubigung:

Als ich um die erste Stunde der auf den 7. Januar des laufenden Jahres 1610 folgenden Nacht die Gestirne des Himmels durch das Fernrohr betrachtete, geriet mir der Jupiter ins Bild, und da ich mir ein sehr vorzügliches Instrument gebastelt hatte, erkannte ich (was vorher wegen der Schwäche des anderen Gerätes nie gelungen war), daß bei ihm drei Sternchen standen, die zwar klein, aber sehr hell waren. Sie versetzten mich, obgleich ich sie zu den Fixsternen zählte, dennoch in einiges Erstaunen, weil sie auf einer vollkommen geraden Linie parallel zur Ekliptik zu liegen und heller als die übrigen Sterne gleicher Größe zu glänzen schienen.¹²⁶

Damit ist nicht einfach eine sachliche Reportage gegeben, sondern zugleich eine Erzählung oder ein Ereignisbericht, der den tastenden Erkenntnisprozess anschaulich macht und seine Ergebnisse mit Vermutungen, Erwartungshaltungen und Vorläufigkeitserklärungen konfrontiert: Galilei entdeckt die bis dahin unbekanntes Jupitermonde (und den vierten wenige Tage später auch noch), Himmelskörper, die man vorher aufgrund von begrenzter Sehkraft nicht wahrgenommen hat und auf deren Entdeckung flugs das Erstlingsrecht angemeldet wird – all dies rückversichert mit der Anmerkung, dass sie ohne das famose Gerät nicht zu machen gewesen wäre. Die emotionsgeladene Narration spiegelt jene theoretische Neugier bzw. *curiositas*, die Hans Blumenberg als Bedingung dieser Entdeckung und ihrer Formulierung bezeichnet hat.¹²⁷ Mit seinem Entdeckerpathos richtet sich

126 Galilei 2002, S. 111 („De itaque septima Ianuarii, instantis anni millesimi sexcentesimo decimo, hora sequentis noctis prima, cum caelestia sidera per Perspicillum spectarem, Iuppiter sese obviam fecit; cumque admodum excellens mihi parasset instrumentum (quod antea ob alterius organi debilitatem minime contigerat), tres illi adstare Stellulas, exiguas quidem, veruntamen clarissimas, cognovi; quae, licet e numero inerrantium a me crederentur, nonnullam tamen intulerunt admirationem, eo quod secundum exactam lineam rectam atque Eclipticae parallelam dispositae videbantur, ac caeteris magnitudine paribus splendorosae.“ *Opere* III/1, S. 80).

127 Vgl. Hans Blumenberg: *Das Fernrohr und die Ohnmacht der Wahrheit*, 1966, S. 338.

Galilei auch gegen die Buchgelehrsamkeit, die für ihn in nichts weiter als im gedankenlosen Repetieren von Sätzen besteht, die über die Welt und ihr Funktionieren nichts aussagen.¹²⁸

Nicht nur soll dadurch das Forschungsprojekt an Kontur gewinnen, auch das Forschungssubjekt konstituiert sich dabei. Diese Intention ist bis heute vielfach abgewandelt worden – zum Beispiel in Lichtenbergs *Sudelbüchern* bzw. *Tagebüchern*, die wissenschaftliche Beobachtungen und Datenreihen mit Aspekten literarischen und philosophischen Denkens sowie Aufzeichnungen privater Gefühlslagen verbinden und das Bewusstsein der Zeitzu- und -nutzung fortführen.¹²⁹ Zum Optimierungsdenken haben sie in der Sache teilweise, zu dessen Notationsform vieles beigetragen.

Beichtbücher und Statistik (Beadle, Hartlib)

Im doppelten Horizont von erwerbsorientierten Lebenspraktiken und wissenschaftlichen Maximen werden wiederum die Programmformulierungen der Selbstschrift dringlicher, wenn sie an die antiken Forderungen zur Selbstschau anknüpfen und in die aktuellen Glaubenseinordnungen eintreten bzw. protestantische Positionen profilieren. Vor allem mit den puritanischen Selbsttexten (weniger den calvinistischen) werden auch schriftliche Beicht- und Lektüreprogramme als Erinnerungszeichen von Gottes Wirken installiert.¹³⁰ John Beadle (1595–1667), Prediger des inneren Seelenraumes, anglikanischer Gemeindevorsteher und engagierter

128 Die Sprachverwendung Galileis ist nicht durch umständliches Razonieren und Ruminieren der immer gleichen Lehrsätze gekennzeichnet, die sich nur gegenseitig beweisen, auch nicht durch eine Darstellungstechnik in Paragraphen. Galilei trägt seine Überlegungen vergleichsweise zielbewusst vor, doch ist die Satz diktion häufig von Einschüben, Parenthesen, zugleich von Markierungen des Erstaunens durchsetzt, die die emotionale Beteiligung des Entdeckers am beobachteten Objekt spiegeln. Dies nähert die Traktatform stärker der Diaristik bzw. dem Wirtschafts- und Hausbuch an, wissenschaftlich im zeitgenössischen Sinne ist sie nicht mehr – der Erzählcharakter ist unübersehbar.

129 Bei allem humoristischen Abstand ist auch bei Lichtenberg noch dieser Gedanke zu erkennen: „Wie kann ich dieses Ding oder den gegenwärtigen Augenblick am besten nützen?“ heißt es in den *Sudelbüchern* (A 3, S. 17); zur Tagebuchform und zum Staatskalender siehe ebd., S. 10 f.

130 Vgl. Manfred Schneider 1987, S. 679.

Reformist gegen eingessene kirchliche Zeremonien, erläutert in seinem Traktat *The Journall or Diary of a Thankfull Christian* eindringlich seinen Imperativ, über Glaubenserfahrungen Tagebuch zu führen.¹³¹ Damit individualisiert er auch die verschiedenen Arten von Beicht- und Pönitentialbüchern, die seit dem 16. Jahrhundert katalogartig schematisiert in Gebrauch sind. Ganz unverkennbar steht seine Programmatik unter dem Einfluss des Calvinismus mit all seinen Imperativen, Selbstordnung herzustellen, um daraus die zufälligen Weltläufte zu überwinden und die Tat sprechen zu lassen. Die Pointe eines längeren Entwicklungsprozesses liegt darin, dass in der zunehmenden Selbstgewissheit des Erwähltseinsstandes schließlich das Ich in ein Handelsverhältnis mit Gott tritt und eigene Schuld aufrechnet mit eigenen Verdiensten, für die Gott sich erkenntlich zu zeigen habe.¹³² Hier dehnt sich – auch unter dem Einfluss von Bacons praktischem Empirizismus – alle Berechnungstätigkeit in staatliche Dimensionen aus. Die Notwendigkeit dazu leitet Beadle auch aus einem Vergleich mit weltlichen Zwecken her, woraus nebenher deutlich wird, welche Formen des Notierens es bereits gibt:

„We have our State Diurnals, relating the Nationall Affairs. Tradesmen keep their shop books. Merchants their Accompt books. Lawyers have their books of presidents. Physitians their Experiments. Some wary husbands have kept a Diary of daily disbursements. Travellers a Journall of all they have seen, and hath befallen them in their way. A Christian that would be exact hath more need, and may reap much more good by such a Journal as this.“¹³³

Es folgen Anweisungen zum Tagebuchführen, wozu auch Relektüren des Geschriebenen gehören, das Aufzeichnen aller Ziele und Wünsche, drittens das Bedenken, dass die Wohltaten abgemessen sind, und viertens die Wertschätzung dieser individuellen Glückszumessung durch Gott.¹³⁴ Beadle argumentiert, dass ebenso Heiden wie auch hochrangige Personen Tagebuch geführt hätten, schließlich aber Gott selbst hierin tätig sei, insofern er sich an alle Wohltaten und Anstrengungen gegenüber allen Menschen

131 Vgl. John Beadle 1656, S. 22 f.

132 Auf eine solche selbstbewusste Umkehr des Verhältnisses von Mensch und Gott weist auch Max Weber hin (*Protestantische Ethik*, S. 128).

133 Vgl. Beadle 1656, n39.

134 Vgl. Beadle 1656, S. 102 ff.

erinnere: „He has a book of remembrance of every passage of providence that concerns us“ – und erst recht für den Menschen sei das Tagebuch ein unverzichtbares mnemotechnisches Mittel, um allem Vergessen entgegenzusteuern.¹³⁵ Es helfe, die Dankbarkeit aufrechtzuerhalten, den Gläubigen zu stärken und seinen Weg zum Guten fortzusetzen. Signifikanterweise ist es aber auch nützlich, indem es ganz prosaisch anzeigt: „Who will bring us any profit?“¹³⁶

Beadle führte in dieser Absicht genaue Gemeindebücher und -register z.B. über Kollekteneinnahmen, Ausgaben oder Almosen und Unterstützungsleistungen. Es gab zwar um 1600 bereits nicht nur im Elisabethanisch-Puritanischen England private religiöse Tagebücher, auch wurde ab den 1640er Jahren die Idee eines privaten Gewissens- und Handlungstagebuchs offenbar durch andere Prediger in kleineren Instruktionstexten formuliert, etwa von Isaac Ambrose, Richard Baxter oder Edmund Staunton.¹³⁷ So gibt Ambrose die Anweisung „to erect a Tribunal for the conscience“,¹³⁸ um im Selbstgericht die eigenen Verfehlungen aufzuzählen, auch erwähnt er antike Tagebücher als Kronzeugen für die richtige Selbstbuchhaltung: „Such a Register (of God’s dealings towards him, and of his dealings toward God in main things) the Lord put into a poor creature’s heart to keep in the year 1641“, und ferner hält Ambrose als Textmuster ein kurzes „daily register of a weak unworthy Servant of Christ“ bereit, an dem sich bußfertige Christen orientieren können.¹³⁹ In seiner Systematik, Ausführlichkeit und Wirkung steht Beadle allerdings singulär: Die folgenreiche Idee, die er systematisch durchdenkt, ist die eines religiösen Tagebuchs, das ermöglichen sollte, die Wohltaten mit den Prüfungen Gottes besser im Gedächtnis behalten zu können, und diese Idee wird nicht nur in seinem unmittelbaren Wirkungsort Essex in Predigten bereits um 1640 entwickelt, sondern 1656 auch publiziert und weithin – auch in London – bekannt.¹⁴⁰

135 Beadle 1656, S. 166 (Zitat); vgl. 1656, S. 170.

136 Beadle 1656, S. 174.

137 Vgl. Murray 1996, XXX ff.

138 Ambrose: *Complete Works*, S. 367.

139 Ambrose: *Complete Works*, S. 91.

140 Vgl. Murray 1996, S. XXV.

Betrachtet man Beadles Konzept nüchtern und weniger glaubenstrunken, handelt es sich um ein Rechnungswesen von göttlichen Gnadenerweisen und Prüfungen, die dem einzelnen Gemeindemitglied zugemessen sind und mit denen es sich einzurichten hat. Immer wieder wird der ‚Account‘ erwähnt (dessen Semantik nicht nur das ‚Konto‘, sondern auch die ‚Erzählung‘ umfasst), und mit ‚dealings‘ sind Wirtschaftshandlungen gemeint. Gedächtnis heißt vor allem Selbstprüfung durch Bewusstwerdung der Unterhandlungen zwischen Gott und Ich, doch wird bei diesen Konzeptionen eben auch ökonomisches (‚account‘, ‚dealings‘), juristisches (‚trial‘) und verwaltungstechnisches (‚register‘) Vokabular eingesetzt. So sieht etwa Beadle den gläubigen Tagebuchschreiber als „Steward“, dessen Einkünfte größer sein müssen als der unternehmerische Einsatz, was auch per Hinweis auf die Arbeit mit Geld im Matthäus-Evangelium (25, 15–30) belegt wird. Dass Puritaner mittlerweile einen guten Teil der Handel treibenden mittleren Schicht ausmachen, erklärt diese Begrifflichkeit.¹⁴¹

Das Prinzip der Observation machen sich aber auch die Register schaffenden Verwaltungsfachleute in London und Oxford zu eigen. So schlug etwa Samuel Hartlib (ca. 1600–1662) in Anlehnung an Théophraste Renaudots Pariser Bureau d’Adresse 1647 vor, man habe in London Register aller Güter, Personen und Beschäftigungen, Ämter- und Kommissionenverzeichnisse zu unterhalten,¹⁴² die dem Commonwealth von Nutzen seien – dieses Informationsbüro sollte dauernde bzw. feste Kataloge und fließende Register enthalten, um Kommunikationen aller Art zu kartieren. Die Bevölkerung sollte diese Daten dem inneren Zirkel der Forscher möglichst reichhaltig zur Verfügung stellen,¹⁴³ und so wird bereits hier das Vorhaben erkennbar, das Wissen über den Menschen zusammenzutragen und in der Bildung wieder zirkulieren zu lassen. Teils noch erhalten sind Hartlibs Tagebücher, die *Ephemerides* von 1634–60, ebenfalls ein Gemisch aus wissenschaftlichen und verstreuten anderen Notizen. Was Wetterbedingungen wie auch Gefühlslagen angeht, empfiehlt Hartlib:

„soe compare them with his owne observations of *the* chainge and alteration of *the* Aire from day to day which doubtless as it was *the* way at first taken by the

141 Murray 1996, S. XXXVI.

142 Hartlib 1647, S. 42f.

143 Vgl. Stangl 2001, S. 181.

Antients to find out their efficacy (I meane *the* making such a constant observation & Keeping such a Diary) soe *the* doeing of that againe & giuing vs first an History or Diary of *the* observations of *the* weather & its changes in all respects & then an Account of *the* seuerall Places Motions or Aspects each day of the seuerall Bodys of *the* Heauens with *the* Agreements doubts or disagreements that these bare one to another“.¹⁴⁴

Die minutiöse Beobachtung des Kleinen gibt dabei bisweilen mehr Aufschluss als die großen Dinge, die umgekehrt eben durch kleine Anhaltspunkte erschließbar werden: „And truly when I consider that things of *the* greatest consequence doe oft tymes depend vpon *the* most Comon observations and that Matters of the Highest Improuement doe receiue their beginning from Meane small ordinary experiments“.¹⁴⁵ Insofern darauf die neuen Wissenschaften basiert werden sollen, zeigt sich Hartlib deutlich Bacon verpflichtet – der Wunsch nach Institutionalisierung klingt an dessen *Nova Atlantia* und dessen Forschungsinstitution des ‚Salomon’s House‘ an. Bevölkerungspolitisch geht aber seine Ambition weiter im statistischen Bestreben nach Erforschung der Population. Und damit bekommt der durchaus gottgefällige, viel zitierte Satz Bacons aus den *Meditationes sacrae* (1597), dass Wissen (göttliche) Macht sei – „for knowledge itself is a power whereby he knoweth“¹⁴⁶ –, im Zuge seiner sozialpolitischen Anwendung einen entscheidenden neuen Akzent. Neben den vielen anderen Varianten des berühmten Diktums wird dann eben diejenige von Hobbes zeitgenössisch wichtig, wenn dort ein wichtiges Bedingungsverhältnis eingeführt wird: „scientia propter potentiam“ heißt es 1655 in *De corpore*¹⁴⁷ – Wissen dient dem Machtgewinn, und zwar auch ohne göttliches Attribut, vielmehr in einem ganz empirisch-säkularen Sinn.

Vermischtes aus Politik und Schlafzimmer: Samuel Pepys

Solche empirische Achtsamkeit, deren protestantisch-religiöser Hintergrund offenkundig ist, wird auch zum Fundament einer gebildeten,

144 Hartlib 1657, Blatt 26/56/2b.

145 Hartlib 1657, Blatt 26/56/2b.

146 Bacon: *Meditationes Sacrae*, S. 71. Im Kapitel *De haeresibus* findet sich die Formulierung „ipsa scientia potestas est“; ebd., S. 402.

147 Hobbes: *De Corpore*, I, 6, S. 4.

wissenschaftlich kommunizierenden Öffentlichkeit. Samuel Pepys, der in der weiteren Londoner Nachbarschaft Hartlibs wohnte, erwähnt diesen auch in seinen Tagebüchern, die er zwischen 1660 und 1669 mit großer Akribie führte, stellt dort aber das handelnde Subjekt mit privaten Erfahrungsräumen und öffentlichen Wirkungsfeldern ohne jegliche puritanische Gottesdevotion oder Verpflichtung auf Statistiken dar und schreibt auch deutlich humoristisch eingefärbt. Noch ganz ungetrennt und im Rohzustand werden dort die unterschiedlichsten Funktionen des Tagebuchs sichtbar: Es fungiert als Haushaltsbuch mit Rechnungen, Posten und Bilanzen wie auch Reflexionen über den (anglikanischen) Gottesglauben, es verbindet private Dinge – bis zu intimen Geständnissen und Darstellungen über den Ehestand – mit öffentlichen Fragen, politischen Nachrichten und Staatsangelegenheiten, in denen sich Pepys als aufstrebender Sekretär im Marine-Ministerium gut auskannte. Er gehörte zu jenem Typus des Geschäftsmannes und Politikers, der sich zugleich als ‚man of pleasure‘ und Frauenkenner verstand, durch geschickt geknüpfte Beziehungen und offenbar geschätzte Verwaltungsarbeit in die einflussreichen Kreise in London gelangt war und ein entsprechendes Selbstbewusstsein entwickelt hatte.

Als bekennender Verehrer Francis Bacons und besonders von dessen Stücktext *Faber Fortunae* wie auch seines *Organon* hat sich Pepys dessen Maxime der Tagebuchführung über das produktive Leben zu eigen gemacht. Vielfach dokumentiert er soziale und politische Ereignisse, gibt aber auch Erlebnisberichte, Gespräche und Plaudereien mit Freunden wieder, stellt Reflexionen an über Literatur und Kunstereignisse (vor allem Theaterbesuche), Speisepläne, Kleidungsmode, Perücken etc. – kurzum, prinzipiell jede Art von Alltagsbegebenheit wird notatwürdig. Kontinuierlich verfolgte Themen sind der ökonomische Rechenschaftsbericht, Betrachtungen über die eigene (und anderleuts) Gesundheit sowie politische Protokolle, die Pepys auch als Gedächtnisstütze brauchte. Gelegentlich unternimmt er Abschweifungen in wissenschaftliche Gebiete, in denen er immerhin zu dilettieren wusste. All dies wird oft überganglos gemischt mit privaten Rechenschaftsberichten, die fröhlich erinnernd, jedoch auch selbstermahnend ausfallen können.

Pepys kultiviert in diesen Jahren ein ausgearbeitetes „Gelübdesystem“,¹⁴⁸ das sich auf moralische und ethische Selbstanweisungen erstreckt, mithin auf die tatsächlich umfassenden kulinarischen, kunstmäßigen, aber auch erotischen Vergnügungen. Diese können in gemischter Sprache artikuliert und vor allem durch Gebrauch einer geheimen Stenographieschrift, bei der wahrscheinlich Thomas Skeltons Tachygraphie Pate stand, vor seiner Frau versteckt werden. Insofern verwundert es nicht, dass auch imaginierte und realisierte Ehebrüche geschildert werden: „But I have used of late, since my wife went, to make a bad use of my fancy with whatever woman I have a mind to, which I am ashamed of, and shall endeavour to do so no more.“¹⁴⁹

Seelische und ökonomische Dinge, berufliche Themen und Freizeitvergnügungen stehen eng zusammen und sollen sich durch Selbstregulierungen im Schreiben gegenseitig verstärken:

„My mind is now in a wonderful condition of quiet and content, more than ever in all my life, since my minding the business of my office, which I have done most constantly; and I find it to be the very effect of my late oaths against wine and plays, which, if God please, I will keep constant in, for now my business is a delight to me, and brings me great credit, and my purse encreases too.“¹⁵⁰

Die Versicherung in Gott, die auch hier mit dem Portemonnaie verknüpft wird, ist nicht allzu dogmatisch zu nehmen; Pepys besuchte anglikanische und puritanische Gottesdienste gleichermaßen und behandelte Gebote oder Vorschriften mit lockerer Situationsethik. Finanzielle Dinge werden von ihm kontinuierlich durchgesehen, sei es recht profan mit Geldbeträgen von Ausgaben, Schulden oder Einnahmen und Guthaben, nicht selten aber auch in Verbindung mit Gottesdank für den zunehmenden Wohlstand:

„All this morning making up my accounts, in which I counted that I had made myself now worth about 80 £l., at which my heart was glad, and blessed God [...] In the afternoon Mr. Sheply told me how my Lord had put me down for 70 guilders among the money which was given to my Lord's servants, which my heart did much rejoice at.“¹⁵¹

148 Winter 1997, S. 484.

149 Pepys 29. Juni 1663, vgl. dt. Übersetzung Pepys S. 171.

150 Pepys 28. Juni 1662, vgl. dt. Übersetzung Pepys S. 127.

151 Pepys 30. Mai 1660, vgl. dt. Übersetzung Pepys S. 27.

Selbstermahnungen zur Sparsamkeit erfolgen häufig, und damit einhergehend wird die gelegentlich gute Wirksamkeit, aber auch Verfehlung der Vorsätze beobachtet und wiederum notiert. In Monats- und Jahresabschlüssen tritt der meist erzählerische Charakter zurück zugunsten eines resümierenden, dann aber auch pastoralen Stils, bei dem sich der Schreiber eine hohe Position zuerkennt: „Myself, blessed be God! in a good way, and design and resolution of sticking to my business to get a little money with doing the best service I can to the King also; which God continue! So ends the old year.“¹⁵² Damit werden insgesamt Muster des bürgerlichen Erwerbseifers und Arbeitseinsatzes aufgegriffen und fortgeprägt, die in calvinistisch geprägten Regionen aufgekommen sind.

Medizinische Selbstbeobachtungen und auch diätetische Regelkündigungen zum klugen körperlichen Verhalten, auch zu Verdauungsvorgängen finden sich zahlreich und mit witzigen Anekdoten aufbereitet, die sich wiederum mit ‚Observationen‘ verknüpfen.¹⁵³ Dazu fügt Pepys in Listenform die vier Selbstanweisungen, sich so warm wie möglich zu halten, Anstrengungen zu vermeiden, durch Vomitieren oder Einläufe die Verdauung beschwerdefrei zu halten und schließlich selbstaufmerksam zu bleiben bei Verstopfungssymptomen, um Körperspannungen zu lockern.

Das tägliche Schreibexerzitium zeugt von strenger Disziplin, Schulgang und Regelbefolgung – bedenkt man, dass Pepys fast zehn Jahre lang (von Januar 1660 bis Mai 1669) sein Leben aufschrieb, täglich in verschiedenen Stufen der Textorganisation mindestens eine Seite niederlegte und letztlich nur durch ein Augenleiden gestoppt wurde, ist sehr viel regulierte Lebenszeit in das Unternehmen geflossen. Gelegentliche Selbstberichte aus der Tagebuchwerkstatt zeigen, dass Pepys in mindestens drei, wahrscheinlich fünf Stufen gearbeitet hat: Das Rohmaterial bilden Rechnungen, Aufzeichnungen, Protokolle, die auch in Listen und Tabellen organisiert sein können; hinzugefügt werden Notizen, diese wiederum in Merkbücher eingetragen,

152 Pepys 31. Dezember 1663, vgl. dt. Übersetzung Pepys S. 19.

153 Z.B. Pepys 13. Okt. 1663; „And so rose in the morning in perfect good ease [...] continued all the morning well, and in the afternoon had a natural easily and dry stoole, the first I have had these five days or six, for which God be praised, and so am likely to continue well, observing for the time to come when any of this pain comes again“ (vgl. dt. Übersetzung Pepys S. 183).

daraus wird die Reinschrift im Tagebuch formuliert, und auch hier kann noch einmal Revision erfolgen.¹⁵⁴ Das Unternehmen ist also recht gut strukturiert und über die Länge der Zeit mit strenger Arbeitsmoral durchgeführt, die sich eben auch auf den Schreibprozess erstreckt.

Hochbetagt vermachte Pepys seine Tagebücher, die er zu Lebzeiten geheim hielt, dem Magdalene College in Cambridge, was auch den Schluss zulässt, dass bereits der aufgestiegene Beamte im 17. Jahrhundert ein geschichtliches Verständnis der eigenen Existenz hatte, die er als exemplarisch begriff – dies noch nicht in einem symbolischen oder gar menschheitlichen, aber in einem öffentlich-repräsentativen Sinn. Und seine Rezeption hält bis zu heutigen Bloggern an – Zeichen nicht nur für die Aktualität seines lebensfreudigen und (bei allem Selbstermahnungen) konstruktiven Stils, sondern auch dafür, dass sich hier bereits der moderne Typus „öffentlich geglücktes Ich“¹⁵⁵ ankündigt, der im urbanen Sinn Selbstprofilierung betreibt. Denn zugleich schreibt Pepys eines der frühen Zeugnisse dafür, dass die private und die öffentliche Sphäre unterschieden werden, aber auch zusammen passen können. Eine Rolle jedoch vermeidet Pepys konsequent: die des Vorbilds. Die Auffassung der Pädagogik seit Comenius, dass der Mensch von Geburt an ein sozialtaugliches und auch verbesserungsfähiges Wesen ist, verfolgt er jedenfalls und ergänzt dies durch John Lockes Ethik und Erziehungsgestaltung in *Some Thoughts Concerning Education*, die dazu geeignet sein sollte, „den leichtesten, kürzesten und erfolversprechendsten Weg“ zu weisen, „um sittliche Persönlichkeiten und tüchtige und befähigte Männer für die verschiedensten Berufe hervorzubringen“.¹⁵⁶ Den Humor verliert Pepys dabei nicht. Auch wenn seine Diaristik durch ein dokumentarisches Erzählen geprägt ist, das kleinere oder größere Zeitereignisse erzählerisch ausbaut, ist es doch mehr als ein in diesem sachorientierten Sinn elementares Journal¹⁵⁷ – der äußeren Faktizität wird eine innere, bisweilen

154 Winter 1997, S. 484.

155 Rainald Goetz 2011, S. 102.

156 Im vollen Wortlaut: „and after having well examined and distinguished what Fancy, Custom or Reason advices in the Case, help to promote that way in the several degrees of Man, which is the easiest, shortest and likeliest to produce virtuous, useful and able Man in their distinct Callings” (Locke 1693, S. IV f.).

157 So der Begriff von Christian Schärf (2012, S. 39 ff.) für Pepys’ Journal, womit das vor allem Außenbezogene gemeint ist, „ohne ein sich selbst intensiv

ironische Teilnahme an die Seite gestellt, die gleichfalls der Beobachtung würdig ist. Pepys verhandelt zwar noch keine Identitätsbildungsprozesse, geht aber sehr aufmerksam mit seiner Innenwelt wie auch seinen Körperzuständen um und leistet in seinen Darstellungen schon hundert Jahre vor Herder oder Moritz vieles, was dort dann zum ausgearbeiteten System wird.

Benjamin Franklin: der säkulare Weg des Perfektibilisten

Die Linie des Empirismus verlängert sich nicht nur ins 18. Jahrhundert, sondern wird, vom einzelnen aktiven Individuum aus gedacht, auch gesellschaftliche Bedeutung erlangen. Der Moralphilosoph, Praktiker und Wissenschaftler sowie später einflussreiche Politiker Benjamin Franklin kann als der Inbegriff des ehrgeizigen, sich selbst bildenden und Herausforderung suchenden Autodidakten gelten, der im stolzen Selbstbewusstsein einer profunden Bücherbildung in der spät geschriebenen, 1771 begonnenen und 1791 veröffentlichten Autobiographie seinen Werdegang reflektiert hat. Zugleich formuliert er damit eine frühe Figuration des *american dream*. Mögen auch manche Rückphantasien oder fingierte Ereignisse dort eingeflossen sein, ist es Franklin ohnehin mehr um die Exempelfunktion seines Lebensmodells gegangen, in die vor allem Stationen und Szenen eines arbeitsamen, tugendhaften Lebens im Sinne seiner calvinistischen Erziehung gefügt sind – das eigentlich geplante *Book of Virtues* ist Teil der Autobiographie geworden. Vieles lässt sich dort aber auch über die Entwicklung seines technischen Interesses, seines monetären Bewusstseins und Erwerbstrebens und seiner politischen Aktivitäten ablesen, all das gestützt durch strukturierte Lebensplanung, um Ausschweifungen zu vermeiden, Energien zu kanalisieren und das Leben durch penible Stundenpläne zu rhythmisieren. Fundiert ist dies durch eine exzellente Bücherbildung, was Franklin später dazu veranlasst hat, eine Subskriptionsbibliothek zu gründen und überhaupt das ‚Improvement by constant Study‘ zu empfehlen.¹⁵⁸

reflektierendes Subjekt zu entwerfen“ (ebd., S. 43). Zweifellos fehlt auch die Leseradressierung, aber in den zahlreichen Selbstadressen entwickelt Pepys ein signifikantes und modernes Selbstbewusstsein.

158 Franklin: *The Autobiography*, S. 143.

Franklin hat die Leitprinzipien und auch ihre Notation im zweiten Teil seiner Autobiographie aufgeschrieben – geleitet von seinem „bold and arduous Project of arriving at moral Perfection“¹⁵⁹ – und im Alter von zwanzig Jahren die folgenden 13 Grundtugenden skizziert, die möglichst konkret und distinkt gefasst sind, damit man ihre Verwirklichung tabellarisch erfassen kann.¹⁶⁰

Temperance: Maßhalten bei Essen und Trinken, um kühles Denken und Urteilen zu ermöglichen;

Silence: Sprechen auf das Nötige reduzieren, Vermeiden von Geschwätzigkeit – auch, um schlechter Gesellschaft zu entgehen;

Order: Dinge an definierten Orten halten, Handlungen in bestimmten Rhythmen strukturiert vollziehen, auch um Zeit zu sparen;

Resolution: mit Entschlusskraft und ohne Selbstzweifel Pläne umsetzen;

Frugality: Sparsamkeit, kluger Umgang mit Ressourcen;

Industry: sinnvolle, fleißige Zeitnutzung;

Sincerity: Aufrichtigkeit;

Justice: keine Rechtsverletzung begehen und Gutes tun;

Moderation: Extreme meiden;

Cleanliness: Hygiene beachten;

Tranquility: auch in schwierigen Situationen Ruhe bewahren;

Chastity: Keuschheit, mindestens sexuelle Ausschweifungen vermeiden, da sie zur Erschlaffung führen;

Humility: Vermeidung von Stolz (Pride) – eine Kategorie, die Franklin auf Anraten eines Priesters hinzufügte und er selbst als das schwierigste Projekt einstuft, weswegen er es in die Nachfolge Jesu und Sokrates' gleichermaßen stellt.

Das Rezept ist nun, die Tugenden nacheinander und durch konzentrierte Selbstbeobachtung im jeweiligen Fokus auf jede einzelne umzusetzen. Dazu dient eine ausgefeilte Diagrammtechnik: In der senkrechten Linie finden sich mit Anfangsbuchstaben die Tugenden verzeichnet, horizontal sind die sieben Wochentage notiert, und jeweilige Verfehlungen werden am Tagesende mit einem Punkt im Diagramm markiert.

159 Franklin: *The Autobiography*, S. 162.

160 Franklin: *The Autobiography*, S. 149 f.

Form of the Pages							
TEMPERANCE.							
<i>Eat not to Dulness.</i>							
<i>Drink not to Elevation.</i>							
	S	M	T	W	T	F	S
T							
S	••	•		•		•	
O	•	•	•		•	•	•
R			•			•	
F		•			•		
I			•				
S							
J							
M							
Cl.							
T							
Ch.							
H							

Abb. 1: Tugendkatalog Benjamin Franklins

Der Tugendkatalog wird auf diese Weise abgearbeitet und durch Fehlermeldungen gesichert – ist bei ‚Temperance‘ eine Woche lang keine Verfehlung auffällig geworden, kann das Augenmerk auf die nächste Zeile (‚Silence‘) gehen und sofort, bis idealerweise alle Zeilen leerbleiben, die Laster auf Null gestellt sind und das Blatt Papier unschuldig dasteht. Denn es gehört zu Franklins Überzeugungen, dass einmal gelernte und eintrainierte Tugenden auch eigentlich nicht mehr verletzt werden – gleichsam ein Stufenmodell von Bildung. Und darin haben die ‚Tables of Examination‘, die die Selbstbeobachtung in Statistik überführen, ihren Zweck: Sie werden solange in Form eines Büchleins mitgeführt, bis die Eintragungen immer seltener werden und zum Schluss gar nicht mehr durchgeführt werden müssen. Damit lassen sich Verfehlungen unmittelbar vermerken und werden jedenfalls für den

Einzelnen instantan zählbar – wie eine Smartwatch auf heutigem Standard Schritte, Blutdruckwerte, Kalorienverbrauch usw. misst. Franklin bereitet damit eine Notationstechnik vor, die einerseits auf die Liste des Haushaltsbuchs oder Adam Rieses Linientechnik zurückgeht, andererseits sich auf Herman Holleriths hundert Jahre später entwickelte Lochkartentechnik vorausbeziehen lässt – nur wird Hollerith keine Punkte mehr malen (oder ausradieren und neu setzen), sondern Löcher stanzen, Stromführung durchlassen und durch Codierung eine statistische Registratur ermöglichen. Dass Franklin sein Leben in einem dauerhaften Arbeitsprozess eingerichtet hat, lässt sich auch an der Faktur seiner Autobiographie erkennen, die in zwei Spalten organisiert ist: links der Entwurfstext, die rechte Hälfte ist freigehalten für Ergänzungen oder Korrekturen.¹⁶¹

Franklin hat sich nicht nur viel mit deistischen Argumenten beschäftigt und die Methode von Dogmenprüfung und Zweifel gepriesen, also in der Konsequenz säkular gedacht. Vielmehr hat er ausdrücklich seine Tugendtabelle glaubensneutral gehalten. In dieser Zurückhaltung, die rein auf moralisch-ethische Prinzipien der Selbstgestaltung des Lebens abzielt, dokumentiert sich auch ein geradezu globaler Anspruch auf Verallgemeinerbarkeit; spezialisierte Glaubenskonzepte werden außen vor gelassen, “for being fully persuaded of the Utility and Excellence of my Method, and that it might be serviceable to People in all Religions, and intending some time or other to publish it, I would not have any thing in it that should prejudice any one of any Sect against it.”¹⁶² Das Glücksstreben sei eine universale Sache der Menschheit, unabhängig von religiösen Ausprägungen, denen gegenüber Toleranz leitend sein soll und deren Pluralisierung Franklin ausdrücklich anerkennt. Es ist gleichwohl in der Aufrichtigkeit und Benevolenz des einzelnen Menschen fundiert – und Franklin sieht sich hier ganz unbescheiden exemplarisch. Auf dieser kalkulierenden Selbstrechenschaft basiert denn auch diese persönliche Glaubwürdigkeit, die Franklin letztlich zum erfolgreichen Geschäftsmann und Politiker hat werden lassen – ein Rezept, das er bewusst anwendet und bei dem man darüber

161 Vgl. Franklin: *Autobiography*, S. 26 ff. und S. 75 f.

162 Vgl. Franklin: *Autobiography*, S. 157.

streiten darf, ob nicht der ökonomische Nutzen des Wohlverhaltens letztlich der Zweck ist.¹⁶³

Sozial verträgliche und aufrichtige Verhaltensformen des einzelnen sind es, die das Zusammenleben und das Wirtschaftstreiben fundieren sollen, weswegen sie wichtiger Teil des Franklinschen Besserungssystems sind, das eben in seinen Notationen ein Beobachtungsmedium des Subjekts ist.¹⁶⁴ Wie eng Moralphilosophie und Ökonomie zu dieser Zeit verknüpft sind, zeigt sich eben an der Auffassung, dass jeder einzelne nach Verbesserung streben soll, und sei es auch aus zunächst egoistischen Motiven – um letztlich dem Allgemeinwohl zu dienen. In Adam Smiths *The Wealth of Nations* wird dieser Gedanke dann ökonomisch pointiert, wenn das egoistische Handeln in ‚natürlicher Freiheit‘ des einzelnen in einen allgemeingültigen Kontext gestellt wird, damit für das größtmögliche Allgemeinwohl gesorgt sei.¹⁶⁵

Xenophons *Erinnerungen* über Sokrates' Lebensführung haben sich in den Überlegungen Franklins zur Lebensführung ebenso niedergeschlagen wie Aristoteles-Lektüren, von denen Franklin gelegentlich spricht. Entscheidend sind an den antiken Vorbildern nicht nur die Selbstregeln, Ordnungsbemühungen und Maßhaltestrategien, sondern die Dimensionen

163 Max Weber (*Protestantische Ethik*, S. 26) sieht Franklins Bemühungen letztlich einem Utilitarismus des Erwerbstrebens verpflichtet, vernachlässigt dabei allerdings die sozialen Ambitionen dieses amerikanischen Politikers der ersten Stunde.

164 Benjamin Franklins „tabellarisch-statistische Buchführung“ und Tugend-Fortschrittsberichte sind nach Max Weber ein klassisches Beispiel dafür, dass anders als beim jesuitischen Tagebuch, welches fortlaufend oder tabellarisch mit seinen Selbstreflexionen Teil eines umfassenden Beichtprogramms war, der reformierte Christ sich mit der täglichen Niederschrift vielmehr in Eigenverantwortung ‚den Puls fühlte‘ (*Protestantische Ethik*, S. 127).

165 Zu den zentralen Gedanken von Gewerbefleiß im Wettbewerb und Gewinnmaximierung vgl. etwa Smith: *Wohlstand der Nationen*, Viertes Buch, Kap. 2, S. 369 ff (und passim). Wirksam verbreitet wird der Ansatz eines allgemeinen Glücksstrebens im wechselseitigen Vertrauen von Fürsten und Untertanen (freilich ohne Betonung des Egoismus) auch in der deutschsprachigen aufklärerischen Ökonomie namentlich durch Justi, der in seinem *Kurzen systematischen Grundriss* die „gemeinschaftliche Glückseligkeit“ als Zweck des Staates fordert und den Wohlstand aller Parteien und Stände „unzertrennlich mit einander vereinigt“ sieht (*Kurzer systematischer Grundriss*, 1761, S. 221).

eines gesellschaftlich verantwortlichen Handelns mit verbindlichem Wertesystem, dessen Erfüllung schriftlich nachgehalten wird.¹⁶⁶ Eminent wichtig geworden und geradezu zu Leitparolen avanciert sind seine praktischen Ratschläge, die noch bis heute in den Handbüchern der Manager und im Alltagsbewusstsein kursieren. Benjamin Franklin hat sie 1748 in einer brieflichen Ermahnung an einen jungen Geschäftsmann pointiert:

„Remember that Time is Money. He that can earn Ten Shillings a Day by his Labour, and goes abroad, or sits idle one half of that Day, tho' he spends but Sixpence during his Diversion or Idleness, ought not to reckon That the only Expende; he has really spent or rather thrown away Five Shillings besides.“

Im selben Brief macht Franklin auch Rechnungen nach Tages- und Jahresinvestitionen und warnt vor Verschwendung von Zeit und Geld, rät aber zu nützlichen Investitionen, die das Geld multiplizieren, fort- und weiterzeugen können:

“Remember that Money is of a prolific generating Nature. Money can beget Money, and its Offspring can beget more, and so on. Five Shillings turn'd, is Six: Turn'd again, 'tis Seven and Three Pence; and so on 'til it becomes an Hundred Pound. The more there is of it, the more it produces every Turning, so that the Profits rise quicker and quicker. He that kills a breeding Sow, destroys all her Offspring to the thousandth Generation. He that murders a Crown, destroys all it might have produc'd, even Scores of Pounds. [...] In short, the Way to Wealth, if you desire it, is as plain as the Way to Market. It depends chiefly on two Words, Industry and Frugality; i.e. Waste neither Time nor Money, but make the best Use of both.“¹⁶⁷

Es wäre nicht nur Versäumnis, sondern auch Verrat an den sich stets potenzierenden Möglichkeiten des Geldes, einen anderen als den Marktweg zu gehen – der nun einmal Zeit braucht, die zu Handlungen genutzt werden kann, um alle Möglichkeiten des Geldes zu realisieren ad infinitum. Dies erfordert eine äußerst disziplinierte, strikt geregelte Lebensführung, die sich in Tageskonzepten niederschlagen soll:

166 Vgl. Franklin: *Autobiography*, S. 64; hier ist Franklins Perspektive zweifellos auch durch die eigenen staatsmännischen Ambitionen gelenkt.

167 Benjamin Franklin: *Advice to a Young Tradesman*, 21. Juli 1748 (franklinpapers.org).

The Morning Question, What Good shall I do this Day?	5	} Rise, wash, and address <i>Powerful Goodness</i> ; Con- trive Day's Business and take the Resolution of the Day; prosecute the present Study: and breakfast?	
	6		
	7		
	8		
	9	} Work.	
	10		
	11		
	12	} Read, or overlook my Ac- counts, and dine.	
	1		
		2	} Work.
		3	
		4	
	5		
	6	} Put Things in their Places, Supper, Musick, or Diver- sion, or Conversation, Examination of the Day.	
	7		
	8		
Evening Question, What Good have I done to day?	9	} Sleep.	
	10		
	11		
	12		
	1		
	2		
	3		
	4		

Abb. 2: Als Exempel gedachter Tagesplan Franklins

Franklin fasst damit vorangegangene Tendenzen eines Erwerbstrebens vergangener Jahrhunderte zusammen und pointiert sie ins Lebenspraktisch-Politische eines Utilitarismus, der in finanziellen und sozialen Dingen wiederum großen Nachklang finden wird. Die überaus günstige Wahrnehmung Franklins in Deutschland seit seinen ersten Besuchen 1766 bekommt erneuten Auftrieb in der Revolutionszeit, als sich anlässlich der ersten französischen Übersetzung von Franklins Autobiographie Herder, Goethe u.a. 1791 in der Freitagsgesellschaft zusammenfanden, um dort Themen von Franklins 1727 gegründetem Selbsterziehungs-, Moral- und Debattierclub ‚Junto‘ durchzuspielen. Herder pries ausdrücklich die Lebensregeln, die Franklin angeregt hat, und die Einwirkung auf Goethes Ideal des tätigen Menschen lässt sich unmittelbar vermuten.¹⁶⁸ Franklin ist nicht Initiator, sondern bündelt rationalistische und moraltheologische Tendenzen seiner Zeit, die die folgenden Selbstschreibprogramme durchsetzen werden.

168 Vgl. Beatrice M. Victory: *Benjamin Franklin and Germany*, S. 109 ff., S. 119.

4. Die Geburt der Matrix: Berechnungen des Körpers und des Staates durch Leibniz

Medizinische Verzeichnungen des Menschen

Auch für den Universalisten Leibniz ist die unvoreingenommene Beobachtung und Sammlung der daraus gewonnenen Erfahrungen zentral. In seinen *Societäts*-Entwürfen um 1670 geht er von einer kleineren pädagogischen und akademischen Institution aus und stellt umfassende planerische Überlegungen zur kulturellen und materiellen Gesamtverfassung der Gesellschaft an. Richtungweisend werden seine systematischen Überlegungen zur Organisation von Künsten und Wissenschaften, von Handwerk, Ökonomie, Forschungsförderung und Erziehungswesen: Die Kompilations- und Verknüpfungstechnik der Aufzeichnungen wird dabei eine wichtige Rolle einnehmen, und das Wissenssystem erhält seine Daten von Einzelaufzeichnungen wie auch später aus einem weiter gefassten gesellschaftlichen Kreis. So sieht es Leibniz erst einmal als hilfreich an, Sammlungen von Schriften gebildeter Leute zu tätigen; dazu gehören etwa „Manuscripta: relationes, diaria, itineraria, schedas perituras [verfallende Papiere], nützliche correspondenz=brief und andere literaria [wertvolle alte Schriften], so offt von der Abgestorbenen Erben verachtet und verschleudert werden“.¹⁶⁹

Die Sammlung (auto-) biographischer Daten wird hier geradezu eingefordert. Methodisch gestützt ist dies auf einen Empiriorationalismus, der bereits in der Variante des jungen Leibniz auf dem vorurteilsfreien Einholen von Einzeldaten basiert. So heißt es im ersten *Societäts*-Entwurf, nun aber auf die Erforschung des Menschen bezogen:

„Und zu dem Ende alle minutias, darinn ein Mensch in compaignie [Umgang mit anderen Menschen] eßen, trincken, schlaffen, postur [Haltung], gestibus, lineamenten [Gestalt, Gesichtszüge] etwas sonderbahres und eignes hat, anzumercken, gegen einander zu halten, mit dem, was ihm vorher an seinem Leib begegnet compariren, auf das was ihm hernach begegnet achtung geben, einen ieden Historiam naturalem seines lebens nach vorgeschriebenen interrogatoriis formiren und gleichsam ein journal halten laßen, oder da er nicht kan ihm darinn

169 Gottfried Wilhelm Leibniz: *Societät*; 4/1, S. 539.

die hand bieten. – Dadurch in kurzer zeit connexio indicationum inter se et cum causis et effectibus, seu temperamentis et morbis vielfältig zu erhellen undt ein ungläublicher apparatus wahrer aphorismorum und observationen entstehen wird. – Geschweige wie dadurch die moralis und politic, deren großes theil die Kunst, der Leute sowohl natürlichen genium und inclinationen, als gegenwertige temporale passionen zu erkennen, zu perfectionieren.¹⁷⁰

Körperdaten und Lebensgewohnheiten sollen also minutiös erfasst werden, um einen ‚apparatus‘ von Daten zu erstellen. Zwar ist diese Sammlung von Beobachtungen in der Medizin nicht neu, vielmehr hat sie ihren Ausgangspunkt auch in der Gattung der Krankengeschichten, die sich im fortgeschrittenen 16. Jahrhundert *Observationes* nannten. Dominierte dort aber noch meist der selbstvergewissernde Heilungserfolg des Arztes und die dogmatisch-normative Sichtweise der *Curationes*, verändert sich der Blickwinkel zunehmend im Sinne der empirischen Aufnahme.¹⁷¹ Ist dort aber von moderner Datensammlung noch nicht zu sprechen, wird diese dann von Leibniz angestrebt, der damit einen von aller Dogmatik und Voreingenommenheit befreien, am praktischen Beispiel prüfenden Blick propagiert und Aufzeichnungstechniken auch mathematisch in Speichertechniken fundiert. Seine anthropologischen und sozialpolitischen Manifestsätze zur Sammlung von Menschenwissen werden im 18. Jahrhundert vielfältige Auswirkungen haben und den Grundsatz der nicht nur genauen, sondern auch vergleichenden und archivierenden Beobachtung prozessieren helfen. Die medizinpolitischen Perspektiven liegen in den anfänglichen individuellen Beobachtungen, die dann auf statistischem Weg mit Daten aller anderen Individuen kombiniert werden, wozu sich Klöster oder Krankenstationen eignen, im Idealfall aber sogar weltweit gewonnene Beobachtungen vernetzt werden sollen. Und mehr noch lassen sich daraus wieder Korrelationen zu Wetter und Jahreszeiten, aber auch sozialem Stand oder Wohnort herstellen.

Was die Glückseligkeit des einzelnen angeht, hat Leibniz ebenfalls in einem Versuch Ausführungen gemacht, die in manchem an die antiken Lebensregeln erinnern, aber einen leicht schematischen Charakter aufweisen. Parallel zu seinem frühen *Societäts*-Aufsatz, mit dem Leibniz auch „Perfection ihrer Seelen“ ermöglichen will,¹⁷² wird dieser Zustand in *De vita*

170 Leibniz: *Societät*, 4/1, S. 541.

171 Vgl. Gianna Pomata 2013.

172 Leibniz: *Societät*, 4/1, S. 534.

beata. Von *Glückseligkeit* einmal damit definiert, dass man „eines Vollkommen, Vergnügten und ruhigen gemüths genieße“. ¹⁷³ Nicht nur sei Gott das vollkommenste Wesen (und obendrein der beste Rechner der Welt, der für diese die bestmögliche Variante realisiert habe), vielmehr soll auch der Mensch die Ursachen seiner Gemütsbewegungen erkennen, Passionen und Affekte damit bezwingen und Wissen über die Tugend verstärken derart, „daß alle würckungen unsers gemüths, so uns vollkommen machen tugendhafft seyn“. ¹⁷⁴ Als Leitfaden gilt, dass man in den stündlichen, täglichen und jährlichen Beschäftigungen ein Gleichgewicht zwischen Imagination und Verstand erzielen und, die Verbindung von Gemüt und Leib beachtend, es vermeiden soll, immer denselben Gedanken nachzuhängen. Angeraten sei es hingegen, „die äusere sinne zu erfrischen“, um „dem gemüth dadurch die gebührende ruhe zu gönnen“. ¹⁷⁵ Nötig ist für die Erlangung des Lebensglücks eine Vernunft, die sich von Vorurteilen (*praejudicia* bzw. *anticipation*) befreit, und darüber hinaus ein kalkulierender Verstand – die frühauflärerische Variante der stoischen *Maxime* von Selbstreflexion und *Ataraxie*, die auch *Prophylaxe* umfasst, insofern damit Unglücksfälle „so uns ins kunfftige sonst hatten begegnen können“, verhütet werden können. ¹⁷⁶ Mittels Wahrscheinlichkeitsrechnung, Versicherungs- und Finanzmathematik, zu deren Entwicklung Leibniz maßgeblich beigetragen hat, ist damit die nötige Perspektive gegeben, um moderne Sicherheitspolitik durch Bevölkerungsstatistik zu entwickeln oder Lebenserwartungen und Sterbenswahrscheinlichkeiten auszurechnen. Einen guten Weg der *Prophylaxe* sieht Leibniz wegweisend auch darin, akademische Sozietäten zu gründen: Durch dortige Investitionen lässt sich auch Vorsorge leisten gegen Krieg, Tod und Landplagen, womit die schönsten Aussichten auf ewiges Seelenheil eröffnet würden. ¹⁷⁷

Verfahrensnotwendig ist es dafür, den untersuchten Gegenstand in der Formung von größeren Wissenseinheiten in „rechter ordnung“ einzuteilen,

173 Leibniz: *De vita beata*, 6/3, S. 645; vgl. S. 653.

174 Leibniz: *De vita beata*, vgl. 6/3, S. 650; Zitat 6/3, S. 653.

175 Leibniz: *De vita beata*, 6/3, S. 647; zum Leib-Seele-Commercium vgl. ebd., S. 649.

176 Leibniz: *De vita beata* 6/3, S. 651.

177 Leibniz: *Societät*, 4/1, S. 537.

um „gleichsam durch staffeln zu schwehern und mehr zusammengesetzten wissenschaften aufsteigen“ und die Dinge „in eine gewisse ordnung“ zu bringen, wobei Vollständigkeit in der Erfassung anzustreben sei.¹⁷⁸ Spätestens hiermit wird deutlich, dass die individuellen Aufzeichnungen immer im Hinblick auf ihre Archivierung gesehen werden: Mit alldem soll ein System von Dateneintragungen errichtet werden, das dem allgemeinen, öffentlichen Wohl dienen soll; an Privatheit ist Leibniz nicht sonderlich interessiert und Individualität gehört noch nicht zum diarischen Konzept. Gegen den Einwand etwa Stangls, der bei Leibniz eher das Sammeln, weniger die neugierig forschende Empirie am Werk sieht,¹⁷⁹ ist zu halten, dass es nicht nur auf das Substanzenwissen der Grundlagenforschung ankommt (welches Leibniz auch durchaus nicht vernachlässigt), sondern die Pointe gerade in der wandelbaren Verknüpfung der empirischen Daten durch Formeln liegt, weil damit Wissenswelten konstruierbar werden und Statistiken providentiell genutzt werden können.¹⁸⁰ Und hierin macht Leibniz die denkbar umfangreichsten Vorschläge: Die Kombinatorik der Einzelbeobachtungen (gleichsam die monadisch-elementare Ebene) soll durch modulare Verbindung ein Wissenssystem hervorbringen, mit dem alle Mutmaßungen und papierne Überlieferungen auf den Prüfstand gebracht und empirisch belegt oder widerlegt werden sollen. Die Dyadik von Null und Eins, die Leibniz als Rechenprinzip zwar nicht erfunden, aber in umfassenden Denksammenhang gebracht hat, spielt hier mit hinein. Und dort wird die Idee einer *Lebendigen Rechenbank* zur Grundlage einer allgemeinen Rechenpraxis,¹⁸¹ ist aber erst einmal Sinnbild der Schöpfung schlechthin: „sie dienet zur betrachtung, so wohl der Natur der Zahlen selbst und vieler trefflichen Eigenschafften so darinn verborgen; als auch des wunderbaren Vorbilds der Schöpfung, so sich darinn ergiebet.“¹⁸² Neben dem physikotheologischen Lob des Schöpfergottes ist damit ein generatives Prinzip entworfen, das noch den Schöpfungsphantasien heutiger Computerprogrammierer

178 Leibniz: *De vita beata*, 6/3, S. 646.

179 Vgl. Stangl 2001, S. 190.

180 So der Hinweis von Kilcher 2003, S. 368.

181 Vgl. Bolz (1991, S. 123), der Leibniz' binäres Notationssystem ebenfalls als vorbildlich für das heutige Prozessieren von Daten gesehen, ähnlich Siegart 2003.

182 Leibniz: Brief an Herzog Johann Friedrich, Oktober 1671; 2/12, S. 262.

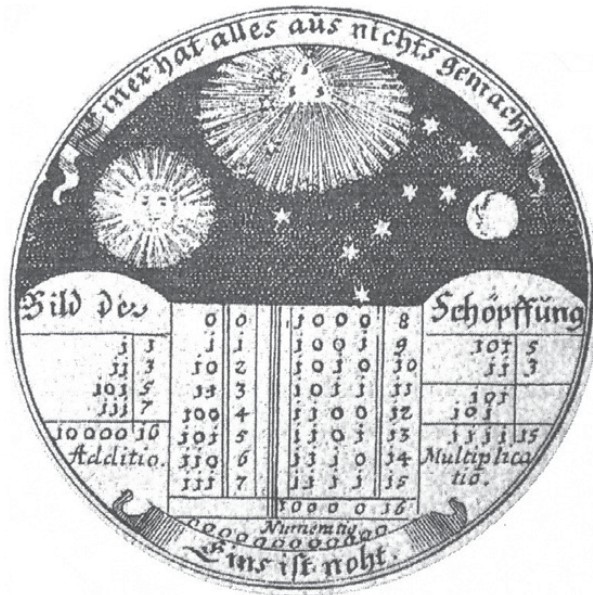


Abb. 3: Die Schöpfung aus Null und Eins: Medaillinentwurf von Schulenburg nach Leibniz' Angaben

Nahrung gibt. Fundiert wird damit nämlich auch der genetische Gedanke, dass Gott nicht nur der beste Rechner ist, sondern seine Schöpfung vom Anfänglichen und Ursprünglichen (der Null) aus betreibt, und zwar im Unterschied zu sich selbst, der Eins als Differenzposition.¹⁸³

Mit Leibniz' Vorschlägen, die 1700 institutionell in die Gründung der Kurfürstlich Brandenburgischen Sozietät der Wissenschaften unter seiner Präsidentschaft münden, wird der erste Höhepunkt einer seit Descartes und Bacon, aber auch in den puritanischen Tagebüchern laufenden Entwicklung erreicht, die Foucault mit Blick auf das gesamte 17. Jahrhundert zu der Bemerkung veranlasst hat, dort werde der Körper zum Zielpunkt der Macht, indem man ihn „manipuliert, formiert und dressiert“, woraufhin

183 Hans Poser hat noch neuerdings auf die Bedeutung des binären Rechenprinzips bei Leibniz hingewiesen (*Die Schöpfung der Welt aus Null und Eins*, 2018).

er „gehört, antwortet, gewandt wird und dessen Kräfte sich mehren“.¹⁸⁴ Mag dies für das Militärwesen stimmen, kommt die Tendenz vollends erst im 18. Jahrhundert zum Tragen, wenn sich Disziplinen bilden, die das Körperwissen auch sonst institutionell zur Anwendung bringen können – sei es in der Medizin, in der aufkommenden Psychologie, und natürlich in der Pädagogik. Dafür hat Leibniz zweifellos Grundlagen geschaffen und auch Pläne für ein öffentliches Gesundheitswesen mit angestellten Ärzten vorgelegt sowie Fragebögen als Anleitung zur Selbstbeobachtung der Patienten und zur vollständigen Untersuchung durch Ärzte entworfen. Fundiert ist dies wiederum in seinem *Societäts*-Aufsatz, der als Ziel vorgibt: „Exactissima interrogatoria Medica per artem combinatoriam zu formiren, damit keine circumstanz noch indication ohne reflexion entwichen könnte.“¹⁸⁵ Mittels dieser Datenkombinatorik soll es möglich werden, alle Umstände oder begegnenden Zufälle in den Griff zu bekommen und in eine harmonische Gesamtordnung zu überführen.

Leibniz' Konzeptionen von Lebensregeln und Lebensführung beruhen noch eher auf einem mechanistischen Menschenbild und verdanken sich einestheils dem Descartesschen Rationalismus. Die Hoffnung lautet dann, dass sich Zufälle und Unfälle in Aufzeichnungstechniken nicht nur systematisieren, sondern auch durch Zukunftsprognosen bändigen lassen. Andererseits fügt Leibniz die Kategorie der Kraft bzw. der Bewegung (*conatus*) hinzu und verbindet mechanische Gesetze mit chemischen Flüssigkeitslehren. Aus der genauen Beobachtung sind Lebensregeln gefolgt, die Tugendlehren und Medizin, *virtus et sanitas* verbinden und in neuer Akzentuierung auch mit dem im 18. Jahrhundert aufkommenden, pietistisch beeinflussten Gedanken eines Leib-Seele-Commerciums verträglich sind.

Es sind dann gerade diejenigen praktizierende Ärzte im 18. Jahrhundert, die dem vordringenden Leib-Seele-Influxionismus verpflichtet sind, die Ratgeberliteratur zur medizinischen Volksbildung verfassen oder die von Leibniz vorgeschlagenen Aufschreibesysteme in Registern und Fragebögen nach eigener Pragmatik weiterentwickeln. Es ergeben sich daraus auch Anleitungen zur Selbstbeobachtung des Patienten als Aufschreibetechnik der

184 Foucault: *Überwachen und Strafen*, 1995, S. 174.

185 Leibniz: *Societät*, 4/1, S. 540.

Medizin, wie sie etwa Johann August Unzer ab 1759 nutzt. Unzer ist (wie er in seiner Zeitschrift *Der Arzt* berichtet) bestrebt, die mutmaßlich verworrenen Berichte seiner Patienten durch Formulare bzw. gezielte Fragebögen zu ordnen, wozu der Patient beitragen soll durch klare Darstellung bzw. Abfassung seines Problems; er soll sich „durch eigene aufmerksame Beobachtung seiner Natur, seiner Lebensordnung und seiner Empfindungen beym ersten Ursprunge und beym Fortgange der Krankheit immer geschickte zu machen suchen, dem Arzt die Erläuterungen, die er bedarf, mitzutheilen.“¹⁸⁶ Aus diesem Formularwesen mit seinen Kategorisierungen, die entfernte Ähnlichkeiten mit heutigen Fragebögen zum Beginn einer ärztlichen Behandlung aufweisen und eben nicht mehr Erweckungsberichte oder Beichten sind, werden äußere Daten und kurze Selbsterzählungen von Patienten zusammengebracht. Hierin sieht Carsten Zelle die „selbstreferentiellen Schleifen des modernen Selbstgefühls“ mitbegründet, in die der Patient durch ärztlichen Auftrag eingebunden wird.¹⁸⁷

In breitere Anwendungsbereiche möchte z.B. Samuel Auguste Tissot vordringen: Im radikalauflärerischen Sinn untersucht er „jene gegenseitige Abhänglichkeit [sic], die sich zwischen der Sittenlehre und der Gesundheitslehre befindet“.¹⁸⁸ Die Leib-Seele-Wechselwirkung nennt er ‚Metaphysik‘ und beschreibt ihren strikten Zusammenhang: „Die Vereinigung des Geistes und des Körpers ist wirklich so enge, daß man kaum begreifen kann, wie das eine wirken könne ohne daß das andere diese Wirkung in mehr oder minderm Grad mitempfinde.“¹⁸⁹ In diesem doppelseitigen Lebewesen sieht er nun die Nerven als die „vornehmsten Theile der menschlichen Maschine“,¹⁹⁰ insofern sie Bindeglieder darstellen. Und aus dieser Perspektive folgen Empfehlungen zum Belastungswechsel, mithin zur Bewegung für Wissenschaftler, die v.a. ‚sitzende‘ bzw. Kopftätigkeiten betreiben, um damit den Kreislauf in Gang zu bringen und Nerven, Säfte und Verdauung – kurzum „die ganze animalische Oeconomie“ – in Umlauf zu halten.¹⁹¹ Für

186 Unzer 1759/64, zit. nach Zelle: *Fall und Fallerzählungen*, 2013, S. 372f.

187 Vgl. Zelle 2013, S. 373.

188 Tissot: *Gesundheit der Gelehrten*, 1768, S. 8.

189 Tissot: *Gesundheit der Gelehrten*; 1768, S. 17 f.

190 Tissot: *Gesundheit der Gelehrten*; 1768, S. 20 f.

191 Tissot: *Gesundheit der Gelehrten*; 1768, S. 70.

das Landvolk hält Tissot diätetische Vorschriften und eine große Zahl hausärztlicher Ratschläge bereit, die er klugerweise nicht für Fachkollegen und auch kaum für das meist leseunkundige Volk formuliert, sondern als medizinisch-praktische Fortbildung insbesondere für Wundärzte (Chirurgen) oder Hebammen, aber auch für Kirchenmänner verfasst, die ihr „mitleidiges Herz“ einsetzen und die Tissotschen Praktiken anwenden mögen.¹⁹² Es zeigt sich hier die Nachwirkung der Leibnizschen Schule darin, dass die gute Ratgeberliteratur des 18. Jahrhunderts erfahrungsgesättigt ist und gegen abergläubische oder unwissende Praktiken praktisch eingesetzt werden kann.

Staatstragende Absichten

Die gesellschaftsweiten Dimensionen des Plans, einen „handel und commercium mit wißenschafften anzufangen“,¹⁹³ deuten sich schon in Leibniz' frühem *Societäts*-Entwurf an. Es bleibt nämlich nicht bei der bloßen Bestimmung des Wissens, insofern Leibniz immer auch praktisch ausgerichtet ist in seinen Folgerungen, die er direkt aus den Datensammlungen gezogen sehen möchte. Mit dem Impetus, Erfahrungen des gemeinen Volkes in Ackerbau und Künsten in die öffentliche Schatzkammer der nützlichen Wissenschaften einzubringen,¹⁹⁴ geht zugleich der Gedanke einer allgemeinen Perfektibilisierung und eines aufblühenden Wirtschaftslebens einher, wenn Manufacturen und Handelswesen (Commerciens) zu verbessern seien und im Kreis von Waren und Arbeitsleistungen Hungersnöten und Teuerungen entgegengesteuert werden soll. Durch einen stetigen Umlauf (circulum) soll auch der Bestand der geplanten Stiftung bewahrt werden mit der Absicht, „auch alle ob geschriebene Gott gefällige, dem Vaterland nützliche, den Fundatoren rühmliche vorhaben immer fort und höher zu treiben.“¹⁹⁵ Dass schließlich Gottgefälligkeit und Stiftungsnutzen assoziiert werden, kennzeichnet ein unerschütterlich optimistisches Denken, das prosperierende Wissenschaft und Wirtschaft im Glauben vereint. Denn zur Umsetzung des Wissens im Handeln und zur Nutzung des günstigen Augenblicks habe Gott

192 Tissot: *Landvolk*; 1766, S. 16.

193 Leibniz: *Societät*, 4/1, S. 538.

194 „in aerarium hoc scientiarum utilium publicum“; Leibniz 4/1, S. 541.

195 Leibniz: *Societät*, 4/1, S. 543.

„viele schöne conjuncturen verliehen, welche zu versäumen unverantwortlich seyn dürffte; so Gott verhoffentlich segnen, ja wohl, umb was so piè angefangen auszuführen, mit gesundheit und lebens erlängerung und endlich, welches aller verständigen höchster wunsch, ewiger glückseligkeit der unsterblichen seele belohnen [...] wird.“¹⁹⁶

Diese Verheißung einer Gelegenheit, die zu nutzen ist, legt das Tun umso mehr nahe, als noch der göttliche Segen dazu versprochen wird. Damit ist auch ein früher Schritt in Richtung Theodizee getan.

Sind dem vormaligen Aufruf Bacons zur empirischen Beobachtung auch die ersten Demographen gefolgt wie John Graunt 1662 in England oder Petty mit seiner politischen Arithmetik 1681 in Irland, wenn dort z.B. Kirchenbücher nach Sterbedaten durchforstet werden,¹⁹⁷ befördert Leibniz diese partikularen Perspektiven auf eine neue, umfassende Ebene. Entschlossen staatstragend zeigt sich sein Denken spätestens um 1680, als er seinem Landesherrn einen *Entwurf gewisser Staatstafeln* vorlegt. Mit diesen soll das ältere Projekt realisiert werden, „moralia und politica, deren großes theil die Kunst, der Leute sowohl natürlichen genium und inclinationen, als gegenwärtige temporale passionen zu erkennen, zu perfectionieren.“¹⁹⁸ Die politische Topografie, die Leibniz auch in seinen *Gedanken zur Staatsverwaltung* skizziert hat,¹⁹⁹ umfasst Besoldungen unterschiedlicher Werk-tätiger, empfiehlt die Sammlung von Gesundheits- und Morbiditätsdaten, die auch mit klimatischen Bedingungen zusammengebracht werden, und berücksichtigt Nahrungsmittelfragen oder Steuer- und Lehensaufkommen. Auswirken sollen sich die Statistiken auf medizinische Einrichtungen, denen eine wichtige Funktion bei der Implementierung von Gesundheitsnormen zukommen soll und in denen der Arzt eine Beichtfunktion erhält. So hat Leibniz um 1680 seinen *Vorschlag zu einer Medizinal-Behörde* entwickelt, die einen „schatz von nützlichen beobachtungen samlen“ soll, um damit gesundheitliche, behördliche, volkswirtschaftliche und staatliche Interessen zu bündeln. Die Leitfiguren des Collegium Sanitatis sollen „eine scharffe

196 Leibniz: *Societät*, 4/1, S. 538.

197 Vgl. John Graunt: *Natural and Political Observations... upon the Bills of mortality*, London 1662 – hierauf beruft sich auch Leibniz (4/3, S. 379), sodann Süßmilch 1741, S. 16 f., S. 28.

198 Leibniz: *Societät*, 4/1, S. 541.

199 Vgl. Leibniz an Herzog Johann Friedrich, 1/2, S. 74–77.

aufsicht“ führen, um Heilung von Krankheiten und deren Prävention gleichermaßen zu betreiben; sie bilden ein Ordinariat, bei dem der oberste Arzt der Hierarchieträger sein soll, „gleichwie im geistlichen Consistorio der Beichtvater oder obriste HofPrediger das Kirchendirectorium zu haben pfliget“.²⁰⁰ Gesundheitsbehörde, Staat und Pastormacht rücken in diesen Beschreibungen eng zusammen, und auch hier verfolgt Leibniz den Gedanken, aus den Aufzeichnungen der Mediziner über Wetterumstände, Ernteerträge, Nahrungsmittelpreise sowie Geburten- und Sterberegister einen systematischen Zusammenhang zu erzeugen. Aus erfahrungsbasierten Statistiken, „welche allerhand particular fälle erzehlen“,²⁰¹ sollen Schlüsse für die Zukunft abgeleitet werden, um Volkskrankheiten abzuheilen oder vorzubeugen. Ohne Disziplin im doppelten Sinn – Striktheit des Datensammelns und des Wachens darüber, dass die Schlussfolgerungen daraus bei der Bevölkerung auch angewendet werden – ist diese *medicina provisionalis* nicht denkbar.

Mit Registraturen, Ziffern und rubrizierenden Stichworten möchte Leibniz also eine enzyklopädische Wissenssammlung organisieren, die „ein Schlüssel sein soll, aller Archiven und Registraturen des ganzen Landes, als deren Rubriken und Register also einzurichten, daß sie endlich in diese Staatstafel als in ein centrum zusammenlaufen.“²⁰² Gedacht wird an eine Art Zentralregister, das in Kästchengröße aufbewahrt werden könnte und wie eine (Meta-) Suchmaschine funktioniert. Sie bietet den großen Vorzug, dass der fürstliche Herrscher keine inhaltlichen Detailkenntnisse besitzen muss, sondern selbsttätig durch richtige Kombination von Schlüssel-faktoren bzw. der Indices nun alles „auf einmal“, und zwar „in einen augenblick zu übersehen“ vermag.²⁰³ Aus dieser Überschau soll der Fürst seine Schlüsse ziehen (*ratiocinatione*), um etwa die laufenden Wirtschaftsvorgänge zu verstehen. Solcherart deriviertes Wissen hängt entscheidend vom richtigen Inventarisieren ab, und wenn die rasche Auffindbarkeit des

200 Leibniz: *Vorschlag zu einer Medizinal-Behörde*, 4/3, S. 372 und S. 373.

201 Leibniz: *Vorschlag zu einer Medizinal-Behörde*, 4/3, S. 375.

202 Leibniz: *Staats-Tafeln*, 4/3, S. 341; zur Idee eines Registratur-Amtes 4/3, S. 376–381.

203 Leibniz: *Staats-Tafeln*, 4/3, S. 345; vgl. S. 341. Die Nähe zum Panorama-Prinzip ist deutlich, das aber erst 1787 als Kunstschau-Gebäude patentiert wird.

Stichwortwissens gegeben ist, stünde damit dem Herrscher (dem es in sein Belieben gestellt bleibt, Cabinettsmitglieder einzuweihen oder nicht) gleichsam der Gebrauch eines Fernrohrs bzw. eines neuen „Staats perspectifs“ zu Gebote.²⁰⁴ Wenn auch nicht völlig klar wird, wie Leibniz sich jenseits der Metaphorik des Theseusfadens im Kretischen Labyrinth die genaue technische Ausführung vorstellt – denn seine Rechenmaschine konnte die Verknüpfungen schlicht nicht leisten, sie bleiben noch der späteren Informatik vorbehalten –, avanciert diese Vorstellung zum Leitbild der kombinatorischen Datensammlung. Grundlage der Tafelkunst sind die „wohlgefaßeten rechnungen“, Inventarlisten und Aufstellungen, die Leibniz wiederum in die Tradition der Buchhalterkunst stellt,²⁰⁵ und es wird sich zeigen, dass die Spätaufklärung von dieser Wissenshandlung intensiven Gebrauch macht.

Leibniz' *ars combinatoria*, sein duales Aufschreibesystem und der Gedanke an eine durchrechenbare Welt sind aber eben nicht nur diagnostisch, sondern auch prognostisch einsetzbar: Die gewonnenen Formeln bilden zwar Vorhandenes ab, sind aber im weiteren Prozessieren und Extrapolieren von Daten dafür geeignet, dass man aus ihnen mögliche Welten konzipiert.²⁰⁶ Insofern erhält die Metapher des Fernrohrs oder *Perspectifs* eine doppelte Bedeutung: Überblickt werden damit nicht nur die auf Tafeln gebrachten Daten zur Staatsverwaltung, die den Fürsten zur selbstständigen Regierungstätigkeit befähigt, vielmehr lassen sich damit auch Hochrechnungen für die Zukunft anstellen. Dies legt ferner eine vorausschauende Nutzung der medizinischen Datensätze nahe, die Leibniz wiederum in seiner *medicina provisionalis* befestigte. Die zeitliche Nähe zur jungen demographischen Forschung zeigt den aufkommenden politischen Anspruch solcher Überlegungen ebenso wie Leibniz' Staats-Essay. Dort zeichnet sich bereits die Tendenz moderner Politik ab, auf Basis der vorhandenen Daten prognostisch vorzugehen, nicht mehr also auf Vorsehung und Gottesfügung zu vertrauen, sondern gesellschaftliches Leben zu gestalten. Johann Peter Süßmilch, der Staats-Statistiker Friedrichs des Großen, wird 1741 in seiner Schrift über *Die göttliche Ordnung in den Veränderungen des menschlichen Geschlechts aus der Geburt, Tod und Fortpflanzung desselben* die

204 Leibniz: *Staats-Tafeln*, 4/3, S. 346.

205 Leibniz: *Staats-Tafeln*, 4/3, S. 345.

206 Dazu Hartmann 1992/93, S. 22 und Kilcher 2003, S. 367 f.

mathematische Methode aufgreifen und sich gleichfalls auf eine göttliche Ordnung berufen, um diese womöglich noch besser zu machen. Um die „innere und ewige Glückseligkeit der Geschöpfe“²⁰⁷ ist er ebenso besorgt wie er auch ausführlich Lebens- und Sterbedaten ermittelt und sich mit der Katalogisierung von Krankheiten befasst bzw. versucht, zwischen ihnen Relationen darzustellen.²⁰⁸ Damit kommt er Leibniz' Anregungen nach, um möglichst allen widrigen Zufällen und Fehlentwicklungen durch Berechnung prophylaktisch zu begegnen – eine Grundposition, die er auch mit dem Autor der Vorrede des Buches, dem Rationalisten Christian Wolff, teilt.²⁰⁹

Ein verzifferter Staatsroman: Schnabels *Insel Felsenburg*

Das Prinzip der Vorausberechnung, die ein guter Staat leisten müsse, wird auch zum Thema der Staatsromane des 18. Jahrhunderts – spätestens mit Johann Gottfried Schnabels *Insel Felsenburg* (1731), der Motive aus Bacons *Nova Atlantia* mit Defoes *Robinson Crusoe* (1719) verknüpft. Auch hier ist es ein insularer Ort, dessen Bewohner sich ihre Welt mit Lebensläufen, Registern, Listen und Bevölkerungstabellen einrichten.²¹⁰ Vergleicht man den Roman mit dem Erzählanspruch und dem narrativen Fluss des Defoeschen Romans, der das wirtschaftliche Streben des Schiffbrüchigen thematisiert und damit als Subgattung des Romans im 18. Jahrhundert die Robinsonade prägte, ist bei Schnabel der Einfluss des statistischen Gedankens unübersehbar.²¹¹ Denn der Romanzusammenhang wird nur noch in loser Montagetechnik hergestellt, beinhaltet die Lebensläufe nebst

207 Süßmilch: *Die göttliche Ordnung, Vorrede*, S. 23; dem entspricht das bevölkerungspolitische Ziel, „Unglückseligkeit von uns ab[zu]wenden“ (ebd., S. 22).

208 Vgl. Süßmilch: *Die göttliche Ordnung*, S. 1–254 zu Bevölkerungsentwicklungen und S. 255–308 zu Krankheiten.

209 Wolff: *Vorrede* zu Süßmilch: *Die göttliche Ordnung*, S. 9–12.

210 Wenn gleich zu Romanbeginn von der Möglichkeit die Rede ist, „Fatalitäten zu prognosticiren“ (Schnabel 1731, S. 16), lässt sich dies umstandslos auf die Politik der Providenz seit Leibniz beziehen (vgl. Steinmayr: *Menschenwissen*, 2006, S. 256).

211 Vgl. Tieck 1828, S. 560 und dessen dialogische Vorrede zum Neudruck von 1828, der den kritischen Vorwurf einer „barbarischen Schreibart“ im Vergleich zum zeitgenössischen englischen Erzählen zitiert.

genealogischen Tabellen der Gründerfamilie des Inselstaates,²¹² bietet Listen und Tabellen auf, misst Positionen bzw. Koordinaten von Dingen oder handelnden Figuren im Raum und instruiert den Leser aufs Genaueste über die zeitliche Ordnung, die auch mit Tageszeiten oder Stundenangaben gestützt wird. Lebensläufe, die ebenso wie Personallisten eingestreut sind, können präzise Tagesdaten beinhalten, auch durchaus in ironischer Form, wenn etwa das Versterben des angeblich 131jährigen Greises Don Cyrillo de Valaro schließlich in Countdown-Manier gegeben wird: „Ich lebe zwar noch, bin aber dem Tode sehr nahe, d. 28. 29. und 30. Jun. Und noch d. 1. Jul. 2. 3. 4.“²¹³ Sodann sind es auch kleinste Handlungen, die quantifiziert werden oder deren Rhythmus benannt wird. Und schließlich werden exzessiv Dinge gezählt, Geldbestände, Umsätze oder Handelsposten angegeben und oftmals Listen über gekaufte und verlorene, genutzte und verwahrte Objekte geführt: In Form der Inventur beherrscht dieses zählende Darstellungsgebaren ubiquitär den Roman, der immer auch Verwaltungsprozesse durchsichtig machen will. So auch, als man auf der Insel in die kleinste Pflanzstadt kommt, bei der sich „alles in der schönsten Haußhaltungs-Ordnung“ befindet, deren Bewohner an „Einrichtung und besondern Fleisse, ihrem Verstande nach“ nicht das Geringste vermissen lassen.²¹⁴ Albertis *Hauswesen* und die calvinistisch-protestantische Arbeitsethik zeigen ihre Wirkung, und zwar bis in die Diktion und die formale Anlage des Romans hinein.

Wenn also erzählerische Eleganz kaum der Grund für die große Beliebtheit des Romans beim Publikum des 18. Jahrhunderts war, auch nicht für seine Renaissance im 19. Jahrhundert, die er durch die Tiecksche Ausgabe erfuhr, so wird es das Motiv des utopischen, besseren Staates und der

212 Schnabel 1731/2013, S. 419 ff.

213 Schnabel 1731/2013, S. 170; hier und in den zahlreichen anderen Lebensläufen zeigen sich unverkennbare Reflexe auf die in Gebrauch gekommene Bevölkerungsstatistik.

214 Schnabel 1731/2013, S. 171. Solche Beurteilungen sind gelegentlich anzutreffen; unisono zeigt sich auch beim Alberts-Raum „alles in der schönsten Haußhaltungsordnung“ (ebd., S. 107) – erzählerisch nachlässig mag die Wiederholung sein, doch reflektiert sie auch den aufzählenden Erzählgestus selbst.

segenreichen und Erfolg versprechenden Fernreise gewesen sein,²¹⁵ die etwa bei Anton Reiser die schönste Einbildungskraft anregt und ihn selbst in den Mittelpunkt eines erweiterten Lebenskreises setzt.²¹⁶ Dazu gehört aber auch der organisatorische Gestus, mit dem der Roman kompositorisch im Großen (die Lebensläufe sammelnd) und im Kleinen (die Abläufe beziffernd) verfährt – es wird damit zumindest für die Phantasie des Lesers eine Herstellbarkeit der wünschbaren Inselzustände in Aussicht gestellt, wenn man nur das Regelwerk der strengen Abzählung und Einordnung beibehält. Dazu gehört auch, dass Figuren gelegentlich den erhöhten Standort eines Gipfels suchen, der ihnen eine panoramische Übersicht gewährt²¹⁷ – diese Sehhaltung korrespondiert dem Ordnungsbestreben, das der Roman zwar in der politischen Struktur wenig erkennen lässt, aber eben in der kleinteiligen Auflistung von Orten, Räumen und abgezählten Dingen, die minutiös, geradezu pedantisch durchexerziert wird.

Bezieht man den Roman auf Leibniz zurück, lässt sich eine Verbindung auch darin sehen, dass dieser das günstigste, hoffnungsvollste Bild einer solchen Übersicht kultiviert und an den Theodizee-Gedanken eines Gottes mit unendlichem Verstand aufs engste gebunden hat. Gott tritt nicht nur mit unendlichem Geistesvermögen, sondern speziell als Mathematiker auf, der sich alle denkbaren Welten vorstellen kann, aus ihnen die Kombination der besten Merkmale wählt und sie folgerichtig zusammengestellt hat – er hätte sie sonst nicht erschaffen. Diese Theodizee-Überzeugung klingt in einer frühen Variante bereits im *Sozietäts*-Aufsatz an,²¹⁸ auch ist es die philosophische sowie künstlerische Begleitbestimmung, alle Inventare in harmonische Verhältnisse zu bringen bzw. deren Harmonie überhaupt zu erschließen: „Als Philosophi aber verehren Gott diejenigen, so eine neue Harmoni in der Natur und Kunst entdecken, und seine Allmacht und

215 Zur utopischen Ausrichtung vgl. Peter-André Alt: *Aufklärung*, S. 282–286, der den Roman als moralische Erzählung und auch ironisch gebrochene Unterhaltungsliteratur kommentiert.

216 Vgl. Moritz: *Anton Reiser*, Werke I, S. 55 f.

217 So wird nach einem Felsengang der „angenehme prospect“ Richtung offene See und „schöne Bucht“ bemerkt, so dass man – dem Panorama vorgreifend – „die gantze Insul, als unser kleines Paradies, völlig übersehen konnte“ (Schnabel 1731/2013, S. 129).

218 Vgl. Leibniz: *Societät*, 4/1, S. 532.

Weisheit sichtbarlich spürbar machen.“²¹⁹ Dieses schöne Zusammenspiel von Lebens- und Denksphären ist aber immer noch verbesserungsfähig und in seiner Entwicklung nicht abgeschlossen – und genau darauf zielen die Vorschläge und Maßgaben Leibniz’ zur statistischen Fundierung der Erforschung auch lebenspraktischer Zusammenhänge. Über den immanenten Zirkelschluss, der im guten Gottesbild die eigenen Prämissen beweist, ist lange diskutiert worden. Hier ist im Kontext der fürstlichen Datensammlungen der grenzenlose Optimismus von Belang, der nach politischen Anwendungen suchte – gefunden hat er sie nicht nur in den statistischen Instrumenten der Aufklärung, sondern letztlich auch in deren Überwachungsorganen, deren Autorität und Legitimation man blindlings vertraute. Was für die ärztlichen Aufzeichnungspraktiken und für die fürstlichen Datenerhebungen gilt, ist wiederum zur Maxime für die Selbstschriften der Pietisten geworden.

219 Leibniz: *Societät*, 4/1, S. 534.

5. Arbeit mit Gott: die Schreibübungen des Pietismus

Unternehmertum des Glaubens: August Hermann Francke

Die Rede vom pietistischen Tagebuch, das sich im Laufe des 18. Jahrhunderts gattungsimmanent psychologisiert habe,²²⁰ hat zur Folge gehabt, dass man die dort waltenden ökonomischen oder empirischen Einschläge weitgehend negligiert hat. Einen alleinigen Idealtypus des pietistischen Tagebuchs gibt es jedoch nicht – vielmehr verzweigen sich seine Formen in Richtungen der *vita activa* wie ebenso der *vita contemplativa*. Dabei differenzieren sich die Wirkungen ebenso in die genannte Linie der lebenspraktischen Notizen wie andererseits in die Richtung des Herzensbuches deutlicher aus. Signifikant für die gemischte Anlage der Daten ist, dass Johannes Hübners Naturlexikon von 1704 dieses als „kaufmännisch ein Buch, worin die laufenden Geschäfte der Zeit nach geordnet eingetragen werden“,²²¹ definiert und damit sowohl die seit dem Spätmittelalter dominierende Funktion des Tagebuchs erfasst als auch Einflüsse des puritanisch-calvinistischen Grundgedankens einer effizienten Lebensführung reflektiert. Dies wirkt auch in die diarische Praxis der Pietistengemeinden hinein, verkreuzt sich dort aber mit anderen Funktionen – welche durchaus als Nachhall der Prädestinationslehre zu sehen sind, wenngleich mit leichten Akzentverschiebungen.

Die pietistische Bewegung, die die Gewissensfunktion durch Innenschau stärken will und hierfür bestimmte Textformate einrichtet (Sündenerkenntnis und Reue, Umkehr durch Bußhandlungen und Erneuerung), stellt eine Erneuerung der religiösen Tradition dar – gleichsam eine Vertäglichung des Bußsakraments, das seit dem Laterankonzil von 1215 vorsah, dass jeder Christ einmal im Jahr alle Sünden zu beichten hatte. Entsprechend gibt es eine protestantische Erinnerungskultur, die etwa mit dem von Heinrich Milde verwendeten Typus des *Calendarium Historicum* anklingt, der aus Sicht des Protestantismus wichtige Ereignisse festhielt – und so lässt er in seine Ausgabe von 1594 eigene Tages- und politische Ereignisnotizen

220 So die Leitthese von Niggel 1977, S. 94.

221 Zit. nach Boerner 1969, S. 13 f.

einfließen.²²² Während aber auch Michael Krüger in seinem *Schreib = und Historien = Calender* von 1674 noch, den Telegrammstil nutzend, den Tag rückblickend veranstaltet, gehen die Tagebücher der Pietisten über die Gedächtnisfunktion hinaus und stellen Organisations- und Handlungsbücher dar, die Seelenereignisse allenfalls benennen und sich vor allem um äußere Ereignisse kümmern. Dies ist gegen den Ansatz z.B. Hockes zu halten, der das pietistische Tagebuch des 18. Jh. als „Laboratorium einer frommen Seelensprache“²²³ bezeichnet hat. Denn die Muster der Bekenntnissprache sind deutlich vorgefertigt (und insofern dann doch aus dem Labor): Nach Formregeln verfasste Diarien wurden von den Missionaren nach Halle gesandt und dort in den Halleschen Berichten auszugsweise veröffentlicht; geheimere Dinge wurden in Paralleltagebüchern festgehalten. Erst Mitte des 18. Jahrhunderts kommen die eigentlichen Seelen- und Herzenstagebücher auf, die diese von den führenden Pietisten vernachlässigte Seite reanimieren.

Der berühmteste Unternehmer in Sachen Glaubensfragen ist wohl August Hermann Francke, der in seinen umfangreichen Tagebüchern die Spalten-technik nutzt und parallel Geld, Namen, Termine und Betrachtungen notiert. Ausgangspunkt ist sein Lehrer Philipp Jacob Spener, dessen *Eigenhändiger Lebenslauf* – 1682 vorsorglich für die eigene Leichenpredigt geschrieben, die 1705 dann auch gehalten wurde – eher sparsam die äußeren Lebensdaten mit seiner Wendung zu Gott, ferner einige Begegnungen und eine feindlich gesonnene Lebensumgebung schildert. Von mehr Pathos und positiver Weltgestimmtheit durchzogen, auch von praktischem Unternehmergeist beseelt liest sich Franckes *Lebenslauff* von 1691, der ein Bekehrungsschema enthält: „Sündenerkenntnis, Sündenangst, Glaubenszweifel, Erlösungswunsch, ringendes Gebet, dann plötzliche Erleuchtung und Glaubensgewißheit, in Gestalt eines kurzen, aber heftigen Bußkampfes und überraschenden Durchbruchs auf engem Raum dramatisch konzentriert“.²²⁴ Damit ist eine Norm vorgegeben, die den bußfertigen, aber weniger stillkundigen Gemeindemitgliedern zur Verfügung gestellt wurde. Das ganze Prozedere mit seinem festen Ablauf auch in der organisierten Bußkampfpraxis hat einen durchaus

222 Vgl. Holm: *Calendarium Historicum/Heinrich Milde*, 2008.

223 Hocke: *Das europäische Tagebuch*, 1963, S. 10.

224 So die Ritualbeschreibung von Niggl 1977, S. 7, vgl. S. 62.

rationalen Akzent²²⁵ – woraus schließlich die gut 20.000 noch erhaltenen Lebensläufe resultieren, die sogar, erkennbar in Schnabels *Insel Felsenburg*, zum Muster für Literatur werden.

Einsicht in das schlechte ungläubige und nach der Bekehrung gute, vor allem auch zeitlich sinnvoll genutzte Leben gibt Francke vielfach, so etwa in seiner Predigt *Der rechte Gebrauch der Zeit. So fern dieselbe gut und, so fern dieselbe böse ist*, die er am 4. Januar 1713 im Waisenhaus zu Halle hält und 1715 publiziert. Sie bezieht sich auf zwei Stellen des *Neuen Testaments*²²⁶ und pflegt eine deutliche Sprache, indem sie das Nützlichkeitsdenken vorgibt und die Rede vom ‚Ausverkauff der Zeit‘ entwickelt: „Ach wecke uns der gestalt auf, daß wir hinfort alle Stunden recht anwenden uns zu unserer letzten Stunde gebührend zu bereiten, damit wir durch deine Gnade das ewige Leben erlangen mögen! Amen.“²²⁷ Der Geburtstag ist Sinnbild des vergehenden Lebens, und die Tagstruktur des Heils, des Grimmes, der Angst, der Finsternis oder der Wohltat schimmert immer wieder durch. Zeit manifestiert sich als eine „Sache von großem Wert (rem pretiosissimam)“, und zwar dergestalt, dass Christen die „Gelegenheit gutes zu thun nicht verabsäumen“.²²⁸ Mit Zeit sei im Sinne des Paulus ganz kaufmännisch zu verfahren, und hier wird der Nexus von Gelderwerb und Christentum evident. Man solle nämlich

„keine einige bequeme Zeit, gutes zu wircken, versäumen, sondern es so damit machen, wie es ein Kauffmann machen möchte, so er eine Waare auf dem Marckt anträfe, von welcher er grossen Gewinn hoffete, die ihm aber alle Augenblick leichtlich könnte weggekauffet werden, und die er hernach vielleicht sein Lebelang nicht wieder bekommen dürffte. Denn gleichwie der Kauffmann keine Stunde versäumen würde, solche Waare, so es ihm möglich wäre, gantz weg oder auszu-kauffen, und nichts dahinden zu lassen: Also will er, sie sollen, so viel an ihnen ist, eines jeden Tages, einer jeden Stunde, ja eines jeden Augenblicks, wahrnehmen, daß sie immer etwas gutes aus der Zeit als aus einem schnell vorbeylauffenden Strom heraus reissen, so ihnen mit in die Ewigkeit folge, wie einer der alten Lehrer redet; denn so rauschen unsere Tage dahin wie ein Strom, und ein Jahr gehet nach dem andern hin, ehe wirs uns versehn.“²²⁹

225 Vgl. Weber: *Protestantische Ethik*, S. 148.

226 Vgl. 2. Brief an die Korinther 6, 2 und Brief an die Epheser 5, 16.

227 A. H. Francke: *Der rechte Gebrauch der Zeit*, 1715, S. 4.

228 Francke: *Der rechte Gebrauch der Zeit*, 1715, S. 27 bzw. 28.

229 Francke: *Der rechte Gebrauch der Zeit*, 1715, S. 28.

Das *carpe-diem*-Motiv, seit Horaz' *Oden* und Marc Aurels Ermahnung, dass „wir nur diesen kurzen gegenwärtigen Augenblick leben“,²³⁰ in unterschiedlichen Nuancen immer wieder zitiert, wird hier mit einer Warnung verbunden, die auch einen Wettbewerbston hat:

„Nehmen wir nun die Zeit nicht wohl wahr, und achtens nicht, daß jetzt eine Stunde, und denn wieder eine unnütz verlaufft, so leiden wir immer Schaden, und zwar solchen, den wir nicht wieder ersetzen können. Darum erfordert eben Paulus Verstand und Weisheit dazu, daß man die Zeit gleichsam auskauffen solle.“²³¹

Mit dieser Möglichkeit des immer eintreffenden Kairos entsteht nicht nur der Gedanke an Nutzbarkeit, sondern wächst auch eine Rechtfertigungspflicht, die sich in Franckes eigener permanenter Schriftproduktion und mithin in mehreren tausend Seiten von Notiz- und Faktentagebüchern niedergeschlagen hat. In dieser Intention wird es allgemein zum pietistischen und darüber hinausgehenden Imperativ, das eigene Leben auch als Verwaltungspraxis zu organisieren, zu strukturieren und zu vernetzen, freilich mit weniger asketischen Tendenzen im Vergleich zum Puritanismus, sondern auch auf Erfüllung des diesseitigen Lebens bedacht.²³² In diesem Verständnis entsteht der zeitliche Nutzenimperativ der Moderne, der von der Frühen Neuzeit an über Benjamin Franklin bis zu den Ratgeberbüchern des 20. Jahrhunderts in vielen Varianten durchbuchstabiert worden ist.

Auch wenn die Metaphorik Franckes ökonomisch geprägt ist, dominiert hier ebenso wie im frühneuzeitlichen Motto des *carpe diem* noch der eschatologische Aspekt – der Seelenschatz ist nur bedingt Warensammlung. Keineswegs praktizieren die Tagebücher Franckes aber Innenschau, vielmehr prägen emsige Notiz- und Berechnungstätigkeiten seine Diaristik. Am ehesten noch finden theologisch-praktische Fragen im Jahr seines Amtsantritts in Halle 1691 ihren Ort und werden Argumente in religionspolitischer Sache Personen zugeschrieben bzw. wiederholt durchgeführt. Jedoch finden sich auch Reisetätigkeiten, Stellenbesetzungen und Arbeitsstrukturierungen in Franckes Umfeld behandelt. Ansonsten waltet das Berichtswesen über diese und jene theologische Äußerung von Kollegen, Examensprüfungen,

230 Vgl. Horaz: *Oden* I, 11, 8, Sämtliche Werke (2018), S. 258 (hier mit „genieße den Tag“ übersetzt, S. 259); Marc Aurel: *Selbstbetrachtungen* 3/10, S. 47.

231 Francke: *Der rechte Gebrauch der Zeit*, 1715, S. 28 f.

232 Vgl. Weber: *Protestantische Ethik*, S. 158.

Beichtabnahmen und Gnadenerweise, eigene Predigten, Pläne zum Aufbau einer Infrastruktur und eines betrieblichen Netzwerks.²³³

Die Tagebücher werden so zu Handlungsberichten im Namen des Herrn – und damit auch zu Anleitungen, wie man einen kirchlichen Betrieb, der in Halle eben auch soziale Einrichtungen mit Einnahmen, Ausgaben, Spendenwesen und Finanzwesen insgesamt aufweist, gut führt und im Voraus plant. Die Kalender Franckes enthalten oftmals nur knappe Ereignisangaben; vergleichbar dem Muster Paciolis stellt Francke sein Notationssystem mit dem 1. Januar 1716 um und lässt offenbar einen Sekretär (wahrscheinlich seinen Sohn) in der linken Spalte die Aktanten oder die Sache notieren (die insofern als Protoregisterspalte funktioniert), während in der rechten die entsprechenden Sach- oder Problemaspekte kurz wiedergegeben werden. Damit wird die Buchführung extensiv und stärker systematisiert, was zur schnellen Rückorientierung hilfreich ist. Ab dem 2. Okt. 1716 entfällt die Registerspalte und behält Francke nur noch das chronologische Protokoll bei, das nach Ablaufpunkten beziffert ist – es übernimmt dies ein Sekretär ab September 1716, der noch relativ ausführlich etwa Gesprächsinhalte und Abläufe protokolliert. Damit ist auch eine Arbeitsethik besiegelt, die sich im fortwährenden Prozess begreift und ihre einzelnen Schritte zunehmend intensiv betrachtet, um sie auch arbeitsteilig zu optimieren. Solche Prozesse sind noch vor allem vom arbeitenden Individuum aus gedacht – das Wirtschaftstreiben ist weniger strukturell aufgezogen, sondern von volitional handelnden Akteuren im sozialen Kontext initiiert. Man kann freilich die Brüdergemeinde als eine der Zellen betrachten, aus denen sich Netzwerke und Strukturen des Wirtschaftshandelns herausbilden.²³⁴

233 Weber bezeichnet denn auch die Brüdergemeinde als „Geschäftsunternehmen“ (*Protestantische Ethik*, S. 154). Alle Tagebücher Franckes sind mittlerweile zugänglich unter digital.francke-halle.de.

234 Webers Beschreibung zielt in die Richtung, dass es sich noch um keinen schematischen, von Strukturen verordneten Vorgang handelt – und auch wenn der Blick auf das überschießende, sich verselbstständigende Erwerbstreiben der kritischen Diagnose von Marx/Engels ähnlich ist, unterscheidet er sich deutlich vom Marxismus, insofern die Diagnose dort hauptsächlich auf materielle Produktionszusammenhänge, gar nicht auf individuelle Akteure zielt und insgesamt einen Untergangshorizont zeichnet; dazu Maurer 2017, S. 271 f.

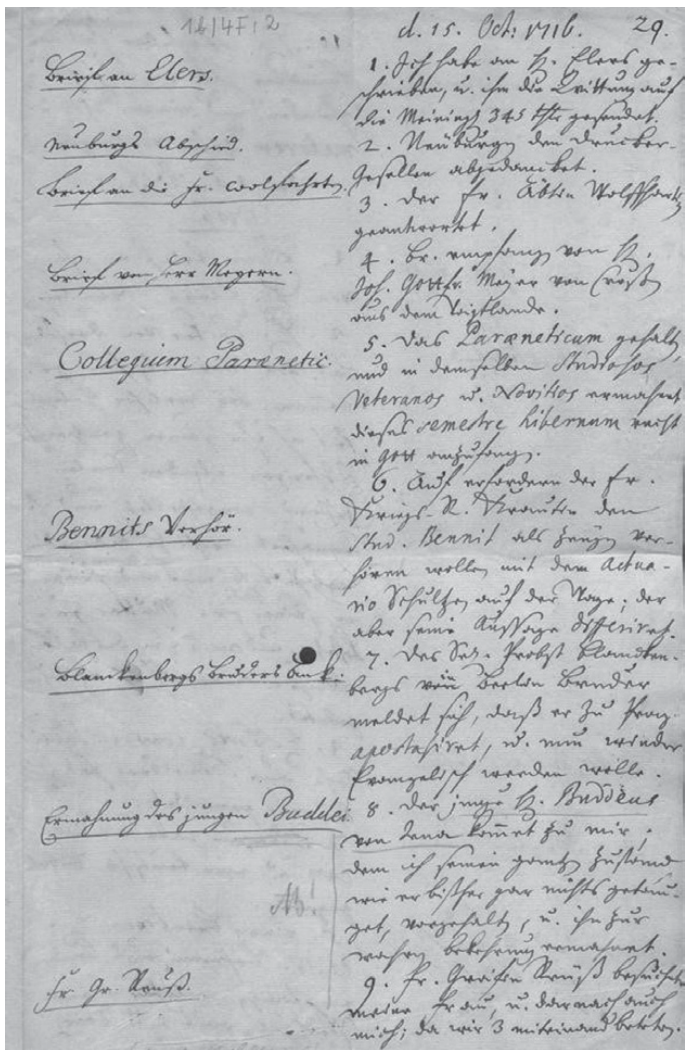


Abb. 4: Tagebuchblatt A. H. Franckes vom 15. Okt. 1716

Spuren hat Francke aber auch in der Pädagogik hinterlassen, insofern sie überwachend und ausforschend aktiv wird. Entscheidend werden dafür die Erfahrungen in der Waisenhaus-Arbeit, die in Franckes Aufsatzsammlung *Segensvolle Fußstapfen* ausgeführt sind, wo es über die Notwendigkeit von beaufsichtigendem Personal für die Erziehung heißt:

„Es ist die Inspektion nicht nur *praesenti corpore* (mit gegenwärtigem Leibe), sondern auch *praesenti animo* (mit gegenwärtigem Geist) und also treulich zu verrichten [...] Denn die sorgfältige Inspektion ist der eigentliche *nervus* der Erziehung, daher niemand darin nachlässig oder commode, sondern vielmehr durch die Gnade Gottes excitat (geweckt) und mühsam sein soll.“²³⁵

Damit spätestens – und auch bereits mit Tendenzen zur Selbsterziehung der Zöglinge und möglicher Milderung direkter körperlicher Strafen – ist die Vorstufe gesetzt zu einer Pädagogik der Allsichtigkeit, deren Blickinstanzen dann in der Spätaufklärung internalisiert werden sollen, sei es von Delinquenten, sei es von Kindern. Foucaults Beobachtung, dass sich im Laufe des 16. Jahrhunderts die Beichte vom Bußsakrament löst, um sich dann über Gewissensbeeinflussung und Seelenlenkung als Pädagogik zu konstituieren, setzt wohl etwas zu früh an; dass die Geständniskultur sich aber in alle Lebensbereiche verzweigt (Justiz, Medizin, Liebesbeziehungen und natürlich Pädagogik) und daraus eine Unzahl von Büchern entsteht, kann vor allem auf Tendenzen ab 1700 bezogen werden.²³⁶

Der streng geregelte, disziplinierte Arbeitsplan gilt auch für die Mitarbeiter des Waisenhauses bzw. die Leiter der ökonomischen, schulischen oder krankenpflegerischen Abteilungen. Zur besseren Strukturierung der Abläufe und einer effizienten Betriebsführung soll in der täglich abzuhaltenden Konferenz dieses Leitungsgremiums jeder Mitarbeiter sein Memorial führen, „auf welchem den Tag über verzeichnet, was ihm unter seiner Aufsicht vorgefallen; welches dann sofort in Ueberlegungen gezogen und um beständig guter Ordnung willen, wie es abgeredet worden, aufgezeichnet wird.“²³⁷ Dies bedeutet nicht nur Optimierung von Arbeitsabläufen in einem geistlichen Business-Betrieb, vielmehr zeigt sich auch,

235 Francke: *Instruktion für die Präzeptoren*, 1722/1876, S. 251 (Übersetzg. im Orig.).

236 Vgl. Foucault: *Der Wille zum Wissen*, S. 76 ff.

237 Francke: *Segensvolle Fußstapfen* 1701/1994, S. 93.

dass Beobachtungen eben dieses Datenmaterial liefern, aus dem dann pädagogische Regulative folgen.

Insgesamt ist auch Francke ein homo faber, der sich nicht sonderlich in Selbstreflexionen verliert, sondern in seinen Tagebuchskizzen erkennbar dem eigenen Nutzenimperativ folgt und ihn praktiziert, dann nur sehr sporadisch und auch kaum in Ich-Form, sondern im Wege allgemeiner Gedanken oder anstehender Diskussionen reflektiert. Admonitiones und Adhortationes tauchen hier und auch da auf, Briefein- und ausgänge werden gelistet, Speisefolgen mit diesem und jenem Handlungspartner finden sich erwähnt oder Gespräche über Geldaufwendungen im Zusammenhang des Waisenhauses. So ist insgesamt die Beobachtung von Schönborn wie auch Holm plausibel, dass im Herzen des Pietismus das Tagebuch nicht als Seelenraum fungiert, sondern Handlungsskripts und Organisationslisten überwiegen²³⁸ – tatsächlich wird auch über geistliche Handlungen geschrieben, aber eben nur im Modus der Benennung von Umständen oder beteiligten Personen. Das Tagebuch des praktizierenden Pietismus ist eben nicht intim-privatistisch, sondern gehorcht einer Ökonomie, die im sozialen Rahmen „eines komplex gestaffelten Systems von Teilöffentlichkeiten“ funktioniert.²³⁹ Dies gilt für die ganze pragmatische Seite von Missionstätigkeiten, ebenso in Sachen Spendeneinwerbung. Auch Nikolaus Graf von Zinzendorfs *Special = Diarium, Diarium des Jüngerhauses, London Congregation Diary* (1716–19) ist dafür ein Beispiel. Erst später, nämlich 1731–1754, bekommen dessen Herrnhuter Losungs-Tagebücher den Charakter eines allgemeineren Tagesprojekts und -erfüllungsbuchs, insofern man dem als Tagesmotto gegebenen Bibelvers eigene Notizen hinzufügen kann.

Die produktive Krise: Albrecht von Haller

Die Frage bleibt, warum der Imperativ zur innerlich-religiösen Tagebuchselbstschau erst später zündet – etwa bei Albrecht von Haller, Christian F. Gellert oder Philipp M. Hahn (1772–77), die als eigentliche Sündenbekenner im Tagebuch aktiv werden und in der Denkhaltung den

238 Vgl. Schönborn: *Das Buch der Seele* (1999) und Holm: *Versuch einer Phänomenologie des Diaristischen*, 2008, S. 50.

239 Vgl. Holm: *Versuch einer Phänomenologie des Diaristischen*, 2008, S. 34.

Selbstpeinigungen von Adam Bernds *Eigener Lebens-Beschreibung* (1738) nahekommen. Ein Grund liegt wohl darin, dass dort der Glaube in eine ernste Krise geraten ist und er (wie bei Bernd) immanent problematisch geworden oder jenseits des physikotheologischen Versöhnungsgedankens nun doch mit moderner Wissenschaft in Konkurrenz getreten ist (wie bei Albrecht von Haller).

Haller, einer der wichtigsten Mediziner des 18. Jahrhunderts, stammt aus der mechanistischen Boerhaave-Schule, bringt aber mit einem calvinistischen Seelenkonzept im Hintergrund den Leib-Seele-Zusammenhang durch das neue Paradigma des Nervensystems ins Gespräch, so auch wieder bei den Hallenser Ärzten um 1750. Seine zentrale Schrift *Von den empfindlichen und reizbaren Teilen des menschlichen Körpers* (1753) wird zum Gründungsbuch der modernen Nervenphysiologie: Nervenbahnen werden dort mikroskopisch untersucht, Zellstrukturen beschrieben und die Verhältnisse von sinnlichem Reiz und ausgelösten Reaktionen experimentell gemessen. Dabei gelangt Haller zu der fundamentalen Einsicht, dass Körperteile durch Nervenbahnen zum einen sensibel ausgestattet, also reizbar sind und im Reizzustand deutlich ausgeprägtere Reaktionen zeigen. Sofern sie innerviert sind, werden Muskeln aber durch Reize verändert – sie sind also auch irritabel, weil sie ihre Form wechseln, kontrahieren und expandieren. Sensibilität und Irritabilität sind insofern die neuen Paradigmen, die in die Experimentalphysiologie Einzug halten.²⁴⁰ Jenseits der medizinischen Forschungen schrieb Haller jahrzehntelang Literaturkritiken, verfasste aber um 1740 auch ein Tagebuch, das durch einen Rhythmus von Selbstzweifeln und Anflügen der Selbstvernichtung, von Selbstanfrage, Beichte und Anrufung Gottes mit guten Vorsätzen, Empfindungsforschungen, aber auch Naturforscherbeobachtungen geprägt ist und erst im Nachlass veröffentlicht wird. Im *Tagebuch seiner Beobachtungen über Schriftsteller und über sich selbst*²⁴¹ schlägt sich der Nervendiskurs in Form geschärfter Selbst-Sensibilität nieder und werden Anklagen gegen das Ich und den allgemeinen Zustand der Welt geführt, die sich ganz ähnlich lesen wie in Adam Bernds fataler, wohl kathartisch programmierter Autobiographie, nämlich der *Eigenen*

240 Vgl. Koschorke: *Wissenschaften des Arbiträren*, 1999.

241 Bern 1787, 2. Teil – darin auch die im Nachlasse erschienenen *Fragmente Religiöser Empfindungen*.

Lebens-Beschreibung von 1738. So schreibt Haller am 3. Dez. 1737 von seinem Tagebuch als „Sündenregister“,²⁴² das er seit einem Jahr führe und eine geistliche Besserung erbracht habe – nebst der Bitte zu Gott: „Zerknirsche mein steinernes Herz, daß ich fühle was dein Zorn ist. – Herr erbarme dich meiner!“²⁴³ Seine *Fragmente religiöser Empfindungen* 1736/37 sind Protokolle religiösen Ringens um Glauben und Verzweiflung, dann zunehmend Vorsätze und Bitten an Gott; so heißt es etwa (und sinngemäß an mehreren anderen Stellen): „Noch ist mein ganzes Leben irdisch gesinnt. Und ich weiß nicht ob ich mein Herz fassen darf, in diesem Augenblick vor Gott zu treten. Sein allsehendes Auge siehet alle Unlauterkeit meines Herzens, und Heuchelei ist vor ihm sowohl Greuel als Thorheit.“²⁴⁴ Haller fasst, den Tod der ersten und zweiten Frau bedenkend, immer wieder Vorsätze, die eine katalogartige Form haben:

„Vater reiche mir deine Hand, führe mich ab vom Weg des Verderbens worauf ich wandle [...] Nimm mich mir selber, nimm meinen Willen, mein Herz zu dir! O ich wollte es dir gerne geben. – Gib mir die Kraft, daß ich hinfort I. den Anfang und das Ende des Tages mit der Untersuchung meines Selbst und mit Überzeugung meines Herzens mache; dann auch wohl etwas lese, was die Furcht Gottes bey mir rege machen könne II. Mit dem Gebet anfangen und schliesse; III. alle unnöthige unnütze Gesellschaften meide IV. alle meine Stunden entweder mit Studien oder mit dem Worte Gottes, oder mit einsamen Betrachtungen ausfülle; dass der Mühsigang kein Weg zur Sünde werde. V. Gegen alle meine groben und feinern Sünden beständig kämpfe, auch mich darum enthalte des Geschwätzes, der Raillerie, unnöthiger Projekte, und daraus folgender hypothetischer Sünden.“²⁴⁵

Anknüpfend an die mittlerweile bekannten Standards, übermittelt vor allem durch den Pietismus, wird damit auch die Rhetorik der Empfindsamkeit und der Diskurs des Herzenstaktes vorgegeben. Inhaltlich und stilistisch wirkte diese Tendenz weiter, etwa in Johann G. Hamanns *Tagebuch eines Christen* (1757) mit seinen Kämpfen der Anfechtung, Bewältigung und Rechtfertigung – die sich dann aber in einen Subjektivismus mit Aufbruchsstimmung wandeln und die Beobachtungsinstanz in den Bekennenden selber verlagern: „So wie alle unsere Erkenntniskräfte die Selbsterkenntnis zum

242 Haller: *Tagebuch*, 3. Dez. 1737 (1787, S. 231).

243 Haller: *Tagebuch*, 3. Dez. 1737 (1787, S. 231).

244 Haller: *Tagebuch*, 13. Mai 1737 (1787, S. 227).

245 Haller: *Tagebuch*, 3. Okt. 1737 (1787, S. 229 f.).

Gegenstand haben, so unsere Neigungen und Tugenden die Selbstliebe. Das erste ist unsere Weisheit, das letzte unsere Tugend. So lange es dem Menschen nicht möglich ist, sich selbst zu kennen, so lange bleibt es eine Unmöglichkeit für ihn, sich selbst zu lieben.“²⁴⁶

Mit solchen Ansätzen wird in einem allerdings längeren Prozess, der sich bis 1800 erstreckt, der Imperativ zur Selbsterkenntnis in eine moderne Anthropologie überführt. Aus dem Motiv der *Anfechtung* entsteht das psychologische Paradigma der *Entwicklung*. Und so ist in dieser ausführlichen Beschäftigung mit dem eigenen Inneren auch der Schritt zur Säkularisierung angelegt, wenn es in systematisierender und kausalpsychologisierender Weise mehr und mehr zum Ziel wird, feinste Nuancen von Stimmungen und Gefühlen zu erspüren, aufzudecken und einem Publikum zugänglich zu machen.

Insofern also der Pietismus in seinen Standardautobiographien klare Selbstbekenntnismuster mit Bekehrungserlebnis, Bußkampf und Gnadenbruch ohne weitere literarische Aspiration einsetzt und die tägliche Feder der Diaristik den kirchenbetrieblichen Alltag organisiert mit ihren zukunftsweisenden Handlungslisten, wäre die Gattungsbezeichnung des pietistischen Tagebuchs selbst zu revidieren und eher von der späteren, protestantisch inspirierten seelenkundlichen Selbstschrift her zu denken. Auch deshalb greift die geläufige These, das pietistische Tagebuch habe sich gattungsimmanent psychologisiert, zu kurz – andere Diskursfelder sind hier ebenso involviert und bilden wichtige Einflussfaktoren.

246 Hamann: Tagebucheintrag vom 16. Mai 1758 (1949, S. 300).

6. Schwimmfest im Datenmeer: Herders *Journal* als Wissensoptimierung

Exzentrik als Verfahren

Herders *Journal meiner Reise 1769* greift an der Oberfläche Bacons Anregung eines exakten Reisetagebuchs auf. Es leistet aber deutlich mehr, insofern es die Form des wissenschaftlichen Kurznotats überführt in ein weit aufgespanntes, vielleicht auch überspanntes Programm einer Bildungs- und Universalgeschichte als Polygraphie aus geografischen, literarisch-philosophischen und anderen Daten. Darüber hinaus ist es ein literarisch-ästhetisches Dokument des Sturm und Drang, das stilistisch auch vom Nervendiskurs der Medizin beeinflusst ist, der die Humoralpathologie langsam in den Hintergrund drängt.²⁴⁷

Die Reise als *via regia* des Bildungsprozesses hat seit dem 18. Jahrhundert zu einer Flut von entsprechenden Tagebüchern geführt, die meistens zweierlei bieten: Wissen über Land und Leute zu prüfen und zu kommunizieren – etwa im Sinne des aufkommenden Baedeker-Reiseführers –, sodann aber auch dem subjektiven Temperament Raum bei der Er-Fahrung des Wissens zu geben und das anthropologische Wissen zu vergrößern. Hatten bereits im 17. Jahrhundert Leibniz, Hartlib und andere vorgeschlagen, Reisebeschreibungen bzw. -tagebücher zur Wissenssammlung zu nutzen und die Inhalte gleichsam durch den Reisenden beglaubigen zu lassen, ist Horzonterweiterung auch in Herders *Journal meiner Reise im Jahre 1769* ein prominentes Thema. Zwar handelt es sich keineswegs um ein Tagebuch, das Erlebnisse oder kalendarisch markierte Gedanken exakt datieren würde, auch nicht um einen summarisch gefassten Reisebericht, der an einer deutlichen Kette von Stationen bzw. empirischen Orten entlang erzählt wäre. Einzig zu Beginn wird ein Zeittakt angedeutet, weiterhin finden sich nur noch sporadisch zeitliche Hinweise – das *Journal* ist aus der Retrospektive vor allem in Nantes und schließlich zu kleineren Teilen in Paris geschrieben. Herder macht jedoch wichtige Aspekte einer Poetik des Tagebuchschreibens

247 Dazu ausführlich Koschorke: *Körperströme und Schriftverkehr* (1999).

im 18. Jahrhundert lesbar und verbindet die Wissenssammlung mit Ausdrucksformen des subjektiven Temperaments, was u.a. mit der ihm bekannten *Sentimental Journey through France and Italy* Laurence Sternes von 1768 zusammenhängt. Es soll hier vor allem ein Antagonismus beobachtet werden, der prägend für das sich schreibende moderne Ich sein wird: Individualitätskult und Allmachtsphantasien des unmittelbaren Erlebens einerseits, Daten- und Wissenszuwachs als überstrapaziertes Bildungsprogramm andererseits. Herders Programm des Tagebuchs bietet aber auch Heuristiken bzw. Strategien des Wissenserwerbs, die zur Synthese einer emphatisch erweiterten Ich-Identität führen sollen.

Der Aufbruch Herders in Riga soll zunächst einmal dabei helfen, aller engherzigen Studiermentalität zu entkommen, um dagegen einer euphorischen Naturerfahrung zu huldigen. Die unendlichen Weiten, die sich dem Auge auf dem Schiff darbieten, stellen das bisherige Dasein mit seiner verengten Optik in den Schatten und übertreffen die angelernte Perspektive bei weitem, was sich auch in Syntax und Zeichensetzung artikuliert:

„So denkt man, wenn man aus Situation in Situation tritt, und was gibt ein Schiff, das zwischen Himmel und Meer schwebt, nicht für weite Sphäre zu denken! Alles gibt hier dem Gedanken Flügel und Bewegung und weiten Luftkreis! Das flatternde Segel, das immer wankende Schiff, der rauschende Wellenstrom, die fliegende Wolke, der weite unendliche Luftkreis! Auf der Erde ist man an einen toten Punkt angeheftet; und in den engen Kreis einer Situation eingeschlossen. Oft ist jener der Studierstuhl in einer dumpfen Kammer, der Sitz an einem einförmigen, gemieteten Tische, eine Kanzel, ein Katheder [...] Nun trete man mit Einmal heraus, oder vielmehr ohne Bücher, Schriften, Beschäftigung und Homogene Gesellschaft werde man herausgeworfen – welch eine andre Aussicht!“²⁴⁸

Die Passage bezeugt eine radikale Exzentrizität der Perspektive, die den engen Studierraum zugunsten des weit geöffneten Makroräum der Natur aufbricht. Damit einher geht eine Persönlichkeitserweiterung:

„Wo ist das feste Land, auf dem ich so feste stand? und die kleine Kanzel und der Lehnstuhl und das Katheder, worauf ich mich brüstete? wo sind die, für denen ich mich fürchtete, und die ich liebte! – O Seele, wie wird dirs sein, wenn du aus dieser Welt austrittst? Der enge, feste, eingeschränkte Mittelpunkt ist verschwunden, du flatterst in den Lüften, oder schwimmst auf einem Meere – die

248 Herder: *Journal* 1769, Werke 9/2, S. 14 f.

Welt verschwindet dir – ist unter dir verschwunden! – Welch neue Denkart! aber sie kostet Tränen, Reue, Herauswindung aus dem Alten, Selbstverdammung!“²⁴⁹

Mit dem letzten Passus wird wiederum das Muster der pietistischen Bekenntnisliteratur aufgegriffen: Bevor die Seele davonfliegen kann, muss der alte Mensch in einer ritualisierten Peripetie noch einmal überwunden werden. Mit der Befreiungsgeste aus dem Wendepunkt – und sei sie auch nur anziert – verpflichtet sich das Ich allerdings zu neuen Höchstleistungen und setzt sich mit der (täglichen) Schrift ein Programm, das zur Selbstbildung und zum persönlichen Sichfreischreiben führen soll. Herder rekapituliert die eigene Lesesozialisation und skizziert ein Bildungsprogramm bzw. Curriculum, treibt aber auch Epistemologie nebst vielen Erwägungen zur Lektürediätetik, die sich ganz im Rahmen der Hoचाufklärung bewegen: Wieviel Lektüre pro Tag erträgt der Mensch, wie viel sollte er nützlicherweise leisten, mit welchen Gefahren hat aufgeklärte Lektüre zu kämpfen? Und was davon ist aufzuschreiben? Solche Fragestellungen beschäftigen Herder auch angesichts des weiten Himmelszeltes fortdauernd, und sie werden mit einem an Francke erinnernden Selbstregulativ beantwortet, nämlich dem Maximumprinzip des Nutzens:

„So lernte ich ganz mein Leben brauchen, nutzen, anwenden; kein Schritt, Geschichte, Erfahrung wäre vergebens [...] Dazu reise ich jetzt: dazu will ich mein Tagebuch schreiben: dazu will ich Bemerkungen sammeln: dazu meinen Geist in eine Bemerkungslage setzen: dazu mich in der lebendigen Anwendung dessen, was ich sehe und weiß, was ich gesehen und gewesen bin, üben! Wie viel habe ich zu diesem Zwecke an mir aufzuwecken und zu ändern!“²⁵⁰

Der Vorsatz zur Sammlung von ‚Bemerkungen‘ wird begleitet durch Anaphern und gestisch-aufgeregte Interpunktion – die Doppelpunktsetzung erweist sich hier als eine mimetische Nachbildung der Fragebewegung, der Neugier im *cor inquietum* des Forschers aus dem Geist der Natur. Zugleich macht sich ein Diskurs der Aufmerksamkeit geltend, welche man im 18. Jahrhundert als bewusste Lenkung der Seelenenergie konzipierte²⁵¹ – die Schreibhand separiert und fixiert die Sinnesdaten. Ist diese

249 Herder: *Journal* 1769, 9/2, S. 14 f.

250 Herder: *Journal* 1769, 9/2, S. 32.

251 Vgl. Barbara Thums: *Aufmerksamkeit: Wahrnehmung und Selbstbegründung von Brockes bis Nietzsche* (2008).

Wahrnehmungshaltung der erste Schritt, Daten fürs Aufschreiben zu erhalten, so soll ihre schriftliche Fixierung ermöglichen, Erfahrung zu notieren, zu sammeln und wiederum anwendbar zu machen. Dass Herder die Fiktion des autobiographischen Tagebuch-Genres gebraucht, soll im Maße erlebter Authentizität die Erkenntnisse testieren und ihren Wert gegen die Einwände geltend machen, die aus der rationalistischen Tradition Descartes', Gottscheds oder Christian Wolfs kommen könnten (und später noch von Kant als Dichtungsvorwurf erhoben wurden). Die Kategorie der Erfahrung soll abstraktes Textwissen nicht nur dem Buchstaben nach übertreffen, sondern ebenso auf der performativen Ebene des Gattungsmusters das Bildungsprogramm plausibilisieren.

Auch Herders Tagebuch hat also eine Hybridfunktion, dessen spezifische Modernität noch für heutige Diaristen als intertextueller Bezugspunkt dienen kann. Dort sind nicht nur die unterschiedlichen Diskurssysteme von Historie, Literatur oder Philosophie verflochten, sondern wird geologisches und polyhistorisches, vorab aber anthropologisches Wissen aufgebaut, das zugleich als Medium der Selbsterfahrung fungiert.²⁵² Ein programmatischer Vorsatz wird dahingehend formuliert, „Menschenkenntnisse“ zu einem Journal zu bündeln, „die ich täglich aus meinem Leben, und derer, die ich aus Schriften sammle“.²⁵³ Hilfestellung soll dazu die „beständige Lektüre von Menschheitsschriften“²⁵⁴ geben, die allgemein zu einer anthropologischen Enzyklopädie und praktisch zu einem *Jahrbuch der Schriften für die Menschheit* für ein breites Lesepublikum gebündelt werden sollen, und gestützt wird dies durch ein Metaphernverständnis der Seele, die Herder mit ihren Abgründen sieht „wie ein ungeheures Weltmeer, das auch selbst bei seiner stillen Zeit voll Fluten scheint“.²⁵⁵

Möglichkeitsgewinn: das Archiv der Anthropologie

Mit dem *Journal* gibt Herder ein euphorisches Muster für die Arbeit an „Archiven des Menschlichen Geschlechts“²⁵⁶ und stellt damit in der

252 Vgl. Birgit Nübel: *Autobiographische Kommunikationsmedien um 1800* (1994).

253 Herder: *Journal* 1769, 9/2, S. 32 f.

254 Herder: *Journal* 1769, 9/2, S. 33.

255 Herder: *Baumgartens Denkmal*, Werke Bd. 1, S. 685.

256 Herder: *Journal* 1769, 9/2, S. 105.

scientia-generalis-Tradition des 17. Jahrhunderts ein Schreibrezept aus, das er in der Schreibweise deutlich subjektiv-empfindsam pointiert. Wenn Herder „in der Geschichte aller Zeiten Data sammeln“ will,²⁵⁷ meint er ‚Data‘ weniger in der später gebräuchlichen statistischen Bedeutung eines auszuwertenden Materials, sondern mehr im Sinne von praktischen, sinnfälligen Beispielen oder Fakta, die durch Erzählungen oder Bilder zu Lehrinhalten werden. Die derart gesammelten „Data nach Datis“²⁵⁸ werden an den Imperativ geknüpft, überhaupt aufgeschrieben zu werden, angelegt sind sie durchaus unsystematisch, und erst aus der Materialfülle stiften sie die Kategorien. Im Idealfall sollen alle Schreiber zum Gesamtwissen beitragen, wenn sie denn Innovatives hinzufügen können – hier ist Herder nicht nur optimistisch, sondern enthusiastisch.

Die spezifische Modernität von Herders Reisetagebuch, die auch für heutige Diaristen noch als intertextueller Bezugspunkt von Belang sein kann, liegt zweifellos in seiner Multifunktionalität. Zwar knüpft das Tagebuch noch lose an die pietistische Tradition an, doch ist Gott kaum mehr adressiert, wenn er buchstabiert wird. Es werden dabei nicht nur die unterschiedlichen Diskurssysteme von Historie bzw. Polygraphie, Literatur oder Philosophie verflochten. Dass vielmehr ästhetische Anteile einen weiten Raum im *Journal* einnehmen, ist für diese noch nicht ausdifferenzierte Tagebuchform ebenso kennzeichnend wie seine epistemologischen Fragen des Wissens- und Datensammelns. Damit verknüpft ist wiederum ein breites Spektrum bildungstheoretischer und -praktischer Fragen.

Die Tagebuchrhetorik liefert das Fundament für bildungspolitische Ideen, das *Journal* wird zum Ort politischer oder kultureller Stellungnahmen bis hin zu kontinentalen wirtschaftlichen Überlegungen. All dies wird mit dem Einsatz persönlicher Glaubwürdigkeit testiert. Denn der Perspektivwechsel vom Schiff auf den Himmel gibt zwar den Blick frei und entgrenzt ihn aus den bekannten Gleisen. Aber das Naturerhabene wird zum Anlass für Herder und zum Signal für seine Leser, die Räume des Wissens in sich selbst zu entdecken. Der Blick auf die Meereslandschaft wird gleichsam auf sich selbst zurückgebogen – es erscheint dann eine epistemologische Wasser- und

257 Herder: *Journal* 1769, 9/2, S. 30.

258 Herder: *Journal* 1769, 9/2, S. 108.

Himmelswelt, die angesichts eines undefinierbaren Horizonts für den Autor umso mehr zur Projektionsfläche wird, um das Angelernte zu sortieren und neue Wissensgebäude auftauchen zu lassen. An die Tradition des Bekenntnisses knüpft Herder auf durchaus parasitäre Weise an – eben nicht mit dem Motiv, irgendwie Abträgliches, Sündhaftes oder Verfehlungen zu bekennen, sondern um seine bildungspolitischen Ideen zu beglaubigen.

Jenseits der Anthropologie sollen nämlich die alten Wissenschaften in neuer Kombination eine „Universalgeschichte der Bildung der Welt“ eröffnen,²⁵⁹ die Herder euphorisch fordert, um damit ein Programm der vielen Bildungsprogramme zu schreiben, auf die sich die Spätaufklärung stützen wird und aus denen nach 1800 Curricula und Lehrpläne erwachsen. Auch dies wird im extremen Sprachgestus mit Interjektionen und Einwortsätzen vorgetragen:

„Und das wäre erst der Ursprung! Nun die Züge! Die Origines Griechenlands, aus Egypten, oder Phönicien? Hetruriens, aus Egypten oder Phönicien, oder Griechenland? [...] Welch ein Werk über das menschliche Geschlecht! den Menschlichen Geist! die Kultur der Erde! aller Räume! Zeiten! Völker! Kräfte! Mischungen! Gestalten! Asiatische Religion! und Chronologie und Polizei und Philosophie! Aegyptische Kunst und Philosophie und Polizei! Phönicische Arithmetik und Sprache und Luxus! Griechisches Alles! Römisches Alles!“²⁶⁰

Ein Gebot der Bildung ist dabei auch die Selbstentfernung des Ich, das sich selber fremd werden soll, um schließlich durch Ausweitung der mannigfachen Gesichtspunkte zu einem Hyper-Ich zu gelangen – der Autor wirft sich zum Exemplum der Menschheit auf, insofern die eigene Bildungsreise von anderen nachvollzogen werden und damit universale Geltung erlangen kann. Hegel wird dies in seiner *Phänomenologie des Geistes* (1807) im Dreischritt vom An-sich-Sein und Selbstentfernung im Durchlauf durch ein Anderes zum erweiterten An-und-für-sich-Sein denken, dort allerdings als Geschichtsmodell allgemeiner Menschenbildung und kaum bildungspraktisch orientiert. Dagegen zielt Herders Ambition deutlich auf ein Bildungsprogramm mit Curriculum und Selbstdisziplin: Ohne Bibliothekswissen zählt das Ich nichts, und es unterliegt einer Steigerungssemantik des proliferierenden Wissens, die enge Verwandtschaft zur aufklärerischen Pädagogik

259 Herder: *Journal* 1769, 9/2, S. 19.

260 Herder: *Journal* 1769, 9/2, S. 19.

erkennen lässt. Der ehrgeizige Plan eines Gesamttagbuchwerks soll nun den Schreiber zum Leser und wieder zum Schreiber machen: Schreib- und Lesetätigkeiten sollen fortgeführt werden, um technisch-ökonomische Rationalität zum kompetenten Aufbau von Vernetzungswegen des Wissens zu nutzen. Wenn hier epistemologische Fragen des Wissens- und Datensammelns mit einem breiten Spektrum bildungstheoretischer und -praktischer Fragen verknüpft werden, zeigt sich darin eine Leibniz-Referenz, bei der die kombinatorische Seite der Wissenschaften das Vorbildmuster für die Tagebuchnotiz abgibt. Damit wiederum wird Leibniz in den Sturm und Drang hinein aktualisiert und jenen neuen, proliferierenden Wissenschaften verfügbar gemacht, die sich ab etwa 1770 ausdifferenzieren und eigene Systemlogiken entwerfen.

Dass sich der in den zitierten Wissenschaften nicht genuin ausgewiesene Dichter aber auch poetischer Topiken bedient, zeigt eine gewisse äußerliche Verfügbarkeit. Zwischen den Bibliotheken von Riga und Nantes entfaltet sich nämlich eine hochgelehrte Reise – und zwar eine inszenierte, wie sich im Gebrauch verschiedener Topoi zeigt: Herders Schiff „kreuzt innerhalb des topischen Arrangements zwischen ‚totem Buchstaben‘ und ‚lebendigem Geist‘“, ²⁶¹ was aber der Forderung nach unmittelbarem sinnlichen Erleben durchaus entgegensteht. Erlebnisqualitäten liegen im Motiv der Neugier, des Staunens und des Augenaufreißens, womit die Wissensarbeit als subjektives Abenteuer gekennzeichnet werden soll. ²⁶²

Auch das Metaphernfeld des Nautischen ist aber topisch versichert, und Herder bedient sich dieses rhetorischen Arsenal ausführlich. Die Neugier/curiositas wird mit der Lebensschiffsemantik ebenso verbunden wie mit dem Fruchtbarkeitsmotiv des Meeres, und ebenso fungiert das Schiff als

261 Wegmann/Bickenbach: *Herders Reisejournal*, 1997, S. 402.

262 Angesichts des Meeres wie auch der unabsehbaren Wissensformen bekommt das Motiv des Schauders im Kontext des Erhabenen – auch ohne explizite Formulierung – eine doppelte Facettierung, die Kant in der *Kritik der Urteilskraft* pointiert hat: zum einen als dynamisch Erhabenes im Angesicht einer übermächtigen Natur, des weiteren als mathematisch Erhabenes, als Unausdenklichkeit einer Zahlengröße jenseits der sinnlichen Fassbarkeit, was die Sinne gegenüber dem unfasslichen Maß scheitern lässt. Dies entspricht der erhabenen Zahl der Sinnes- und Wissensdaten auf dem Schiff (vgl. Kant: *Kritik der Urteilskraft* §25, B 85f).

Metapher einer Regierungsform: Bereits in der römischen Dichtung, so zeigen Wegmann und Bickenbach in ihrem rhetorisch-epistemologischen Ansatz, bedeutet die Schifffahrt das Abfassen eines literarischen oder philosophischen Werkes mit Setzen des Segels usw. – der Dichter wird zum Schiffer, der das Textmeer durchkreuzt und durch Anschlussstellen navigiert. Die Legitimation für das eilige, das beschleunigte Philosophieren sehen Wegmann und Bickenbach nun in einer weiteren rhetorischen Technik: der *percursorio*, der Aufzählung ohne weiterhin nötige Explikation.

Damit lässt sich in den Schulplänen Herders eine Entsprechung zum cursorischen Prinzip der Schnelligkeit bzw. der *Sylvae*-Tradition („Cursus“) sehen und ein „Zwang zur Pluralisierung“ schon in der bloßen Anzahl der Fächer konstatieren, erst recht in der Fülle des Wissensstoffes der einzelnen Fächer, woraus sich die schlichte Alternative zwischen handfester Überforderung der Schüler oder einer eingebauten Mechanik des Vergessens ergibt.²⁶³ Ausführlicher wäre zu zeigen, dass die Wissenspotenzierung, die Herder als Projekt fasst, schulpraktisch fehlgeschlagen ist und auch im Sinne eines Universaldatenbuches der Menschheit unabschließbares Projekt bleiben muss. Bereits Herders Text ist eigentlich eine riesige Summation von Namen und Begriffen, kein substantielles Wissen, nur Apostrophe – die Kombination der *Nomina* fertigt kein Wissensgebäude, sondern liefert bloß dessen Gerüst.

Das flüchtige Durcheilen des Materials ersetzt jedenfalls hier das gründliche Durcharbeiten, die systematisierende Reflexion wird vom Esprit mit gelegentlichen Unkorrektheiten überlaufen, wozu Fehlertoleranz nötig ist – dafür bietet die Gattung der *Sylvae*, von Herder in den *Kritischen Wäldchen* apostrophiert, hier wiederum ein traditionelles Muster, das der Rechtfertigung dient. Eine solche – formal abgesicherte – Spontanschrift steht am Beginn der neuen Wissensordnung, die zwar insgesamt als Fortsetzung des Leibnizschen Projekts gesehen werden kann, jedoch nicht auf Systematik und Berechenbarkeiten zielt, sondern subjektiv ersonnenes Daten-, Namen- und Begriffsgestöber aufbietet. Dies ist typografisch nicht in Spaltentechnik sortiert, sondern zeigt sich in einer in den Satzablauf integrierten und durch Ausrufezeichen oder Doppelpunkte geschiedenen Listenform. In der

263 Wegmann/Bickenbach: *Herders Reisejournal*, 1997, S. 417.

expressiven Gestalt ist auch ein Ausdruck des Naturgedankens von Sprache zu sehen: Wissen, das nicht bloß toter Buchstabe sein will, soll sich naturnah artikulieren und von gedrehter Grammatik frei sein. Dieser Anspruch schließt nicht aus, dass Topiken etwa des Sturm und Drang in Anspruch genommen werden, um Individualität zu inszenieren, vielmehr sind sie gerade auch eine notwendige Rahmung des Aufbruchs.²⁶⁴ Es fügt sich in die anthropologische Leitperspektive des ‚ganzen Menschen‘, dass poetisch-ästhetische Anteile einen weiten Raum im Wissensmeer des *Journal* einnehmen, die sich stilistisch jeder Kohärenz widersetzen. Bedeutsam ist diese Spontaneität aber insofern, als Herder im Namen einer original-schaffenden Subjektivität die kollektive sowie Sachkenntnisse optimierende Wissenssammlung der d’Alembert/Diderotschen Enzyklopädie kritisiert und, dem Genie-Diskurs des Sturm und Drang gemäß, das Recht der „Originalwerke“ oder des „Originellen“ einklagt.²⁶⁵

Gegen das puristisch rationale Modell, gegen die einseitige Vernunftwahrheit des cartesianischen cogito wird eine Semantik des Dunklen, Feuchten als cognitio confusa aufgeboten,²⁶⁶ die im Motiv des Meeres bzw. der terra incognita gipfelt. Im Sprachgestus werden die Data der Sinnesereignisse angedeutet, um damit ein Imaginarium zu bilden, das Wissenschaft verlebendigt und Muster der Naturerfahrung bildet. Die Wissenssammlung bzw. Ausbildung von Logik als „ExperimentalSeelenlehre der obren Kräfte“,²⁶⁷ mit der Herder die Begrifflichkeit der aufklärerischen Tradition Wolffs nutzt, wird durch die Spontaneität des Stils nicht dementiert, sondern komplementär ergänzt.

Das Thema der Sinneserkenntnis, das Herder auch in *Baumgartens Denkmal* pointiert, wird leitend für die Tätigkeit der Selbstwahrnehmung,

264 Vgl. Steinmayr: *Menschenwissen*, 2006, S. 252 ff.

265 Herder: *Journal* 1769, 9/2, S. 78 bzw. 79; Diderot/d’Alembert hingegen brauchen eine organisierte „Gesellschaft von Gelehrten und Künstlern“, die „getrennt arbeiten, jeder auf seinem Gebiet“, um einem menschheitlichen Interesse zu dienen und ihre Fachkenntnisse zu objektivieren (so Diderot in seinem Stichwortartikel ‚Enzyklopädie‘; 1762 ff./2001, S. 69) – nur durch solche Arbeitsteiligkeit ist die Wissenssammlung optimierbar und führt ihrerseits zum „Vollkommensten, das die ganze Gattung schaffen kann“ (ebd., S. 72).

266 Vgl. Hans Adler: *Die Prägnanz des Dunklen* (1990).

267 Herder: *Journal* 1769, 9/2, S. 49.

wenn Ästhetik als „Lehre des Gefühls“ und der Seelenkräfte definiert wird und Herder ganz im Sinne der seelisch-somatischen ganzheitlichen Optimierung schreibt: „der Grundsatz aber: *Spüre der sinnlichen Vollkommenheit* nach, versammelt gleichsam die Strahlen der ganzen Natur in meine Seele, und ist nichts als die Anwendung jenes Orakels: O Mensch! lerne dich selbst kennen.“²⁶⁸ Die anthropologische Perspektive ist dann auch eine anthropozentrische, verbunden mit dem Anspruch der sinnlich-ästhetischen Selbsterfahrung des Menschen, die Herder fortwährend im Auge behält. Damit knüpft er an den seit den 1730er Jahren florierenden Gedanken der Anthropodizee an, die – namentlich aus dem England des Alexander Pope kommend – die Theodizee zu verdrängen beginnt und den selbstbewussten, sich durch Wissen konstituierenden Menschen in dem epochalen, philosophisch-lyrischen *Essay on Man* (1734) ins Zentrum rückt. Im Durchgang durch die Wissenswelten, die freilich mit vergrößertem Wissen auch immer deutlicher ihre Lückenhaftigkeit zeigen, soll der sich bildende Mensch sein Fundament bauen. Herders *Journal* bietet in seiner riesigen Summation von Namen und Begriffen kaum Substanzenwissen, sondern vor allem ein Modell der Kombination von Wissensgebieten. Damit soll ein *modus operandi* zur Wissensaneignung durch ein Subjekt gegeben werden in einer Zeit, als sich Wissenschaften auf ein für die Zeitgenossen unüberschaubares Spektrum verteilen.²⁶⁹

Insofern ist das *Journal* vor allem eine ehrgeizige, experimentelle Skizze und fungiert es letztlich doch nicht als durchsichtiges, authentisches Selbstdarstellungsmedium, sondern als Möglichkeitshorizont, als „Matrix imaginärer Ich-Entwürfe“.²⁷⁰ Wegweisend ist jedoch die Verknüpfung von personaler Identitätsbildung und Wissen, die zunächst von einem protestantisch-arbeitsethischen Hintergrund ausgeht.²⁷¹ Wenn Leibniz’ *scientia*

268 Herder: *Baumgartens Denkmal*, Werke Bd. 1, S. 693 bzw. S. 688 (kursiv i.O.).

269 Vgl. Albrecht Koschorke: *Wissenschaften des Arbiträren*, 1999.

270 Christian Moser: *Der „Traum der schreibenden Person von ihr selbst“* (1996), S. 39.

271 Der Gedanke an Perfektibilisierung ist bekanntlich in diesem Zusammenhang ubiquitär anzutreffen; stellvertretend für viele eine Äußerung Johann Joachim Spaldings, die dies auch mit der Semantik des Wachstums verbindet: „Ich spüre Fähigkeiten in mir, die eines Wachstums ins Unendliche fähig sind“ (2006, S. 21).

universalis durch Herder empfindsam-subjektivistisch fortgeführt wird, setzen die preußischen Bildungs- und Universitätsprogramme dies um 1810 in hochschulpolitische Wirklichkeit um. Erst die Dateningenieure des 20. Jahrhunderts werden dann die technisch-informatische Realisation des Wissensprojektes ermöglichen, das in der Datensammlung ebenso Wissenschaftsbeförderung wie auch eine Optimierungsmöglichkeit des Individuums sieht.

7. Selbstschrift mit Beobachter: Karl Philipp Moritz und die ‚Menschenwissenschaften‘

Die Geburt der modernen Psychologie

Moritz knüpft zwar an das Aufschreibunternehmen Herders an, setzt aber im Sinne der beginnenden empirischen Psychologie neue Akzente: Es soll nun das Wissen über innere Welten in Magazinen erfasst und verwaltet werden, woraus Archive entstehen, die empirische Zählweisen mit seelisch-psychologischer Innenschau verbinden.²⁷² Der Perfektibilitätsgedanke ist mittlerweile zum Topos geworden, was Sulzer pointiert mit dem auch für Moritz verbindlichen Gedanken der Selbstarbeit, die der Selbsterkenntnis längst an die Seite getreten ist:

„Ich werde mich befeissen die Absichten des Herrn der Welt, der mich vollkommen haben will, zu erreichen. Dies soll meine Hauptbeschäftigung seyn. Ich werde nicht ruhen an mir selbst zu arbeiten, solange ich mir noch innerlicher Unordnung bewußt bin. So befördre ich das Werk des Schöpfers, ich trage zur allgemeinen Vollkommenheit des Ganzen bey.“²⁷³

Unabdingbare Voraussetzung dafür ist aber das Aufzeichnungsgebot, dessen empirischer Anspruch nach außen wie auch nach innen geht und eine enzyklopädische Gebärde annimmt, die sich zeitgenössisch in Diderot/d’Alemberts Wissenssammlung zeigt. In diesem Kontext äußert Diderot per Brief 1762 den ambitionierten Gedanken, man solle auf das Aufzeichnen innerer Regungen mindestens so viel Energie wenden wie auf objektgerichtete Beobachtungen:

„Wie denn, sagte ich mir, ein Astromom verbringt dreißig Jahre seines Lebens hoch oben auf seiner Sternwarte, preßt Tag und Nacht sein Auge gegen das Ende eines Fernrohrs, um die Bewegung eines Gestirns zu verfolgen, und sich selbst sollte keiner beobachten, niemand sollte den Mut haben, über alle Gedanken, die in seinem Kopf umgehen, über alles, was sein Herz bewegt, über alle seine Leiden und Freuden genauestens Buch zu führen“.²⁷⁴

272 Vgl. Steinmayr: *Menschenwissen*, 2006, S. 264 ff.

273 Johann G. Sulzer: *Unterredungen über die Schönheit der Natur*, 1774, S. 135 f.

274 Diderot: Brief vom 14. Juli 1762 an Sophie Volland (Diderot 1984, S. 150); „un astronome passe trente ans de sa vie, au haut d’un observatoire, l’œil appliqué le jour et la nuit à l’extrémité d’un télescope pour déterminer un mouve

Mut gehöre allerdings dazu, merkt Diderot noch an, und am Tagesende würden wohl vor allem die günstigen, ehrbaren Ereignisse notiert. Wenn er damit einen Gedanken Augustinus' variiert und dessen Forderung, bei der Außenwendung den Blick nach innen nicht zu vergessen, nun auf die eigenen Gedanken- und Herzensregungen appliziert, wird damit der subjektive Faktor entschieden in den Blick gerückt. Hieraus entsteht ein weites Spektrum von Aufzeichnungsgegenständen, wobei das Innere kontinuierlich zu den äußeren Gegenständen begriffen wird. Strikt von den naturwissenschaftlichen Disziplinen her denkend hat etwa Lichtenberg seine *Sudelbücher* angelegt, denen das Subjektiv-Spontane ebenso anzumerken ist wie das Sentenzenhafte, die überraschende Wendung oder das Paradoxe. Die täglichen Eintragungen der Kaufleute ins ‚Waste book‘ übersetzte Lichtenberg mit Sudelbuch, Klitterbuch oder auch Hudelbuch, dort finde sich „alles durcheinander ohne Ordnung, aus diesem wird es in das Journal getragen, wo alles mehr systematisch steht, und endlich kommt es in den Leidger at double entrance nach der italiänischen Art buchzuhalten.“²⁷⁵ Im Maße zunehmender Ordnung könne dieses Vorgehen der wirtschaftlichen Buchhaltung, das offenkundig an Pacioli angelehnt ist, auf die Arbeit des Gelehrten übertragen werden, wobei im Leidger „die Verbindung und die daraus fließende Erläuterung der Sache in einem ordentlichen Ausdruck“ enthalten wären.²⁷⁶ In dieser Gradation der Dingordnung präferiert Lichtenberg ersichtlich das erstere, wobei er auf sich selber das „Kriterion eines großen Schriftstellers“ applizieren kann, dass man selbst aus einem „weggeworfenen Scherz“ großen Nutzen für die Arbeit ziehen kann.²⁷⁷ Und so resümiert er: „Schmierbuch-Methode bestens zu empfehlen. Keine Wendung, keinen Ausdruck unaufgeschrieben zu lassen. Reichtum erwirbt man sich auch durch Ersparung der Pfennigs-Wahrheiten.“²⁷⁸ Das Rechenwesen

d'astre, et personne ne s'étudiera soi même, n'aura le courage de nous tenir un *registre* exact de toutes les *pensées* de son esprit, de tous les mouvements de son *cœur*, de toutes ses peines, des tous ces plaisirs.“ (Diderot: *Lettres à Sophie Volland*, 1984, S. 184).

275 Lichtenberg: *Sudelbücher* E 46; S. 352.

276 Lichtenberg: *Sudelbücher* E 46; S. 352.

277 Lichtenberg: *Sudelbücher* E 158; S. 378.

278 Lichtenberg: *Sudelbücher* E 158; S. 378.

als rationelles Prinzip klingt hier noch durch im Hinweis, dass auch das scheinbar Bedeutungslose seinen erkenntnismäßigen Nutzen erweisen kann.

Moritz' Betrachtungen, seine philosophischen Bemühungen wie auch ‚Daten‘-sammlungen verabschieden sich ebenfalls vom pastoralen Hintergrund und stehen nun im Horizont einer praktisch werdenden Philosophie, wie sie Herder angebahnt hat, im Umfeld der 1780er Jahre aber gerade auch unter Populärphilosophen wie Garbe, Lichtenberg, Platner, Seume oder Autoren wie Jean Paul floriert. Sie sind ganz auf die Innenwelten meist verzweifelter, aberranter Individuen gerichtet, die nicht ohne Mitgefühl behandelt werden, aber auch gern genutzte Lieferanten von Seelendaten sind. Mit seinen *Beiträgen zur Philosophie des Lebens* gelingt Moritz der Umbruch zu einer säkularen, aphoristisch-literarischen, tagebuchähnlichen Traktatschrift, die auch Veröffentlichung sucht und individuelle Selbstaussagen einer öffentlich-kommunikativen Vernunft unterstellt.²⁷⁹ Moritz ist als Diarist zwar weniger bekannt, hat sich als solcher aber vielfältig betätigt. Seine Aufzeichnungen sind, auch unter dem Eindruck der Anthropologie bzw. diese rückverstärkend, zum Ausgangspunkt eines Riesenprojektes geworden, das den Weg von der pietistisch-zerquälten Aufzeichnung über die neugierige Selbsterkundung bis zur Sammlung von Innenschau-Notizen durchläuft, die schließlich noch zum Rohstoff von Literatur werden können. Diese Aufzeichnungen nimmt er von sich selber, von Freunden, Schülern oder Fremden, schreibt sie im *Magazin zur Erfahrungsseelenkunde* nieder und fiktionalisiert sie parallel dazu im *Anton Reiser* als Bildungsroman. Das Unternehmen ist ebenfalls enzyklopädisch und um Sammlung möglichst vieler Ansichten bemüht, anders als bei Herder aber auf die Innenwelt gerichtet – Rohstoff dafür sind zunächst Selbstbeobachtungen, und Moritz knüpft hier an die bekannten Forderungen der älteren wissenschaftlichen Diaristen an: „Ich entschloß mich, ein eignes Journal hierüber zu halten, welches ich auch getan, und es bis jetzt fortgesetzt habe. Man sammlet tägliche Beobachtungen, dacht' ich, über das Wetter, und den Menschen sollte man dessen nicht wert achten?“²⁸⁰ Die Aufzeichnung von inneren Erlebnissen des Menschen in ein Archiv zu überführen, von wo aus sie aber

279 Vgl. Alexander Kosenina: *Karl Philipp Moritz*, 2009, S. 18 ff.

280 So die an Diderot anklingende Äußerung; Bd. 3, S. 97.

in die Disposition der Vermessung gelangen, wird zur Strategie der jungen Psychologie. Dafür gibt es noch ein unabweisbares anderes Vorbild: Dass mit dem Blick in das eigene Innere der Anspruch einhergeht, das eigene Herz zu lesen, auch schwierige seelische Dinge zu entziffern und insgesamt seiner eigenen Natur authentisch gewahr zu werden, hat Rousseau mit seinen autobiografischen *Bekenntnissen* (1780) in einem gigantischen Erzählbogen exemplifiziert und diese Sensibilität der bewussten und unbewussten, jedenfalls internen Vorgänge dann in seinen *Träumereien eines einsamen Spaziergängers* (1782) noch einmal zur Mikrologie auch der Wahrnehmungsvorgänge selbst gesteigert. So lautet die programmatische Grundlegung dieser Schlussabrechnung eines Lebens: „Ich führe an mir ähnliche Messungen durch, wie sie Naturforscher verrichten, die täglich den Zustand der Luft beobachten. Ich prüfe also meine Seele wie mit dem Barometer“. ²⁸¹ Es entspricht dem Selbstbewusstsein des Naturforschers, dass er diesen systematischen Anspruch nicht mehr für ein Publikum denkt, sondern den Text vor allem für sich selbst schreibt. Gegenüber dem Wahrhaftigkeitsgehalt der Empfindungen, Sentiments und Phantasien gibt es keinerlei Skepsis, jedoch ein veritables Aufschreibeproblem. Denn Rousseau hebt die Disparität beider Tätigkeiten – des aktiven Eintauchens in die eigenen Bewusstseinsverhältnisse und des Aufschreibens der Eindrücke – hervor, insofern sie unmöglich uno actu zu vollziehen seien. ²⁸² Das Mitschreiben von Fremdphantasien bietet hingegen die Möglichkeit, Vielheiten zu notieren – im Vertrauen darauf, dass die ‚Daten‘ bzw. Sprachspiele der Selbsterzähler nicht selbst schon von diesen fingiert sind.

Moritz dürfte zumindest indirekt von Rousseaus *Confessions* Kenntnis gehabt haben, womöglich auch von dessen *Rêveries*. Als er in einer Berliner Klosterschule Lehrer wird, tut er dies auch mit dem Vorhaben, seine Schüler zu beobachten, und veröffentlicht schließlich seine Sammlung

281 Rousseau 1782/2003, S. 16; „Je ferai sur moi-même à quelque égard les opérations que font les physiciens sur l’air pour en connoître l’état journalier. J’appliquerai le baromètre à mon âme [...] Je me contenterai de tenir le registre des opérations sans chercher à les réduire en système.“ (*Les Rêveries du promeneur solitaire*, 1782, S. 1000 f.).

282 „Au milieu de tant de richesse comment en tenir un rēgistre fidelle? En voulant me rappeler tant de douces rêveries, au lieu de les décrire j’y retombois.“ (*Les Rêveries du promeneur solitaire*, 1782, S. 1003).

Unterhaltungen mit meinen Schülern, die wiederum in das *Magazin zur Erfahrungsseelenkunde* aufgenommen werden. Das herkömmliche Herrschaftsverhältnis zwischen Lehrern und Schülern, das stets harte Strafmaßnahmen legitimierte, wird hier ersetzt durch eine freundschaftliche Autorität des Lehrenden auf der Basis gegenseitigen Vertrauens. Zwischen teilnehmender Beobachtung, lockerem Gespräch und Einfühlung einerseits, wie sie Moritz als Erkenntnishaltung pflegte, andererseits aber Ausforschung des äußeren Verhaltens und des Innenlebens der Schützlinge, um diese in Speichertechniken zu überführen, verläuft jedoch nur ein schmaler Grat.²⁸³ Letzteres gehört bekanntlich zu den Leitmaximen der Pädagogik des 18. Jahrhunderts, und Empfehlungen dazu finden sich unter anderem bei Sulzer über Christian Felix Weiße bis in die Spätaufklärung. Der Beobachtungsimperativ ist auch hier direkt mit dem Aufschreiben verknüpft; so merkt Sulzer über die Zöglinge an, man müsse „von allem, was sie gelesen, gehört und gesehen, ihre Gedanken aufschreiben lassen“.²⁸⁴ Eine solche Pädagogik der Überschau kennt auch meistens das nützliche Tagebuch als Aufschreibemedium. Weiße, der in seiner *Moralischen Wochenschrift Der Kinderfreund. Ein Wochenblatt* (1775-82) auch als ‚C. Mentor‘ auftritt, adressiert seine Texte an seine „lieben kleinen Freunde“ oder „süßen Leser und Leserinnen“²⁸⁵ und hält etliche Vorschläge zu Bildung und Unterhaltung parat. Denn auch Gespräche „haben wieder die Tugenden oder Fehler meiner Kinder und ihre Besserung zur Absicht“.²⁸⁶ Besonders aber das Tagebuchführen nötigt Weiße seinen Kindern ab, die damit wiederum vorbildlich für die jungen LeserInnen werden sollen:

„Ich habe sie nämlich gewöhnt ein Tagebuch von allen ihren Geschäften und Handlungen aufzusetzen. Selbst ihre Fehler müssen sie darinnen frey anzeigen, und sie thun es gern, weil sie da mit einer kleinen freundschaftlichen und lieb-reichen Erinnerung wegkommen, da sie bey Verheimlichung nachdrücklichere Verweise und Vorstellungen zu fürchten haben. Sie lernen dadurch auf ihre

283 Vgl. Susanne Knoche: *Denkbilder des Lernens und Lehrens bei Karl Philipp Moritz* (2003).

284 Johann G. Sulzer: *Der Nutzen einer genauen Ausforschung der Kinder*, 1748, S. 189.

285 Weiße: *Der Kinderfreund*, 1777, S. 3 bzw. S. 18.

286 Weiße: *Der Kinderfreund*, 1777, S. 9.

Handlungen Acht geben, und, da ihr Journal gemeinlich in unsrer aller Gegenwart abgelesen wird, so bemühen sie sich, daß es doch immer eher ein Verzeichniß ihres Wohlverhaltens als ihrer Fehler wird.“²⁸⁷

Dass Erziehen auch kontrollierendes Beobachten und Abmessen von Entwicklungsschritten bedeutet, zeigt sich in der Fortsetzung dieses Tagebuchregulativs. Mithin soll Zeiteinteilung beim Arbeiten erlernt werden:

„Da sie auch bey ihrem Thun und Lassen größtentheils uns, ihre Geschwister und Lehrer, zu Augenzeugen haben: so sind sie nicht vermögend, Erdichtungen für Wahrheiten aufzuzeichnen: denn sie würden gleich widerlegt und beschämt werden. Ein anderer Vortheil ist, daß sie Ordnung in Eintheilung ihrer Zeit lernen: am Abend, oder den Morgen darauf sehen können, wie weit sie im guten fort, oder zurücke gegangen sind, um wieviel ihre Erkenntniß vermehret worden, und wovor sie sich künftig zu hüten haben. Endlich lernen sie auch eine Fertigkeit im Schreiben, und sich über mancherley Dinge freymüthig, leicht und gut auszudrücken. Ihnen selbst macht es aber auch ein großes Vergnügen.“²⁸⁸

Prüfungsgespräche, Initiationsrituale der Selbstschrift, Überwachung und Autokorrektur wechseln hier ab, wenn das Tagebuch als Besserungsmedium installiert wird – und der Vater kann sich dann freuen, „daß die Liste ihrer guten Handlungen doch größtentheils die schlechten weit übertrifft“.²⁸⁹ Zu dieser Aufzeichnungstechnik passt der Bericht des Pädagogen, dass seine Kinder „voller Aufmerksamkeit“ gespannt seien, „des andern sein Tagebuch anzuhören, um zu berechnen, um wie viel es seine Zeit besser als das andere angewandt habe“.²⁹⁰ Der pietistische Zeitnutzgedanke ist hier säkularisiert, und damit wird der junge Tagebuchschreiber in ein kompetitives Verfahren eingebunden, das nicht nur ihn selbst bessern, sondern auch in der Bedeutung anderen gegenüber weiter heraufsetzen soll. Und so wetteifert der zuerst abgedruckte, aber zweifellos fiktive, also exemplarisch gedichtete Tagebucheintrag seiner Tochter Charlotte vom 13. September auch darum, wie sie noch tugendhafter leben und ihre kleinen Vergehen noch bußfertiger darstellen kann. Die geforderten Verhaltensformen des anständigen Essens, des Malens und Lernens sind durchsetzt vom pietistischen Rhythmus des

287 Weiße: *Der Kinderfreund*, 1777, S. 38 f.

288 Weiße: *Der Kinderfreund*, 1777, S. 39.

289 Weiße: *Der Kinderfreund*, 1777, S. 39.

290 Weiße: *Der Kinderfreund*, 1777, S. 39 f.

Bereuens schlechter Taten und des guten Vorsatzes mitsamt Gelöbnis zur Besserung.²⁹¹

Diese individuellen Schreibpraktiken führt Karl Philipp Moritz nun mit seinen Aufzeichnungstechniken an einen weit gefassten, anspruchsvollen Punkt: Seine Selbst- und Fremdnotizen sollen Elementarbauteile für die Universalbeobachtung sein, was ihn mit Herders enzyklopädischem Unternehmen verbindet, wobei Moritz stärker auf das Wissen vom Menschen orientiert ist. Dazu sind Techniken nötig, deren erste Voraussetzung das Selbstdistanzangebot der Empirie ist. Der Beobachter muss nämlich

„die Kunst lernen, in manchen Augenblicken seines Lebens sich plötzlich aus dem Wirbel seiner Begierden herauszuziehen, um eine Zeitlang den kalten Beobachter zu spielen, ohne sich im mindesten für sich selber zu interessieren. Auf die Art könnte einer die Geschichte seiner Augenblicke, zum Nutzen der Menschheit, beschreiben“.²⁹²

Diesen Betrachtungsvorgang fasst Moritz immer wieder in die Theatermetapher, wenn er sich etwa vornimmt, sich selbst „so wie ein Schauspiel zu betrachten“ und sich zum Gegenstand der „eigenen Beobachtung“ zu machen, „als ob ich ein Fremder wäre, dessen Glücks- und Unglücksfälle ich mit kaltblütiger Aufmerksamkeit erzählen hörte“.²⁹³ Damit nimmt Moritz auch eine Selbstumschulung vom heißen Sündenbekenntnis, das seine Reste in den gelegentlichen Formen erlebter Rede des *Anton Reiser* hat, zum kühl-distanzierten Beobachter vor, der sich selbst zum Gegenstand machen soll und dabei „kaltblütig denken“ will auch dann, wenn er sich sterben sehen würde.²⁹⁴ Mit dem Modus der unparteiischen Selbstbetrachtung ist auch eine ästhetische und kontemplativ-spielerische Nuance angesprochen. Für Moritz, Experimentator seiner selbst, wird das Innere zum Schauspiel, an dem er als Beobachtender teilnimmt, möglichst aber, ohne gefühlshalber involviert zu sein. Auf der Seite der kunstmäßigen Anschauung entspricht

291 Foucaults Beschreibung von Basedows Pädagogik und Saltzmanns Experimentalschule lässt sich auch als Kommentar in Weißes Richtung lesen, wenn von einer „ausgeklügelten Kontrolle“ die Rede ist, bei der Ärzte und Eltern eine Allianz bilden (*Der Wille zum Wissen*, S. 42 f.).

292 Moritz: *Beiträge zur Philosophie des Lebens/Vorrede*, Bd. 3, S. 8.

293 Moritz: *Beiträge zur Philosophie des Lebens/Selbstbeobachtung*, Bd. 3, S. 16 bzw. *Aussichten zu einer Experimentalseelenlehre*, Bd. 3, S. 94.

294 Moritz: *Beiträge zur Philosophie des Lebens*, Bd. 3, S. 14.

dies dem ästhetischen Urteil in Kants *Kritik der Urteilskraft*, das sich ohne alles Interesse und ohne vorgefasste Begriffe betätigt, damit aber jenseits des Subjektiven ein allgemeines Prinzip vorstellig machen soll.²⁹⁵

Die Vorzüge dieses Wissenschaftsverständnisses lassen sich vor allem in ihrem innovativen Wert beschreiben: Außerhalb von Moral und Religion (oder anderen ‚Interessen‘) soll geforscht werden, auch sollen die Ergebnisse vorab keinem Zweck genügen. Bei diesem Vorgehen von Selbstreflexion, Spiegelung in Fremderzählungen und Verallgemeinerung ins Anthropologische wird es zum Leitprinzip, ohne wertende Vormeinung an das Unternehmen zu gehen und deduktive Vorschlässe zu unterlassen, auch Gesichtspunkte der Moral und natürlich der Religion auszuschließen. Entsprechend ist es Aufgabe des Erfahrungsseelenkundlers, einzig und allein zu beobachten, „wie die Dinge wirklich sind, und Untersuchungen anzustellen, warum sie so sind: nicht aber, zu bestimmen, wie sie nach seiner Meinung seyn sollen“.²⁹⁶

Damit wird die Tradition des Empirismus fortgesetzt, aber auf das Innere angewendet. Der Experimentalseelenforscher, der vieles zu den Entdeckungsprozeduren selber schreibt, hat aber sehr deutlich vor Augen, dass es nicht um das Zählen von Wolken, Regenmengen oder anderer fasslicher Natur- und Gesellschaftsereignissen geht. Wenn bereits diese Vorgänge interpretiert werden müssen, ist für Moritz völlig klar, dass die Beobachterperspektive selbst zum Thema wird. Dies vor allem bezweckt wohl die nimmermüde Sammlung von (Fall-) Beispielen: Mit der Exzentrierung der Ich-Perspektive soll auch das Problem ausgeschaltet werden, dass der Selbstuntersuchende seine je eigene Perspektive und also auch seine blinden Flecke mitbringt. Erst aus einer großen Zahl von Selbsterzählungen lässt sich im relativen Abgleich Erkenntnis gewinnen. Darin ist Moritz einer der konsequentesten Selbstdenker der Aufklärung, wenn er die Relativität des Ich-Standpunktes aufs Spiel setzt und die jeweiligen Perspektiven in ihrem Möglichkeitshorizont sieht: „Indem wir aber unsre Ideen ordnen, so sollen wir den rechten Gesichtspunkt selbst erst finden – wir nehmen auf gut Glück einen an“, sodann wählt man einen anderen Gesichtspunkt und kommt schließlich „durch mehrere mißlungene Versuche auf den rechten – so wie bei einer Art

295 Vgl. Kant 1790, zusammenfassend § 59 der KdU, 462.

296 Moritz: *Magazin zur Erfahrungsseelenkunde*/MzE VII, 3,6

von Rechenexempeln, wo man auch erst durch eine Anzahl möglicher Fälle, die man setzt, das Verlangte herausbringt“.²⁹⁷ Die möglichst große Zahl der Fallbeispiele soll im Versuch-Irrtums-Prinzip grundlegende Einsichten in die Menschenseele eröffnen, und Exzentrizität ist dabei ebenso wichtig wie Quantität, um eine Optimierung des Erkenntnisstandes zu erzielen: Die ideale Optik des Beobachters wäre in diesem Sinne eine Art göttlicher Panoptik des simultanen Anschauens vieler Ansichten und auch Zeitpunkte.²⁹⁸ Wenn Moritz die Orientierung an einer höheren göttlichen Instanz aufgibt, sie vielmehr sublimiert und internalisiert, soll damit Parteilosigkeit durch Distanz in Bezug auf das, was sichtbar gemacht werden soll, gewährleistet werden. Die seelsorgerlich klingende Ermahnung „Hüte dich, daß du dich selber nicht aus den Augen verlierst!“²⁹⁹ zeigt noch den pastoralen Hintergrund des ganzen Unternehmens, der schließlich aus der ganz säkularen Selbstbeobachtung verallgemeinerbare Einsichten erbringen soll.

Exkurs: Jeremy Benthams *Panopticon*

Der Imperativ zur Selbstschau erhält obendrein noch flankierende Maßnahmen durch einen juristisch-politischen Seitenaspekt, der alles andere als marginal ist. Im klassischen Kreisrund der vielen Ansichten, deren Einzelteile und Ganzes in schöner Weise harmonisieren sollen, realisiert sich auch eine der entscheidenden sozialpsychologischen Denk- und Handlungsfiguren der Moderne. So hat Jeremy Bentham um 1790 eine Gefängnisrotunde entworfen, in deren Zentrum ein Wächter postiert ist, der in alle Zellen sehen kann, ohne selbst gesehen zu werden – er soll sogar dort Wohnung nehmen, damit der Eindruck der Allsichtigkeit sich bei den Gefangenen tief einprägt und dergestalt verinnerlicht wird, dass diese Beobachtungsinstanz für moralische Selbstbesserung sorgen kann.³⁰⁰ Jeremy Bentham hat das Frontispiz der *Panopticon*-Schrift mit einer (wenn auch etwas linkischen) Skizze versehen, das ein strahlendes Dreieck mit den Wörter Mercy, Justice, Vigilance umgibt, welches über dem Gefängnisrund thront. In späteren

297 Moritz: *Die große Loge*, Bd. 3, S. 339.

298 Vgl. Moritz: *Fragmente aus dem Tagebuch eines Geistersehers*, Bd. 3, S. 306 f.

299 Moritz: *Beiträge zur Philosophie des Lebens*, Bd. 3, S. 55.

300 Vgl. Bentham: *Panopticon* 1787, S. 29–31.



Abb. 5: Thou art above may path, and above my bed, and all my way / Frontispiz der Erstaugabe des *Panopticon* 1791



Abb. 6: Erweiterte Fassung von Willey Reveley (1794)

Fassungen dieses Modells von Willey Reveley ist das Auge in das Kreisrund der mittleren Aufsichtsloge eingefügt und zeigt in dieser Collage, dass das Beobachtungsinstrument göttliche und menschliche Attribute verknüpft.

Darin liegt das äußere Mittel der Umfunktionierung von Strafe in Erziehung: Der Wachturm kann auch unbesetzt bleiben, doch der Gefangene muß sich immer so regelkonform verhalten, als ob er beobachtet würde – allein die Möglichkeit der Überwachung festigt die Annahme, dass Verstöße bemerkt würden. Die Instanz der Überwachung verlagert sich: Der äußere Wächter kann seine Dauerpräsenz aufgeben, wenn allein die Möglichkeit der Überwachung vom Gefangenen geglaubt wird. Indem dieser den Wächter als omnipräsent wahrnimmt, wird über das regelgetreue Verhalten hinaus dieses durch Introjektion dauerhaft anerzogen. Damit sollen, so zumindest die Hoffnung der Justiz, die gesellschaftlichen Normen verinnerlicht werden. Die Situation des Beobachtetseins liefert aber auch die Suggestion permanenter, aufrechterhaltener Schuld und perpetuiert so den Hang zur Gesetzesübertretung, zumindest hält sie dem Einzelnen die stete Notwendigkeit zur Besserung vor Augen.³⁰¹

Ein gewünschter Nebeneffekt ist, dass sich daraus Möglichkeiten des Experiments ergeben und Statistiken über Einzelsymptome anzulegen sind, ohne dass der Beobachtende selbst körperlich involviert wäre. Aufklärung kennt seit Leibniz die Idee der Zahlentotalen, und derart auf Allsichtigkeit zielend begreift auch Bentham seinen Ansatz holistisch, wenn er seine *Panopticon*-Schrift ziemlich berauscht von der eigenen Idee eröffnet:

„Die Sitten reformiert – der Gesundheit einen Dienst erwiesen – das Gewerbe gestärkt – die Methoden der Unterweisung verbessert – die öffentlichen Ausgaben gesenkt – die Wirtschaft gleichsam auf ein festes Fundament gestellt – der Gordische Knoten der Armengesetze nicht durchschlagen, sondern gelöst – all das durch eine einfache architektonische Idee!“³⁰²

301 Daraus indessen resultiert eine Dialektik, die den Beobachteten per se zum Delinquenten stempelt – und erzeugt, so eine These Foucaults in *Überwachen und Strafen*, neue Bereitschaft zum Verbrechen auch dort, wo vielleicht positive Änderungen zu erhoffen wären.

302 Jeremy Bentham: *Panopticon* 1787, S. 8 („Morals reformed – health preserved – industry invigorated – instruction diffused – public burthens lightened – Economy seated, as it were, upon a rock – the gordian knot of the Poor-Laws are not cut, but untied – all by a simple idea in Architecture!“ (Jeremy Bentham: *The Works*, Bd. 4, S. 39).

Der enthusiastische Stil gleicht dem Pioniergestus Herders. Aber auch Leibniz' Pläne einer gesellschaftsweiten Datensammlung werden aufgegriffen und variiert: Soll dort noch der Fürst die Übersicht über die Bevölkerung halten können, wird das Instrumentarium hier verfeinert und zielt auf Verinnerlichung einer überwachenden Instanz. In diesem Sinne versteht Bentham seinen Plan auch als humanistischen Teil einer Sozialstruktur – und dehnt seinen Plan von den (in privater Unternehmerschaft zu führenden) Gefängnissen dann auch auf Irrenhäuser, Hospitäler und Schulen aus.³⁰³ Die Instanz der Seele oder des Subjekts ist also keine Illusion, sondern sie wird produziert und per Machtorgan durchgesetzt – wie Foucault behauptet, „an jenen, die man bestraft, und in einem allgemeineren Sinn an jenen, die man überwacht, dressiert und korrigiert, an den Wahnsinnigen, den Kindern, den Schülern, den Kolonisierten, an denen, die man an einen Produktionsapparat bindet und ein Leben lang kontrolliert.“³⁰⁴ Auch das ist Teil der ‚Bildung‘ des modernen Individuums, das als Extremfall darstellbar wird in seinen Abirrungen und justiziablen Korrekturen, deren Besserungsaussichten umso größer werden, je zuverlässiger die internen Selbstkorrekturen greifen.

Man wird gegen diese kritische Sicht einwenden, dass Kulturalisierungsprozesse stets über Internalisierung von Normen laufen und ohne äußere Überwachung nicht funktionieren können. Allerdings bleibt die heikle Seite des Vorgangs, dass die Beobachtungs- und Kontrollprozeduren in der Spätaufklärung nicht mehr problematisiert werden. So unterstellt auch Moritz im Bemühen um Menschenbeobachtung dem Erzieher den unhinterfragten Vorzug, dass er „seine Subjekte beständig beobachten kann“.³⁰⁵ Hier ist die Faszination angesichts des neuen Erfahrungsblicks durch keinerlei kritischen Vorbehalt begrenzt.

Literarische Selbstprojekte

Das additive Verfahren begünstigt aber auch eine literarische Fertigteiltechnik. Sie bahnt sich in Moritz' Diaristik an: Aus dem Problem der relativen Gesichtspunkte erwächst die Forderung nach Vielfalt, was auch mit sich

303 Jeremy Bentham: *Panopticon* 1787, S. 95.

304 Foucault: *Überwachen und Strafen*, S. 41.

305 Moritz: *Aussichten zu einer Experimentalseelenlehre*, Bd. 3, S. 97.

bringt, dass die Selbsterzählungen variiert, aus hinzugefügten Spuren neu zusammengesetzt, also erzählerisch komponiert werden: „Man wird finden, daß mehrere Bruchstücke aus dem Tagebuche des Verfassers hier so zusammengesetzt sind, daß sie gewissermaßen ein Ganzes ausmachen“. ³⁰⁶ Authentizität wird also hier zugunsten des Allgemeininteresses und der Erzähllogik zurückgestellt, wenn befunden wird, dass schließlich nicht jede Stunde aufzeichnungswürdig sei, sondern oft erst Tage und Stunden „zusammengenommen“ einen ganzheitlichen Zusammenhang ergeben. ³⁰⁷ Man kann darin eine Verfälschung des Objektivitätsgebotes sehen, doch wird der Empirieanspruch auch nur auf Ebene der elementaren Beobachtungen reklamiert. Moritz hat die literarischen Möglichkeiten dieser Aufzeichnungen wegweisend genutzt und in der Figur des Anton Reiser viele mögliche Einzelansichten realer Personen zusammengeführt, in den erzähltechnisch avanciertesten Passagen die Erzählposition gewechselt, vielfältigen Stimmen nachgelauscht und daraus die Sprache seiner Figur komponiert. In diesem mimetischen Erzählen, dem Darstellen der Innenperspektive mit der figureneigenen Sprache gibt der Erzähler seine thronende Perspektive auf und nähert er sich der Figur soweit an, dass die Grenzen verschwimmen. ³⁰⁸

Dass die vielen Einzelansichten, Gedanken und Einbildungstätigkeiten zu einer größeren Perspektive zusammengesetzt, also Modell-Subjekte und Komposit-Fälle gewonnen werden, hängt mit dem klassischen Kunstdispositiv zusammen, zu dem Moritz entscheidend beigetragen hat: Die Einheit in der Mannigfaltigkeit zu suchen und in der größeren, kunstmäßigen und symbolischen Darstellung das Exempel zu gewinnen, das ‚den‘ Menschen zeigt. Damit benennt Moritz auch schon einen (selbst-) therapeutischen Weg. Aus der Autopsie und der Sammlung der Einzelansichten soll ein Eindruck des Ganzen gewonnen werden, woraus Rückschlüsse auf das

306 Moritz: *Beiträge zur Philosophie des Lebens/Vorrede*, Bd. 3, S. 9.

307 Moritz: *Beiträge zur Philosophie des Lebens/Vorrede*, Bd. 3, S. 16.

308 Der Wechsel zwischen dem Protokoll freier Assoziationen Reisers und dem dann kommentierenden Erzähler ist geradezu konstitutiv für den Roman; Gedankenstriche stützen hier den Eindruck unmittelbarer Gedankenwiedergabe und sind eigentümlich insistent, wie sie auch an vielen anderen Stellen dominieren und das Assoziative der Sprache bei aller Distanz eben auch zelebrieren. Darin erweist sich wiederum ein ambivalenter Effekt: Das Leiden an und in Sprache inspiriert das erzählerische Experiment.

Einzelne zu ziehen sind. Dabei wird der allgemeine ästhetische Gedanke der Wahrscheinlichkeit noch vor aller präzisen Statistik leitend. Der hermeneutische Aspekt wird grundsätzlich an dem Vorsatz erkennbar, „das Ganze mit Rücksicht auf das Einzelne und das Einzelne mit Rücksicht auf das Ganze [zu] betrachten“.³⁰⁹ Darüber gewinnt das Unternehmen auch eine zeitliche Dimension, wenn im Kleinen „das Gegenwärtige, Vergangene, und Zukünftige mit einem Blick umfaßt“ werden soll und in dieser Steigerungsemantik sich die Bewegung der verschiedenen einzelnen Erkenntnispunkte zu einer höheren Rationalität bzw. einem „göttlichen Verstande“ schließlich „wie ein Zirkel darstellen“ müsse, der im „vollkommensten Verstande“ beschlossen sei.³¹⁰ Dass hier die Zukunft als planerische Zeitdimension hineinkommt, ist eine weitere Pointe der vorsorglichen Datensammlung, die der stetigen Perfektionierung dient. Der Kairos, der zur Tätigkeit genutzt werden soll, bietet nicht nur die gesteigerte Produktivität der Geschäfte und Unternehmungen, sondern auch die Möglichkeit, neue Keimzellen für die Selbstschrift zu finden. Aus dieser ließen sich sukzessiv Pläne für die eigene Zukunft gewinnen, Entwürfe also für den eigenen Lebenshorizont, was Jean Paul 1799 mit dem Modell einer Konjunkturalbiographie aufgreifen wird, wenn er seine Selbsterzählung nach vorne richtet und in der Schrift seine Zukunft imaginativ vorwegnimmt.³¹¹

So spekulativ diese kühnen Entwürfe auch sind, die auf den Schwingen des Zeitgeistes in Richtung eines (freilich säkular gedachten) höheren Prinzips fliegen, werden doch auch Umrisse einer Ethik für den Einzelnen erkennbar, die mitunter ratgeberhafte Züge trägt. Mit Optimierungshoffnungen will Moritz nicht nur in jeder „Beßrungsgeschichte von Jünglingen, und Erwachsenen in jedem Alter“ Aufschlüsse gewinnen, sondern auch Beispiele aus autobiographischen Schriften dafür sammeln, „wie es jemandem gelungen ist, irgend einen besonderen Fehler, als Zorn, Hochmut oder Eitelkeit abzulegen“.³¹² Neben den literarischen Optionen bleiben also die

309 Moritz: *Fragmente aus dem Tagebuche eines Geistersehers*, Bd. 3, S. 273.

310 Moritz: *Fragmente aus dem Tagebuche eines Geistersehers*, Bd. 3, S. 306.

311 Vgl. Moritz: *Beiträge zur Philosophie des Lebens*, Bd. 3, S. 17; Jean Paul: *Briefe und bevorstehender Lebenslauf* (1799).

312 Vgl. Moritz: *Aussichten zu einer Experimentalseelenlehre*, Bd. 3, S. 89 bzw. *Beiträge zur Philosophie des Lebens*, Bd. 3, S. 55.

pädagogischen Absichten und ethischen Optimierungsbemühungen bei Moritz immer deutlich – so wie die Leserschaft sich durch ex-negativo-Reflexion am abschreckenden Lebenslauf Anton Reisers allgemein bilden soll, sind v.a. aber auch die Multiplikatoren des Bildungssystems angesprochen und sollen „Lehrer und Erzieher“ dem Scheitern Reisers „einige nicht ganz unnütze Winke“ abgewinnen.³¹³ Gültig bleibt der Imperativ zur Selbstbeobachtung, und dieser wird durch die Introjektion der Beobachtungsmacht erst vollends wirksam, weil dies die Energien des Spähens noch einmal potenziert. In den glücklichsten Momenten wird dann das gelingende Selbstgefühl erkennbar – was wiederum aufgeschrieben wird: „Ich habe doch heute einmal die ganze Wonne des Daseins empfunden – als ich alles, was ich um mich her erblickte, in mich hineindachte, und es gleichsam mit mir selber verwebte“, und gerade diese „süßesten Augenblicke“ sind der Ort für eine „große, seltne Empfindung“.³¹⁴ Daraus erwächst die Maxime, keinesfalls Zeit ungenutzt verstreichen zu lassen: Im pietistischen Erbe verbindet sich der augustinische Imperativ der Selbstbesinnung mit dem bürgerlichen Produktivitätsideal zu der ganz nach Franklin klingenden Maxime: „sei alsdann ja keinen Augenblick untätig“, und: „nutze ja den günstigen Zeitpunkt“.³¹⁵ So lauten die lebenspraktischen Anweisungen, die nun auch Moritz formuliert, um die verstärkte Selbstaufmerksamkeit im praktischen Leben fruchtbar zu machen. Auch wenn für ihn selbst diese Momente seltene Ausnahmen bleiben, werden daraus doch Exempel des „wohlangewandten“ Tages,³¹⁶ des spielerischen Vergnügens und des schönen Augenblicks geformt, für den der Bezug auf das Ganze kennzeichnend bleibt.

Moritz zielt letztlich auf die Loslösung von den streng religiösen Zielen und schaut darauf, ob ein Tag gelungen oder ungenutzt geblieben ist bzw. Handlungen zur zukünftigen Realisierung von Plänen beitragen können. Der Zweck des Lebens ist dabei zunehmend von der Arbeitsethik des Protestantismus geprägt im permanenten Bestreben, „einen großen Endzweck [zu] fassen, wornach jede tätige Kraft in uns, sich unaufhörlich bestrebt“.³¹⁷

313 Moritz: *Anton Reiser*, Bd. 1, S. 205.

314 Moritz: *Beiträge zur Philosophie des Lebens*, Bd. 3, S. 69, Bd. 3, S. 76.

315 Moritz: *Beiträge zur Philosophie des Lebens*, Bd. 3, S. 29.

316 Moritz: *Beiträge zur Philosophie des Lebens*, Bd. 3, S. 63.

317 Moritz: *Beiträge zur Philosophie des Lebens*, Bd. 3, S. 33.

So wird dann auch wieder die Zeiteinteilung Franckes reanimiert, aber nicht mehr für geistlich-kommunitäre Zwecke, sondern im Gewand der Seelenrede auf individuell-weltliche Ziele für jedermann gerichtet. Programatisch für viele Tagebücher im 18. Jh. steht das *Tagebuch eines Selbstbeobachters* (von Moritz im *Magazin* abgedruckt), der ein „nützliches Mitglied der Gesellschaft“ werden will und sich dazu verpflichtet, ein „genaues Register“ über seine Handlungen zu halten.³¹⁸

Dies betrifft dann auch, wenigstens im Vorhaben, die exakten Zeitpläne (die freilich nicht abgedruckt werden): „Wenn ich mein ...projekt durchsetzen will, so muß ich von diesem Augenblick an beinahe keine Minute mehr verlieren. Ich will doch sehen, wie viel ich heute Abend noch leisten werde?“³¹⁹ Mit diesen Selbstanweisungen zur Zeitznutzung und zum nimmermüden Schmieden von Projekten – der Gegenstand des obigen bleibt mit seinen Auslassungspunkten musterhaft offen – fasst Moritz ein allgemeines Modell der Tagebuchführung zusammen. Wenn er Skepsis gegen die völlige Instrumentalisierung des Lebens für Arbeitswerte hegt und zur zeitweisen „Erholung“ und zum „Vergnügen“ rät, wird damit ein gewissermaßen klassisches Gleichmaß von Leben und Arbeit im Horizont des ganzen Menschen der Anthropologie angemahnt. Allerdings verbleibt der Schwerpunkt in Moritz' Selbstkonzept auf dem Arbeitspol.³²⁰

Das Individuum wäre damit jene selbstzweckliche Gestalt in der Verfassung eines „*vollkommen sich selbst gleich seins*“, wie es im *Anton Reiser* heißt.³²¹ Und zweifellos macht sich in der Experimentalseelenlehre auch ein ästhetischer Aspekt bemerkbar mit der Absicht, „den Kreis des menschlichen Denkens überhaupt zu veredeln, und zu verschönern, und allen übrigen Dingen im Leben mehr Interesse, und Würde zu geben“, um darin seinen schließlichen Selbstzweck zu sehen.³²² Mit seinem Programm der Selbstschrift entwirft Moritz im späten 18. Jahrhundert eine „ästhetische

318 Vgl. Moritz: MzE VII/3, S. 25–44 und S. 48–52; VIII, S. 60–70; MzE VII/3, S. 28.

319 Moritz: MzE VII/3, S. 38; vgl. auch MzE VIII/1, S. 61 ff.

320 Vgl. Moritz: MzE III, S. 77 f. und passim.

321 Moritz: *Anton Reiser* Bd. 1, S. 227.

322 Moritz: *Gnothi seauton oder Magazin zur Erfahrungsseelenkunde*, Bd. 3, S. 166.

Anthropodizee“³²³ – und damit eine radikale Begründung des spielerisch und kunstsinnig geneigten Menschen selbst, bei der allerdings offen bleibt, ob die (Lebens-)Ästhetik Selbstzweck oder doch Mittel zu einer noch übergeordneten Intention ist. Genau zwischen dieser Mittel- und Zweckbestimmung schwankt auch die Experimentalseelenlehre: Einerseits wird mit dem anatomischen, sezierenden Blick der Lebensschrift an der Emanzipation, mehr noch: am Glück des Einzelnen gearbeitet. Andererseits bleibt das Unternehmen den übergreifenden anthropologischen, menschenwissenschaftlichen Interessen verpflichtet.

Die schwierige Gratwanderung von Moritz' Begründung einer systematischen Psychologie liegt darin, dass sie einerseits den Erkenntnishorizont von vorgefassten normativen Interessen freihalten und das Individuum mit seinen Rechten und dem Anspruch auf Selbstbestimmung zur Geltung bringen will – dies durchaus auch gegen eine schwarze Pädagogik, wenn Moritz das Gleichgewicht der Seelenkräfte betont und mit dem *Anton Reiser* deutlich gegen deren autoritäre Erziehungspraktiken Stellung bezieht. Andererseits ermöglicht die Aufzeichnungstechnik, dass sich fremde Interessen durch Verfügbarmachung an den Archiven bedienen können.

Mit dem großen Projekt, aus den Fakta der Innenschau und den Geschichten vieler Augenblicke ein Archiv des menschlichen Unbewussten zu schaffen, ist die anthropologische Dimension entscheidend installiert.³²⁴ Doch bleibt die Machtproblematik der Steigerung des Einzelnen ins Allgemeine gerade in psychologischen Erkenntnisformen noch ein blinder Fleck. Und wenn Moritz erweisen will, dass das Einzelne mit dem Ganzen zur harmonischen Übereinstimmung gebracht werden soll und dann in einen höheren Zweck mündet, offenbart das Erkenntnisinteresse auch seine heiklen Seiten. Die Arbeitsweise der „Geständnis-Wissenschaft“, die Foucault in der Union von Medizin, Psychiatrie und Pädagogik um 1800 am Werk sieht,³²⁵ könnte die guten Absichten aufzehren: Wenn mit Basedows Pädagogik und Saltzmanns Experimentalschule die Jugend diszipliniert werden soll, Erzieher, Beamte, Ärzte und Eltern hier eine Allianz bilden

323 Schrimpf: *Karl Philipp Moritz*, 1980, S. 58.

324 Manfred Schneider (*Liturgien*, S. 682) sieht das anthropologische Archiv in seiner Selbstreferenz als neuen Hervorbringer der „Archive der Archive“.

325 Foucault: *Der Wille zum Wissen*, S. 82 f.

und Mediziner ‚den‘ Menschen immer mehr in Statistiken einschreiben, daraus Register bilden, Abweichungen registrieren und diese verwalten,³²⁶ können damit nicht nur Eltern und Erzieher, sondern im extremen Fall auch staatliche Behörden zu Beaufichtigern einer Biopolitik werden.³²⁷ Auch wenn Moritz‘ Experimentalseelenkunde ethisch und der Intention nach eigentlich nicht in diese Richtung weist, kann doch die Methodik der Aufschreibetechniken eben auch hierfür gebraucht werden. Zwischen den emanzipatorischen Ansprüchen und ästhetischen Reizen des Selbstschreibers einerseits und Gefahren dieser ausgeweiteten Selbstschrift andererseits breiten sich die Möglichkeiten des Diariums in der Moderne aus, wenn das Innere zum Gegenstand wissenschaftlicher, auch öffentlicher Kommunikation wird. Verbunden damit bleibt bis heute ein dauerhafter Perfektibilitäts-gedanke, der mit der Spätaufklärung aber auch einen Leistungsaspekt und einen (selbst-) kompetitiven Charakter gewinnt. Kant hat diesen Aspekt der Säkularisierung mit gesteigertem Selbstanspruch in seiner *Anthropologie in pragmatischer Hinsicht* pointiert und zugleich gegen diejenigen Lehren formuliert, die Zufriedenheit im Diesseits anstreben und sich hiermit begnügen:

„Wie steht es aber mit der Zufriedenheit (acquiescentia) während dem Leben? – Sie ist dem Menschen unerreichbar [...] Die Natur hat den Schmerz zum Stachel der Tätigkeit in ihn gelegt, dem er nicht entgehen kann; um immer zum Besseren fortzuschreiten, und auch im letzten Augenblicke des Lebens ist die Zufriedenheit mit dem letzten Abschnitte des Lebens nur komparativ (teils indem wir uns mit dem Lose anderer, teils auch mit uns selbst vergleichen) zu nennen.“³²⁸

Die Formulierung spitzt Denktendenzen der Aufklärung zu und fasst deren selbstbewussten Ehrgeiz zusammen. Wenn aber derart Stillstand und Ruhe als stumpfsinnig und unvereinbar mit menschlicher Ambition denunziert werden, ist damit eine Permanentverbesserung gefordert, die als anreizender Stachel noch im heutigen Ideologem des dauerhaften ‚Entwickelns‘ nachwirkt: Verharren, Wiederholen oder Variieren haben in den Programmen

326 Vgl. Foucault: *Der Wille zum Wissen*, S. 43 ff.

327 Der Schritt zur Verwaltung lebendiger Körper ist dann nicht mehr weit, wie nach Foucault auch Agamben geschichtlich-theoretisch gezeigt hat (dazu Schneider: *Transparenztraum*, S. 125 ff.)

328 Kant: *Anthropologie in pragmatischer Hinsicht*, Werke Bd. VI, S. 556 f.

des steten Optimierens nur eine Randposition, während das Verbesserungsprinzip in seiner banalen Variante nach stufigem und linearem Fortschritt ruft, gepaart mit dem Motiv einer säkularisierten Opferbereitschaft.

8. Goethes Diaristik als (Selbst-)Wirtschaftsplan

„O Gott, der Tag ist lang, man kann entsetzlich viel tun, wenn man mit Folge arbeitet und Langeweile flieht.“³²⁹

Diverse Diaristik: von der flüchtigen Notiz zur Selbstbilanz

Als um 1770 das Originalgenie sich selbst entdeckt und um 1800 auch die juristischen Weihen der Autorschaft erhält, bricht der Gegensatz zwischen Kunst- und Brot-Interessen deutlich auf: Einerseits machen sich Autonomieansprüche in der Praxis der Honorare und der Kunstprogramme geltend, auf der anderen Seite gibt es Heteronomieängste, wenn die adligen Ansprüche durch diejenigen des Kunst- und Unterhaltungsbetriebs abgelöst werden. Flankiert werden die Grundideen des modernen Unternehmertums von Adam Smiths liberal-ökonomischem Programm der *Wealth of Nations* (1776), das auch im Kunstbetrieb zunehmend greift.³³⁰

Dass Goethe ein nicht nur akribisch-gewissenhafter, sondern auch zunehmend selbstbewusster Tagebuchschreiber von Jugend auf gewesen ist, ist bestens dokumentiert und erforscht. Es ist aber zu zeigen, wie die offenkundig protestantische Arbeitsethik der täglichen Schrift teil hat an wirtschaftlichen Aufschreibetechniken namentlich der doppelten Buchführung – und wie Goethe in einem breiten Kontinuum von flüchtiger Haushalts- oder Alltagsnotiz, ersten Arbeitsideen und Motiventwürfen, Gesprächszusammenfassungen bis hin zu gedanklichen Vorbereitungen größerer Texte letztlich seine Autorschaft etabliert und verfestigt. Damit artikuliert er den „pathetischen Gedanken eines Auftrags zu autonomer Lebensgestaltung“ und mithin einen starken „vorpoetischen Lebensreflex“, den Karl Eibl bei den Briefen, Tagebüchern und Gesprächsprotokollen stellvertretend für

329 Goethe, Gesprächsnotiz von Kanzler Müller am 28. Juni 1830, II/11, S. 279 f. (Angaben mit römischer/arab. Ziffer (Abteilung/Band) beziehen sich auf die Frankfurter Ausgabe der *Sämtlichen Werke* Goethes.

330 Vgl. Köhnen: *Die Zauberflöte und das ‚Populare‘* (2016).

die Phalanx autobiographischer Deutungen hervorgehoben hat.³³¹ In der Tat ist Goethes Wille zur Selbststrukturierung bemerkenswert; es wird eine Ordnung eingeführt, die nicht nur in den Werkausgaben seine angeblich „stufenweise Entwicklung“³³² für den Leser nachvollziehbar machen soll, sondern den einzelnen Vorgang auf das große Ganze abbildbar macht und im Augenblick stets das symbolische Potenzial sucht. So hält Goethe als Maxime für junge Schriftsteller parat: „Poetischer Gehalt ist Gehalt des eigenen Lebens.“³³³ Damit schlägt wiederum das Prinzip des wirtschaftlichen Bilanzierens in der Selbstschrift zu Buche – die Zeit zu nutzen ist die ökonomische Maxime, der einzelne Tag wird stets auf die persönliche Gesamtentwicklung bezogen. Und damit sind Rückschlüsse auf das Schreiben selbst zu ziehen und soll gezeigt werden, wie bestimmte Aufzeichnungstechniken z.B. in den *Wilhelm-Meister*-Romanen thematisiert worden sind und auch formal auf die Textstrukturierung gewirkt haben.

Tagebuchnotizen in nennenswerter Form fertigt Goethe seit den Straßburger *Ephemerides* 1770/71 mit summarischen Eintragungen, Lektürelisten, Gesprächsnotizen, Exzerpten oder Sprüchen an.³³⁴ Erste durchgehende Aufzeichnungen finden sich anlässlich der Reise in die Schweiz 1775, und kontinuierlich betreibt Goethe die Diaristik in vielfacher Form seit dem 11. März 1776.³³⁵ Die äußere Form der später verwendeten Kalendarien disponierte auch die inhaltliche Aufteilung: Links sind Geschäftsnotizen angebracht, aber auch Briefein- und ausgänge, Lesefrüchte, Sentenzen und naturwissenschaftliche Reflexionen, rechts ausgeführt Anmerkungen und Reflexionen. Während in den ersten Jahren seit den Schweiz-Tagebüchern noch Bekenntnishafte und Selbsterforschungszwecke virulent sind, zeichnet sich auch rasch eine andere, selbstwirtschaftliche Seite ab, die den

331 Karl Eibl: *Johann Wolfgang Goethe. Briefe, Tagebücher und Gespräche* (in: Goethe II/1, S. 1090).

332 So Goethe im Vorwort zu seiner Werk-Neuauflage von 1816 (I/20, S. 596).

333 Goethe: *Noch ein Wort für junge Dichter* (1832; I/22, S. 934); insofern ist Selbstprüfung auch poetische Gestaltfindung in der Augenblicksgegenwart und in der Rückschau (ebd.).

334 Vgl. Goethe II/1, S. 185–204, S. 234–236, S. 249–251; hier noch ganz unbeschwert nach dem vorangestellten Motto: „Was man treibt, Heut dies und morgen das“ (II/1, S. 185).

335 Ein Überblick findet sich bei Jochen Golz 1997.

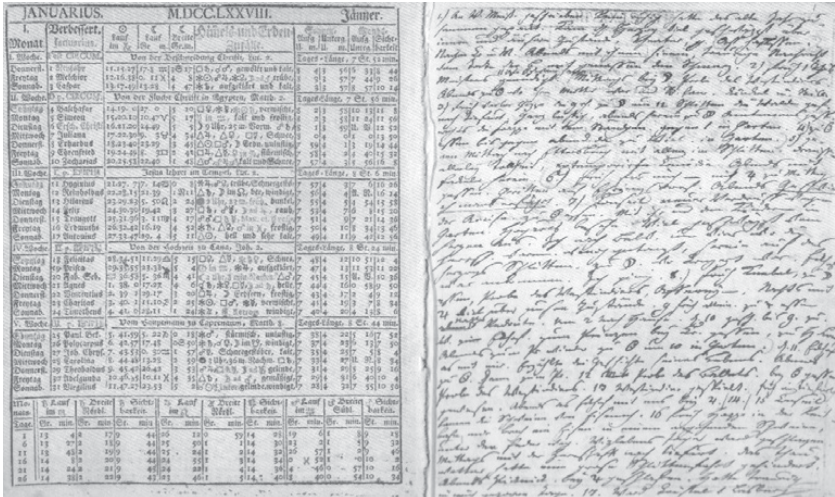


Abb. 7: Monatsbuch-Blattvorsatz (Januar 1778) mit meteorologischen und biblischen Angaben links, handschriftliche Notizen Goethes rechts

Doppelcharakter der Notizen ausmachen. So zeigt die frühe Diaristik Goethes im Weimarer Berufszusammenhang einen konfessionsmäßig-selbst-reflexiven Charakter, der in einigen durchformulierten Maximen oder in sentenzenhaften Ein- und Ansichten deutlich wird. Diese heben sich von den sonstigen stichwortartigen Notizen ab, die an die Tradition des wirtschaftlichen, ökonomischen Hausbuchzweckes anknüpfen.

Ab 1796 wird wieder ein vorgedruckter ‚Schreib-Calender‘ genutzt mit fortlaufendem Kalendarium für Tagesnotizen auf der linken Seite sowie Eintrag von Ausgaben und Einnahmen auf der rechten, etwas später finden sich dort ‚Expeditionen‘, nämlich abgesandte Briefe, Buchtitel, Zitate und Maximen, also penible Auflistungen des eigenen (proto-) literarischen Tuns. All dies wird ab 1797 nach Entwürfen, Mitteilungen oder Diktat Goethes von fremder Hand ausgeführt. Ab 1817 nutzt Goethe ein Tagebuchjournal, bei dem die rechte Spalte für Tagesnotizen reserviert ist und links die genannten ‚Expeditionen‘ (auch mit Besuchern und deren Anzahl) weitergeführt bzw. ‚Notanda‘ verzeichnet werden.

Die fast besessene Vollständigkeit der Einträge lässt die Tagesrhythmen des Arbeitens erkennen und die ‚Agenda‘ durchsichtig werden mitsamt

einem Schreibprozess, der in einigen Teilen in der Manier heutiger to-do-Listen gehalten ist und knappe Notizen zu Arbeitsschritten enthält, die nach Erledigung abgehakt oder durchgestrichen wurden. Dies ermöglichte Goethes Konstruktion seiner selbst als Literaturinstanz – und sollte später auch den Lesern Einblick in das Selbst-Archiv geben.

Zwar ist Goethe mit Tradition und Diktion der pietistischen Selbstschrift seit seiner Begegnung mit Susanne von Klettenberg 1769 vertraut. Allerdings wird der Anspruch von authentischer Selbsterkenntnis in seiner Diaristik ebenso wenig eine Rolle spielen wie die sensuellen Eindrücke. Vielmehr hat Goethe die Forderung nach Selbstbeschau skeptisch-distanziert zurückgewiesen, und die späte Formulierung aus den *Wanderjahren* kann als Motto seit den frühen Selbstschriften gelten:

„Nehmen wir sodann das bedeutende Wort vor: Erkenne dich selbst, so müssen wir es nicht im aszetischen Sinne auslegen [...] sondern es heißt ganz einfach: Gib einigermaßen acht auf dich selbst, nimm Notiz von dir selbst, damit du gewahr werdest, wie du zu deinesgleichen und der Welt zu stehen kommst. Hiezu bedarf es keiner psychologischen Quälereien; jeder tüchtige Mensch weiß und erfährt was es heißen soll; es ist ein guter Rat der einem jeden praktisch zum größten Vorteil gereicht.“³³⁶

Wenn Goethe seine *Tag- und Jahreshefte* im Untertitel als „Ergänzung meiner sonstigen Bekenntnisse“³³⁷ bezeichnet, zitiert er damit allenfalls die Tradition des Bekenntnisdiskurses an. Entscheidend wird vielmehr, dass alle Selbstkenntnis nur durch Weltkenntnis, ja letztendlich durch die ökonomische, politische, aber auch künstlerische Handlung möglich ist. So wie Faust in der Studierzimmer-Szene den ‚logos‘-Begriff ziemlich kühn als ‚Tat‘ übersetzt und damit das griechische Wort der religiös-philosophischen Tradition entreißt, ist auch Selbstwissen für Goethe ohne Handeln im Kontext nicht denkbar und hat das Streben danach nichts mit selbstverstrickt-einsamer Beschaulichkeit oder Geheimbündelei zu tun. Das Bekenntnismotiv wird in Lebenspraxis gewendet: „ich habe alles was ein Mensch verlangen kann, ein Leben in dem ich mich täglich übe und täglich wachse“³³⁸ – so lautet eine programmatische Briefäußerung. Daraus folgt für sein Tagebuchschreiben,

336 Goethe: *Wanderjahre*; I/10, S. 752.

337 Goethe: *Tag- und Jahreshefte* I/17, S. 9.

338 Goethe, Brief an seine Mutter vom 9. Aug. 1779 (II/2, S. 180).

dass es vor allem ins praktische Leben gewendet ist, um nämlich der „Forderung des Tages“ nachzukommen und schließlich der beruflichen Spezialisierung zu genügen, der das Transzendentalphilosophieren dünkelt und fruchtlos erscheinen muss.³³⁹ Die traditionelle Prüfung des Tages ist insgesamt eine ökonomische, der Seelenprüfung gegenüber bleibt Goethe skeptisch.³⁴⁰ Wenn aber noch die von der Sturm-und-Drang-Diktion affizierte Tagebuchpoetologie der *Tag- und Jahreshefte* dahin ging, dass das Tagebuch ein unmittelbarer Lebensausdruck sein müsse, weicht diese Position rasch einem eher nüchternen, handlungsorientierten Verständnis.

Insofern Goethe anlässlich einer Abhandlung Herders davon spricht, „wie der Mensch als Mensch wohl aus eignen Kräften zu einer Sprache gelangen könne und müsse“,³⁴¹ liegt darin ein neuer Ansatz nicht nur zur Sprachfindung, sondern auch zur Selbstbegründung des Genies, das um 1800 zu seiner Autorfunktion gelangen will. Dazu gehören nicht nur grundlegende Rechtsansprüche, deren Beginn im Allgemeinen Preußischen Landrecht von 1794 zu erkennen ist,³⁴² sondern es ist jenseits der Sicherung des geistigen Eigentums und damit verbundener pekuniärer Ansprüche auch die symbolische Selbststeigerung des Autorlebens in einen exemplarischen Zusammenhang hinein nötig. Die kleinste Notiz kann dann bedeutsam werden, wenn sie sich auf eine höhere Ebene extrapolieren lässt, wie Goethe einmal seinem Sekretär gegenüber äußerte:

„Es sind lauter Resultate meines Lebens, [...] und die erzählten einzelnen Fakta dienen bloß, um eine allgemeine Beobachtung, eine höhere Wahrheit, zu bestätigen [...]. Ich dächte, es steckten darin einige Symbole des Menschenlebens. [...] Ein Faktum unseres Lebens gilt nicht, insofern es wahr ist, sondern insofern es etwas zu bedeuten hatte.“³⁴³

Der Tagebuchschreiber muss insofern Einzelbeobachtungen und Verallgemeinerung stets sub specie eines (vor-) bildhaften Zusammenhangs notieren,

339 Goethe: *Wanderjahre*; I/10, S. 557.

340 „Jeder prüfe sich und er wird finden, dass dies viel schwerer sei als man denken möchte; denn leider sind dem Menschen die Worte gewöhnlich Surrogate; er denkt und weiß es meistens besser als er ausspricht.“ (*Wanderjahre* I/10, S. 755).

341 Goethe I/14, S. 443.

342 Vgl. Heinrich Bosse: *Autorschaft* (1981).

343 Goethe zu Eckermann, 30. März 1831 (II/12, S. 479).

weil sie „mir und andern durchs ganze Leben zur Leitung und Fördernis“ dienen sollen.³⁴⁴ Das Bestreben, das eigene Dasein zum Muster für Zeitgenossen und womöglich spätere Generationen zu machen, bringt dann in das Tagebuch (und die anderen Schriften) die notwendige Haltung der Selbstobjektivierung. Und so ist auch für den Autor selbst das im Tagebuch Festgehaltene nach einigen Jahren im gepflegten pluralis majestatis so zu lesen, dass „wir uns selbst nunmehr als Gegenstand betrachten können“.³⁴⁵

Dieser Entwicklungslinie der Objektivierung korrespondiert ab etwa 1795 ein neuer Schreibprozess, der auch durch Goethes einsetzende Gewohnheit mitbedingt ist, seinem Sekretär Notizen zur sauberen Niederschrift vorzulegen oder gleich zum Diktat zu schreiben. Es soll damit der spontane Tagesrückblick mitsamt der höheren Idee, die dahinter verborgen sein könnte und sich später dem Leser wie auch dem Autor enthüllen mag, das Hindernis des langsamen Schreibmediums der eigenen Hand leichter überschreiten. Ein geübter, nur Niederschrift leistender Sekretär kann dies eben schneller und besser – und er stellt zugleich jenen Dialogpartner dar, den Goethe stellvertretend für sein Publikum nimmt. Auch darin zeigt sich seine ökonomische Zeitznutzung, die das Subjektive beim Diktat schon einer ersten disziplinierenden Distanz unterwirft, das Persönliche zurücknimmt und in Sachzusammenhänge stellt. Insofern durchläuft schon im objektivierten Schreibprozess der Autor eine Entwicklung; noch deutlicher als zuvor wird für ihn das Tagebuch ein Medium der Selbstdisziplinierung und Selbsterziehung.³⁴⁶

Ganz zweifellos wirkt hier die Tradition Paciolis nach, und sie erzwingt eine bisweilen gnadenlose, aber auch stolze Technik der Selbstbilanzierung. In deren wenigstens indirekter Anwendung geht die Bedeutung der gesammelten Daten weit über den Tageshorizont hinaus und ist jede Ereignisnotiz bereits auf Selbsthistorisierung angelegt. So äußert Goethe gegenüber Kanzler Müller 1827:

„Eine *tägliche Übersicht des Geleisteten und Erlebten* macht erst, daß man seines Tuns gewahr und froh wird, führt zur *Gewissenhaftigkeit*. Was ist die Tugend anderes als das wahrhaft Passende in jedem Zustande? Fehler und Irrtümer treten

344 *Italienische Reise* (I/15,1, S. 134).

345 *Dichtung und Wahrheit*, I/14, S. 376.

346 Vgl. Golz 1997.

bei solcher täglichen *Buchführung mit sich selbst* hervor, die Beleuchtung des Vergangnen wuchert für die Zukunft. Wir lernen den Moment würdigen, wenn wir ihn alsobald zu einem historischen machen.³⁴⁷

Die Gewissensprüfung ist hier in die Ordnung und Nutzbarmachung der Selbstbuchführung gelenkt und bringt vollends die pastorale Selbstprüfung in den ökonomischen Diskursbereich – Goethe fasst so sein Selbstverständnis als Diarist zusammen, was die Selbsthistorisierung und Selbstvergegenwärtigung angeht. Ebenso wird die Zeitebene erweitert: Die Tendenz zur Selbsthistorisierung betrifft beides, räumliche Ausdehnung des persönlichen Ereignisses und die Amplifizierung des Moments zu einem großen Lebenskreis im öffentlichen Bereich. In einem Spiegeleffekt wächst aber auch das Selbstbewusstsein dahin, die Selbstschrift nicht mehr in der Exempelfunktion aufgehen zu lassen, sondern die Buchhaltung der eigenen Dinge in einer autonomen Funktion zu betreiben, die fast sportive Ausmaße annimmt – das Motiv der Selbstarchivierung zeigt eine weitere Stufe der Differenzierung von (Künstler-) Individuum und Gesellschaft. Dies ist wohl als Hauptmotiv der täglichen Schrift spätestens ab 1817 zu markieren: die provisorischen Notizen für ein nochmaliges Selbstbespiegeln auf der Ebene der ausformulierten *Tag- und Jahreshefte* oder in weiteren autobiographischen Texten nutzbar zu machen.

Nachweislich hat Goethe auch das Tagebuchschreiben zum Entwickeln wissenschaftlicher Ideen verfolgt, in interessanter Hybridbildung mit autobiographischem, reisedokumentarischem und literarischem Anspruch in der *Italienischen Reise*, die erst 1815, knapp dreißig Jahre nach Abfassung, zum Druck überarbeitet wird. Es werden dort nicht nur Erzählmuster und narrative Strukturen des Reisejournals übernommen, sondern auch Erfahrungen systematisch notiert, die zu Vorstufen jener ‚zarten Empirie‘ werden, die noch in den *Wanderjahren* mit der subjektiven Reflexion im objektiven Ding als Basis des naturwissenschaftlichen Experiments benannt wird.³⁴⁸ In der subjektiven Beobachterposition sind alle überschwänglichen Ich-Bezogenheiten getilgt und wird vielmehr der übersubjektive Zusammenhang gesucht, der die Rhetorik des Bekennens und Gestehens nicht ganz auflöst,

347 Goethe: Brief an Kanzler Müller vom 23. Aug.1827 (II/10, S. 510, kursiv R.K.)

348 Vgl. *Wanderjahre* I/10, S. 577.

aber nur noch zitathaft anführt.³⁴⁹ Themen sind dort kulturvergleichende Überlegungen, akribische Wetteraufzeichnungen, kleinere Begebenheiten, die durch die Beobachtung des Verfassers aufgewertet werden sollen, Landschafts- oder Städteschilderungen, Ereignisse und Begebenheiten, Reflexionen über Kunst, Malerei, Skulptur und Architektur, Geologie, Wetter und Naturkunde, allgemeine Maximen, aber auch Bemerkungen zur Entstehungsgeschichte eigener Werke. Nur selten finden sich Anmerkungen, die man als Innenschau bezeichnen könnte, vielmehr ist das Ich in die Beobachtung hinein aufgelöst.

Dadurch wird aber gerade eine Mittelposition des Beobachtens markiert, die die rein aufzeichnende Empirie übertrifft. Denn das entscheidende Interesse Goethes an der Selbstschrift liegt darin, dem Dokumentarismus zu entkommen. Die Subjektivität des Eindrucks ist das gültige Schreibmotiv:

„Dabei kann ich mich trösten, dass *in unsern statistischen Zeiten* dies alles wohl schon gedruckt ist, und man sich gelegentlich davon aus Büchern unterrichten kann. Mir ist jetzt nur um die *sinnlichen Eindrücke* zu tun, die kein Buch, kein Bild gibt. Die Sache ist, dass ich wieder Interesse an der Welt nehme, meinen *Beobachtungsg Geist* versuche und prüfe, wie weit es mit meinen Wissenschaften und Kenntnissen geht, ob mein Auge licht, rein und hell ist, wie viel ich in der Geschwindigkeit fassen kann, und ob die Falten, die sich in mein Gemüt geschlagen und gedrückt haben, wieder auszutilgen sind.“³⁵⁰

Während es hier auch gewisse Tempovorgaben des Auffassens bzw. der Datenverarbeitung zu geben scheint, ist der Leitaspekt aber, dass solches Registrieren unvoreingenommen und unverstellt von dogmatischen Leitsystemen geschehen soll, auch sicher fern von jenen politischen Versuchen, aus der Sammlung und Konnexion an sich unbedeutender Bevölkerungsdaten relevante „Staatsmerkwürdigkeiten“ zu machen, die gesammelt werden sollen, um Herrschaft durch Verwaltung zu sichern.³⁵¹ Dagegen hat die

349 Vgl. etwa den Eintrag zur Tätigkeit des Gestehens 20. Okt. 1786, I/15,1, S. 119; 1. Nov. 1786, I/15,1, S. 134 f. Auch in den *Tag- und Jahreshften oder Annalen* bleibt Goethe diskursiv in der Nähe des Bekenntnisses; sie sind untertitelt mit dem Hinweis: „Als Ergänzung meiner sonstigen Bekenntnisse“ (II/40,2, S. 380).

350 *Italienische Reise*, 11. Sept. 1786, I/15,1, S. 28 (kursiv R.K.).

351 Der doppelbödige Begriff findet sich bei Lueder: *Kritische Geschichte der Statistik* (1817, S. 131), zit. nach Rieger 2018, S. 52.

Intention der teilnehmenden und vom Subjekt ausgehenden Empirie in der Insistenz auf „Erfahrungen“ in der Natur, „wie sie keine dunkle Kammer, kein Löchlein im Laden geben kann“, später im Fall der *Farbenlehre* zwar manchen Irrtum im Affront gegen Newton hervorgebracht,³⁵² in Italien jedoch zwei entscheidende Entdeckungen ermöglicht: Am Venezianischen Lido führt der Anblick eines Schafsschädels zu der Theorie, dass die Schädelknochen eine Fortsetzung bzw. Metamorphose der Wirbelknochen sei, und in Palermo entsteht das – wenn auch problematische, aber heuristisch wertvolle – Konzept der Urpflanze, aus deren Einheit alle Mannigfaltigkeit abstamme derart, „dass man sich alle Pflanzengestalten vielleicht aus einer entwickeln könne.“³⁵³

Für Projektskizzen ist das Reisetagebuch in diesen Jahren das probate Medium, insofern es mit Adressatin Charlotte von Stein und seiner narrativen Grundverfassung insgesamt auch das anschauliche Darstellen schon im Wortmedium erfordert. Das Pflanzensystem spielt dabei immer wieder eine Rolle,³⁵⁴ Stadtschilderungen werden angefertigt mit dem Vorsatz „zu dereinstiger Schilderung derselben“.³⁵⁵ Oft reicht es nur für Andeutungen, die dem Reisetagebuch durchaus formgemäß sind, da Goethe das Zuviel an Eindrücken auch kaum in serieller Schreibform möglich findet: „oft alles zusammen so nah, dass es auf ein Blatt gebracht werden könnte. Man müßte mit tausend Griffeln schreiben, was soll hier eine Feder! und dann ist man abends müde und erschöpft vom Schauen und Staunen.“³⁵⁶ Da aber eine parallele Datenverarbeitung noch nicht erfunden ist, muss es bei

352 Zum Disput über die Farbenlehre vgl. Köhnen 2009, S. 334 ff.

353 Goethes Leitfrage wird dann sein: „ob ich nicht unter dieser Schar die Urpflanze entdecken könnte? Eine solche muß es denn doch geben! Woran würde ich sonst erkennen, daß dieses oder jenes Gebilde eine Pflanze sei, wenn sie nicht alle nach einem Muster gebildet wären.“ (*Italienische Reise* 17. April 1787, I/15,1, S. 286). Das Modell der Urpflanze müsse auch als Erkenntnisprinzip, ja geradezu als Poetik dienen bzw. generativ einsetzbar sein – so könnte man „alsdann noch Pflanzen in's Unendliche erfinden.“ (*Italienische Reise* 17. Mai 1787, I/15,1, S. 346).

354 Vgl. etwa *Italienische Reise* 13. März 1787, I/15,1, S. 221; 28. Sept. 1787, I/15,1, S. 429 über das gemeinsame Arbeiten mit K. Ph. Moritz.

355 *Italienische Reise* 12. März 1787, I/15,1, S. 215.

356 *Italienische Reise* 5. Nov. 1786, I/15,1, S. 140.

erzählerisch entwickelten Skizzen bleiben, deren Implikationen in späteren Jahren dann zu entwickeln sind – das oftmals so bezeichnete organismische oder keimzellenhaft entwickelnde Arbeiten Goethes ist auch einer Schreibtechnik geschuldet, die noch kein schnelles Prozessieren kennt und gerade deshalb von der Variation in der Länge der Zeit profitiert.

Bilanzieren/Archivieren: Erzählthema und Romanstruktur

Die *Italienische Reise* ist zweifellos eine Variante der Diaristik Goethes, die die narrativ-literarische Position ins Spiel bringt und komplementär zu aller buchhalterischen Strenge der Selbstverwaltung steht, mit der Goethe sonst in Tagebüchern verfährt. Das Tagebuchschreiben wird sodann Thema in Goethes Romanwerk; formal schlägt sich dies insbesondere in den *Wanderjahren* (1829) nieder, diskutiert werden ökonomische Lebensordnungen und ihre Niederschrift intensiv schon in den *Lehrjahren* (1795/96). Dort werden gleich zu Romanbeginn die Parteien ins Spiel gebracht. Wilhelm muss sich von seinem Schwager Werner, dem Goethe im Laufe des Romans alle nur erdenklichen zeitgenössischen Lehrsätze Adam Smiths in den Mund legt, tadeln lassen ob seiner immer unausgeführten, fehlerhaften künstlerischen Pläne.³⁵⁷ Und wenn es um Theaterhandlung geht, ist dies für Werner das Stichwort, Handlung vor allem als Kunst des Wirtschaftstreibens zu fassen: „ich wüßte nicht, wessen Geist ausgebreiteter wäre, ausgebreiteter sein müßte, als der Geist eines echten Handelsmanns“ lautet die Parole, und dafür hat Werner sogleich ein Mittel zur Hand:

„Welchen Überblick verschafft uns nicht die Ordnung, in der wir unsre Geschäfte führen! Sie läßt uns jederzeit das Ganze überschauen, ohne daß wir nötig hätten, uns durch das Einzelne verwirren zu lassen. Welche Vorteile gewährt die doppelte Buchhaltung dem Kaufmanne! Es ist eine der schönsten Erfindungen des menschlichen Geistes, und ein jeder guter Haushalter sollte sie in seiner Wirtschaft einführen.“³⁵⁸

Lobenswert, also noch nicht völlig selbstverständlich im Gebrauch scheint die Technik Paciolis zu sein; Wilhelm kennt bereits Begriffe des Addierens und Bilanzierens, lehnt sie allerdings ab, insofern sie als bloß formale

357 Dies besonders im 2. Kapitel des 5. Buches per Brief (*Lehrjahre* I/9, S. 653–656).

358 Goethe: *Lehrjahre*, I/9, S. 389 (beide Zitate).

Praktiken das „Facit des Lebens“ nicht bilden könnten. Werner konterkariert listig das Argument mit einer Kunstposition, wenn er behauptet, dass Form und Sache hier gerade eine Einheit bilden, zu einem ‚klaren‘ Verhältnis führen und das Sparen wie auch den Erwerb ins Gleichgewicht bringen. Das rechnerische Umgehen mit Einnahmen und Ausgaben wird sogar dem Dunkel des Aberglaubens und Täuschens in aufklärerischer Diktion gegenübergestellt. Dabei erst kämen die Geistesfähigkeiten in ein „freies Spiel“, das den ästhetischen Diskurs der Kreisfigur mit dem von Smith geprägten wirtschaftsliberalen Diskurs verschmelzt. Und unter solchen Voraussetzungen sei es eine Freude für den guten Kaufmann, „alle Tage die Summe seines wachsenden Glücks zu sehen“, ³⁵⁹ und ein solches Kalkulieren ermögliche auch, Unfällen vorzubeugen, was das Leben in harmonische Verhältnisse setzt. Solch optimistisches Denken ist in den fortschrittlichen wirtschaftsliberalen Theorien des späten 18. Jahrhunderts durchaus gängig, wenn zur Glückseligkeit aller auch der Wohlstand für nötig gehalten wird und der allseitige Handel die ständige Melioration vorantreiben soll.³⁶⁰ So ist es auch im *Wilhelm Meister* die wirtschaftliche Aktion, die über „Spedition und Spekulation“ jenes ‚Wohlfinden‘ herstellt, „das in der Welt seinen notwendigen Kreislauf führt“. Zieht daraus der einzelne Geschäftsmann seinen Vorteil, kann er dies ‚genießen‘, und wieder formuliert Werner das Wohlverhältnis als klassizistische Figur von Teil und Ganzem, jedoch mit ökonomischer Pointierung: „Die geringste Ware siehst du im Zusammenhang mit dem ganzen Handel, und eben darum hältst du nichts für gering, weil alles die Zirkulation vermehrt, von welcher dein Leben seine Nahrung zieht.“³⁶¹

Diese Denkfigur, das Ganze zu überschauen und die Einzelteile in Kreis-Einzelpunkt-Relation zu ihm zu setzen, folgt aber um 1790 einem optischen Dispositiv. Kunstmedial entspricht es dem Panorama und ästhetisch

359 Goethe: *Lehrjahre*, I/9, S. 389 (alle Zitate).

360 Diese Haltung dürfte Goethe aus der im deutschsprachigen Raum bekannten Schrift von Justi (*Kurzer systematischer Grundriss*, 1761, S. 254 und passim) bekannt gewesen sein; spätestens mit Adam Smiths *Wealth of Nations* gehört sie zum fortschrittlichen Denken.

361 I/9, S. 390 (beide Zitate). Zur doppelten Buchführung von Fehlern und Positiva bei Wilhelm siehe Thomas Wegmann: *Tauschverhältnisse* (2002).

dem Klassizismus – ohne dass damit eine Herkunftslinie festlegbar wäre. Nutzbar macht Werner dies mit einem aufklärerisch-ökonomischen Konzept der Berechenbarkeit aller Dinge, woraus sich die ganz säkularisierte Lebenskunst ergibt. Denn Zahlen ermöglichen erst das Lebensglück, das die „lebendige Göttin der Menschen“ zuteilt, deren Gunst sich erwerben lässt: Man muss „leben und Menschen sehen, die sich recht lebendig bemühen und recht sinnlich genießen.“³⁶²

Pointiert werden die Lehrsätze der neuen Ökonomie auch in Tagebuchzusammenhängen. Die Diaristik begleitet Wilhelms Werdegang – allerdings vor allem als Projekt, als unerfülltes Vorhaben. Im fünften Buch preist Werner dann brieflich das ihm übersandte Tagebuch Wilhelms in höchsten Tönen, weil er dort Beschreibungen von Eisen- und Kupferhämmern oder Leinwandfabrikation „vortrefflich“ und „mit vieler Einsicht in die Sache“, darüber hinaus instruktive Darstellungen der Bewirtschaftung und Verbesserung der Feldgüter gegeben habe. Da aber Wilhelm das Tagebuch leider nur mit Hilfe eines Freundes und einiger Lexikonexzerpte montiert und also mit „fingierten statistischen, technologischen und ruralischen Kenntnisse[n]“ ausstaffiert hat, bleibt von dem Lob nichts übrig.³⁶³ Immerhin sind damit die Erwartungen an die Diaristik skizziert – hilfreich ist also bei alledem die Praxis der doppelten Buchführung, des Auflistens, Bilanzierens und des statistischen Fixierens, die man mit dem Tagebuch befördern kann.

Wer aber selbst nicht schreibt, der wird geschrieben. Diese Erfahrung jedenfalls macht Wilhelm, als er einen geheimnisvollen Saal im Schloss der Turmgesellschaft betritt. Dort liest er, vom Abbé angeleitet, seinen Lehrbrief und öffnet diejenige Schriftrolle, in der vorgreifend sein Leben geschildert ist.³⁶⁴ Die Flut dieser retro- und prospektiv aufgezeichneten Lebensdaten seiner selbst und auch anderer, mit denen Wilhelm längst im Umgang ist, ist auf eine Weise irritierend, dass Friedrich Kittler damit sogar generalistisch Lacans Theorie der heteronomen Bestimmung des Individuums in den Sozialisationsspielen belegt sieht.³⁶⁵ Dabei bildet das Setting des Schriftensaals

362 Goethe: *Lehrjahre*, I/9, S. 392.

363 Goethe: *Lehrjahre*, I/9, S. 655 und S. 656.

364 Goethe: *Lehrjahre*, I/9, S. 874 f.

365 Friedrich Kittler: *Über die Sozialisation Wilhelm Meisters* (1978).

ein Hybrid aus den Lebensschriften der Herrnhuter Gemeindemitglieder, aus den Lebenslaufsammlungen Schnabels in der *Insel Felsenburg*, aus Freimaurerritualen im Lichtreich der *Zauberflöte* (der Abbé als Sarastro) und schließlich Leibniz' akademischer Sozietät – ein Kompositraum, der nun ins Berufspraktisch-Ökonomische fortgesetzt wird. Denn zu einem guten Ende führen diese Vitae jedenfalls in einem wirtschaftlichen Sinn; letztlich findet damit auch Wilhelm seinen Weg ins Netzwerk der Wirtschaftstreibenden, die dort Platz gefunden haben. Welche Wahl der Einzelne dabei hat und ob sie überhaupt freiwillig getroffen werden kann, ist ein wunder Punkt der ganzen Turmsozietät geblieben – Lebensschrift geht jedenfalls hier der Entwicklung voran, der Plan ist gefasst, ehe er umgesetzt ist.³⁶⁶

Was in den *Lehrjahren* nicht ausgeführt ist – das Tagebuch Wilhelms – kommt in den *Wanderjahren* zur Darstellung, im engeren Sinn mit der Aufnahme des fiktiven Tagebuches von Wilhelms Neffen Lenardo, das mit der Wirtschaftshandlung verwoben ist und zugleich als poetisches Selbstverständigungsstück mit zwei Lieferungen im 3. Buch fungiert. Mehrere Motivstränge kreuzen den Text: Auf der Darstellungsoberfläche geht es um das Wirtschaftstreiben mit Baumwolle und Garn sowie seiner Fabrikation, die genau mitgeschrieben wird. Aktiviert wird aber auch die alte Metapher des Textils als *textus*/Gewebe von Redefäden, wodurch eine Metaebene aufgebaut wird: Das Tagebuch ermöglicht die Niederschrift von ökonomischen Beobachtungen, aber auch Notizen zum Schreiben und damit einen Metakommentar zur Diaristik. Ganz offen angeboten wird diese

366 Dem darauf zielenden Vorwurf Schillers der Maschinisierung und Auflösung in verborgene Geheimbündelei begegnet Goethe mit einem signifikanten Hinweis, der sein (Selbst-) Dichtungsverständnis vor allem prägen sollte: Er sehe sich gerne im „Inkognito“ bzw. lässt seine Identität dementieren (*Italienische Reise* 3. Nov. 1786, I/15,1, S. 139, auch 11. Mai 1787, I/15,1, S. 334 – „völlig wie die Force des großen Dichters, der aus Wahrheit und Lüge ein drittes bildet, dessen erborgtes Dasein uns bezaubert.“ (I/15,1, S. 5). Wenn er sich in einem „wunderliche[n] und vielleicht grillenhafte[n] Halbinkognito“ wähnt (8. Nov. 1786, I/15,1, S. 143, vgl. 3. Nov. 1786, I/15,1, S. 139) und in einer zehn Jahre späteren Briefnotiz an Schiller diese Haltung als ‚realistischen Tic‘ hervorhebt, so ist dies als Schreibweise taktisch aufgeboden gegen die „unendliche Unbequemlichkeit, von mir und meinen Arbeiten Rechenschaft geben zu müssen“ (9. Juli 1796, II/31, S. 208).

allegorische Ebene durch den Hinweis, die Kinder des Dorfes würden die Baumwollflocken von Samen, Splintern oder Nussschalen trennen, nämlich „erlesen“,³⁶⁷ womit die doppelte Bedeutung von ‚legere‘ als Auslese und Lektüre aktiviert wird. Der Autor ist in dieser Sicht als Fabrikant denkbar, der Text als ein der Natur abgewonnener Stoff. Formal ist der Einschub interessant, insofern er sowohl erzählerisch verfährt und Naturschilderungen in der zeitgenössischen Modalität zwischen Dynamisch-Erhobenem, Idyllik und ihrer technischen Nutzung gibt, als auch in jener lakonischen, lapidaren Sprechweise gehalten ist, die Goethes Tagebuchnotizen zumeist kennzeichnen. Die Reihenfolge verläuft aber nicht von der Notiz zur Erzählung, sondern umgekehrt, was wiederum poetologische Perspektiven birgt. Der Zwischenhändler, der auch als ‚Bote‘ bezeichnet wird und damit zum Neuigkeiten- und Nachrichtenhändler avanciert,³⁶⁸ fungiert insofern als Textilhändler wie auch in der allegorischen Lesart als Erzählinstanz.

Unter dem Eindruck des wirtschaftlichen Prosperierens wird auch die landschaftliche Kargheit zur blühenden Provinz, die im Adam Smithschen Gedanken eines ‚Wohlstands der Nationen‘ durch internationalen Freihandel zur Glückslandschaft umgeformt wird – die Baumwolle wird aus Mazedonien und Zypern via Triest über die Alpen gebracht. Als bedrohlich und als Fremdkomplex wird dagegen das „überhand nehmende Maschinenwesen“ empfunden, und dass damit die ‚Hände‘ ohne Arbeit bleiben, lässt sich wiederum als Problem des Dichters lesen, der bei allem florierenden Buchdruck nurmehr kalte, tote Buchstaben erzeugt (was bekanntlich schon Wethers Problem ist). Das Gegenteil bietet das Bild der Spinnerinnen, die mit Ganzkörpereinsatz während der Arbeit „schöne Bewegungen“ und durch „die zierliche Wendung des Körpers“ einen „sehr malerischen Kontrast“ bieten, was auch – anstatt Gitarrenspiel – den Damen der höheren Gesellschaft zu „wahrem Reiz und Anmut“ verhelfen würde. Diese Arbeit steht nicht nur mit ihrer ästhetischen Begrifflichkeit, sondern auch im Prozess der Dichtung nahe, wenn die schnurrenden Räder eine „gewisse Beredsamkeit“ aufweisen und die Arbeiterinnen Lieder und Psalmen dabei singen. Ferner

367 Goethe: *Wanderjahre*, I/10, S. 620.

368 Goethe: *Wanderjahre*, I/10, S. 619.

gibt es das bessere, ausgekämmte Garn, das in einer Papiertüte verwahrt und Briefgarn genannt wird, mit dem man „aus dem Brief spinnen“ kann.³⁶⁹

Die Berechnungen des ‚Tagewerks‘, das am Abend vorgewiesen wird, lässt sich Lenardo dann von einer ‚schlanken, fleißigen Spinnerin‘ vorstellen und schreibt sie seinerseits auf, worauf sich eine andere Spinnerin zur Konkurrenz stellt. Der Schluss auf eine wiederum poetologische Ebene des Zeilen- und Seitenschreibens bietet sich an, und es zeigt sich das kompetitive Prinzip, das auch beim Schreiben walten im bekannten malerischen Motto des ‚nulla dies sine linea‘, was dann zur Arbeitsethik des modernen Autors wird. Dass sich Lenardos Tagebuch über sechs Arbeitstage erstreckt und einen Sonntag folgen lässt, der mit einem Gottesdienst beginnt, apostrophiert die Genesis – und setzt damit die Arbeitswoche mit nichts weniger als der Wertschöpfung Gottes gleich.³⁷⁰

Der Tagebucheinschub ist Mimesis im doppelten Sinn: Nachahmung des Vorgängigen und seine Darstellung, die zugleich auch Überformung ist. Gegenstand ist dabei das Doppelgesicht von Technik: einerseits Faszination und Abscheu, dem Maschinenwesen entgegenstehend, andererseits auch die Aneignung der Technik durch ein notathaftes Erzählen. Die anbrechende Epoche der technischen Revolution begreift Goethe als einen „alle vertrauten Denkmuster durchstreichenden, etablierte Diskurse außer Kraft setzenden Epochenbruch“, der den „bedrohlichsten Ausdruck der Kontingenzerfahrung“ darstelle,³⁷¹ und diese prägt auch zweifellos die Bruchlinien des Romans. Wenn in der Turmgesellschaft der *Lehrjahre* die ‚unsichtbare Hand‘ Adam Smiths ganz wörtlich zu walten scheint³⁷² und

369 Goethe: *Wanderjahre*, I/10, S. 713, S. 629 und S. 621.

370 Vgl. Goethe: *Wanderjahre*, I/10, S. 622. Detering (2007) hat den Arbeitswochenumfang des Textensprengsels als Allegorie der Schöpfungsgeschichte gelesen, die der Katastrophengeschichte im Sinne des um sich greifenden Maschinenwesens gegenübersteht. In der Tat bestimmen Oppositionen den Text: Mühe/Erholung, Tag/Nacht, Kunst/Technik, Schöpfung/Vergehen etc.; ferner ist das Webopfer bereits im Alten Testament (4. Buch Mose Kap. 18, V. 11) angesprochen.

371 Detering 2007, S. 136.

372 Bei Adam Smith regelt letztlich die ‚invisible hand‘ den Wohlstand der Nationen, die innerhalb und außerhalb ihrer Grenzen steten Freihandel treiben sollen, genauer gesagt: Handelt der Kaufmann egoistisch und setzt er sein Kapital

sie die Egoismen der Einzelakteure zu einem guten Gesamt führen will, wird auch bei Goethe der Zufall dem Ganzen subordiniert mit der Grundannahme, „dass solche Zufälligkeiten durch einen unerforschlichen Willen gelenkt werden“.³⁷³ Darin artikuliert sich eine Zuversicht, die sich aber nach dem exemplarisch-optimistischen Aufbruch der *Lehrjahre* in eine skeptische Modernekritik wendet, in der – deutlich auch im zweiten Teil des *Faust* – eine Produktionsideologie ohne Ethik abgelehnt wird.

Wenn man denn bilanzieren will, ist poetologisch aber auch der Formgewinn nicht von der Hand zu weisen. Horaz zitierend charakterisiert Lenardo das Tagebuch in epischen Termini als „unterhaltend und gewissermaßen unterrichtend“, das er zum Lesen weitergibt und in entsprechend narrativem Duktus abgefasst hat.³⁷⁴ Und so ist noch einmal auf die poetologisch zentrale Stellung dieses Tagebuchs hinzuweisen, denn es ergeben sich daraus auch Konsequenzen für die Erzählstrategien des Romans: Die *Wanderjahre* wechseln von der seriellen Informationsvorgabe der *Lehrjahre* in ein quasi paralleles Prinzip der Darstellung, das zwar schriftkonstitutiv noch ein Nacheinander bildet, aber ohne Verlust als Nebeneinander unterschiedlicher Handlungs-, Text- und Redeflächen gelesen werden kann, insofern die Hierarchien der Bedeutungsstränge und ihre Abfolge weitgehend aufgelöst sind. Alle Handlungsfäden münden schließlich in ein Archiv von Aphorismen, welches auch das Tagebuch Lenardos aufnimmt – die Eintragungen sind an Makarie geschickt worden, jener Menschenkennerin und Philanthropin, die sogar in die kosmische Ordnung eingerückt scheint,

zu eigenem Nutzen in der Nationalwirtschaft ein, so werde er „in diesem wie auch in vielen anderen Fällen von einer unsichtbaren Hand geleitet, um einen Zweck zu fördern, den zu erfüllen er in keiner Weise beabsichtigt hat.“ (Adam Smith, *Der Wohlstand der Nationen*, München 2005 (1776), 4. Buch., Kap. 2, S. 371 („led by an invisible hand to promote an end which was no part of his intention“; *An Inquiry into the Nature and Causes of the Wealth of Nations*. London 1776, Vol. II, S. 35).

373 Goethe: *Fromme Betrachtungen über Leitung und Vorsehung* (I/21, S. 62); er zitiert im Schlusswort Hamann als Bekräftigung – so sei es „eigentlich die Vorsehung in den kleinsten Teilen, die das Ganze gut macht.“ (ebd., S. 64)

374 Goethe I/10, S. 616. Das Tagebuch ist stark angelehnt an den Beschreibungstext eines Mitarbeiters Goethes, nämlich Heinrich Meyer, allerdings mit Figuren aufgefüllt (vgl. Detering 2007, S. 128).

wenn sie dem Morgenstern zugeordnet wird.³⁷⁵ Sie wird wiederum als Herausgeberin eingreifend tätig und gibt damit auch ein Bild des gelingenden Literaturbetriebs, insofern sie (wiederum in Textmetaphorik gesprochen) „Verwicklungen“ schlichten und „bedenkliche Verknüpfungen auflösen“ sollte. Dies entspricht dem Befund, dass bereits der Erzählduktus der *Wanderjahre* immer wieder von allgemeinen Reflexionen in Notatform unterbrochen ist, die von der klaren Perspektivik losgelöst sind und polyphon erscheinen. Dies wird mit dem ganz romantischen Satz im Ton Friedrich Schlegels quittiert: „Literatur ist das Fragment der Fragmente“.³⁷⁶

Archive bieten keine ganzheitliche Erzählung mehr an – auch dieses nicht. Dasjenige der *Wanderjahre* hat aber in seiner Genese und auch in seiner Verwaltung durch Makarie ein deutlich sympathischeres Antlitz als das der Turmgesellschaft, zumal es am Romanende auch für alle LeserInnen geöffnet wird. Und damit wendet Goethe dann noch einmal ein ökonomisches Schreibverfahren an: Jeder Aphorismus kann zur Keimzelle von langen Erzählungen werden, er braucht keine langen Ausführungen, sondern ‚fruchtet‘, indem er beim Leser (oder Hörer) entwickelt werden kann. Es entspricht dieser kleinen Schreibform auch das Entsaugungsmotiv, das von der ganzheitlichen Menschbildung absieht und die Spezialbildung bevorzugt, da vor allem in ihr die besten Entwicklungsmöglichkeiten liegen.³⁷⁷ Gutzkow hat dies später im Romanvorwort zu seinen *Rittern vom Geiste* (1850/51) als Prinzip benannt. Dieser nicht mehr sukzessiven, zielgerichteten Anordnung korrespondiert auch das nicht mehr intentionale Ergreifen des Berufs Wilhelms als Wundarzt, ebenso seine weit gehende Eigenschaftslosigkeit und Abstraktheit, die auch die anderen Figuren kennzeichnet, was sie allesamt in eine typisierte, höhere Ordnung transponiert.³⁷⁸ Solche Figuren stehen auch mit ihren wenig individuellen, sondern eher sentenzenhaften Sprachflächen eigentümlich verschoben zum selbstbewussten,

375 Vgl. die Weiterführung 3. Buch Kap. 13 (I/10, S. 696–719); Makariens Archiv (I/10, S. 746–773); dazu Waltraud Maierhofer: *Wilhelm Meisters Wanderjahre und der Roman des Nebeneinander*, S. 123.

376 Goethe: *Wanderjahre*, I/10, S. 631, S. 569.

377 Wiederum ein an Adam Smiths Lob des arbeitsteiligen Spezialistentums gemahnender Gedanke; vgl. Max Weber: *Protestantische Ethik*, S. 229 f.; Smith: *Wealth of Nations*, Erstes Kap. (2005, S. 49 ff.)

378 Vgl. Maierhofer 1990, S. 120 ff.

naiv-heroischen, auf jeden Fall aber individualisierten Subjektbegriff in den *Lehrjahren*. Und so lassen die Eintragungen auch gegenüber dem allgemein humanistischen Bildungsbegriff um 1800 eine Aktualisierung erkennen, in deren Licht die Spezialbildung gegenüber der Allgemeinbildung favorisiert wird.

Zweifellos entspringt die Diaristik Goethes einem Antrieb zur Rechenschaftslegung, was die eigene Produktivität angeht. Um 1780 wird Goethe als Autor sich selbst zum historischen Objekt, und wenn dort bisweilen schon ein „stiller Rückblick aufs Leben“ gehalten wird,³⁷⁹ so zeigt sich die immer enger getaktete zirkelschlüssige Selbsthistorisierung, die dann schließlich in der Tagebuchnotiz als exemplarisch oder nur schon hypothetisch bedeutendem Textbaustein kulminiert. Dabei erhofft sich Goethe von den diarischen Notizen nicht nur für sich selbst Einblicke in Gedanken- und Entwicklungsprozesse, sondern bringt sich auch für den Leser in Positur, wenn er zum Bibliothekar seiner selbst wird, an seiner Denkmalpflege frühzeitig arbeitet und nach einer Perspektive sucht, „wie meine sämtlichen Papiere, besonders der Briefwechsel, dereinst verständig benutzt und in das Gewebe von Lebensereignissen mit verschlungen werden könne.“³⁸⁰ Er lässt von anderen Verzeichnisse anlegen und beauftragt seinen Diener Kräuter mit einem Repertorium über seine Vorarbeiten, Schriften und Werke. Zur Klärung der eigenen dichterischen Organisation hat Goethe vieles beigetragen und damit auch das Bild des Über-Autors und Großschriftstellers begründet, der seinen Lesern Deutungshilfestellungen geben müsse. Für die nie enden wollende Produktivität des immer Worte und Werke prozessierenden Autorsubjekts ist die Tagebuchform dann bestens geeignet, den stets offenen Prozess der ‚Entwicklung‘ zu dokumentieren und zu fundieren. Hätte Goethe sich noch die von Antoine Lavoisier 1790 ersonnene Methode zu eigen gemacht, um geistige Arbeit abzumessen,³⁸¹ könnte sich das Ergebnis aller Minuten-, Stunden- und Tagesarbeit seiner Autorschaft sehen lassen:

„nun liegen nicht allein diese [die Tagebücher], sondern so viel andere Documente, nach vollbrachter archivarischen Ordnung, aufs klärste vor Augen und ich

379 Tagebuchnotiz 7. Aug. 1779, II/2, S. 183.

380 Goethe: Brief vom 14. Jan. 1824 an Cotta (II/10, S. 140 f).

381 Vgl. Schirmacher: *Ego*, 2014, S. 125.

finde mich gereizt jenen Auszug aus meiner ganzen Lebensgeschichte dergestalt auszuarbeiten, dass er das Verlangen meiner Freunde vorläufig befriedige und den Wunsch nach fernerer Ausföhrung wenigstens gewisser Theile lebhaft erzeuge; woraus denn der Vortheil entspringt, dass ich die gerade jedesmal mir zusagende Epoche vollständig bearbeiten kann und der Leser doch einen Faden hat, woran er sich durch die Lücken folgerecht durchhelfen möge.“³⁸²

Nimmt man die Selbstäußerung schon für das Gelingen, wären damit alle Probleme gelöst und wäre der Bildungskreis erweitert, am Ende auch geschlossen. Mit dieser Figur, die zweifellos Sinnschöpfung ist, ist die diarisch-poetologische Entwicklungslinie Goethes allerdings etwas willkürlich beschrieben. Denn die Entwicklung vom Subjektiv-Persönlichen zur Versachlichung und letztlich zur vielstimmigen Möglichkeitsform ist mit dem Projekt einer abgeschlossenen Ich-Bildung der *Lehrjahre*-Zeit nicht mehr zu darzustellen. Denn nun rumoren die Archive und bekommen ein beunruhigendes Eigenleben, das eben auch von der wohlmeinenden Makarie der *Wanderjahre* nicht mehr beherrscht wird. Eibl hat auf die Notwendigkeit und auch wohl Überforderung hingewiesen, die nicht nur die Entdeckung von Autorschaft, sondern auch die Idee eines unteilbaren Individuums mit sich brachte: „Für Goethe und für viele andere Zeitgenossen bedeutete dies eine Verurteilung zur Autonomie, die Möglichkeit und die Notwendigkeit, in einer einzigartigen Welt ein einzigartiges Leben zu gestalten.“³⁸³ So aber ist alle auto(r) biographische Abrundung ein Konstrukt und gehört sie mit zur Werkfiktion. Abgeschlossene Bildung steht indessen mit der äußeren Welt nicht im Einklang, sondern bleibt notwendig beweglich in ihrer Teilhabe. Denn die für das Subjekt geltende Steigerungslogik hat längst gravierende Spuren in der Umwelt hinterlassen, wie Goethe in einem Brief an Zelter konstatiert: „alles aber, mein Teuerster, ist jetzt *ultra*, alles transzendiert unaufhaltsam, im Denken wie im Tun. Niemand kennt sich mehr, niemand begreift das Element worin er schwebt und wirkt, niemand den Stoff den er bearbeitet.“³⁸⁴ Wenn dies für den nicht mehr zum Ende kommenden Autor ein so trauriger wie interessanter Schluss ist, setzt Goethe seine Zeitkritik dann noch viel umfassender an:

382 Goethe: *Lebensbekenntnisse im Auszug*, I/17, S. 369.

383 Eibl 1997, S. 1089.

384 Brief an Zelter vom 6. Juni 1825; II/10, S. 277.

„Junge Leute werden viel zu früh aufgeregt und dann im Zeitstrudel fortgerissen; Reichtum und Schnelligkeit ist was die Welt bewundert und wornach jeder strebt; Eisenbahnen, Schnellposten, Dampfschiffe und alle möglichen Fazilitäten der Kommunikation sind es worauf die gebildete Welt ausgeht, sich zu überbieten, zu überbilden und dadurch in der Mittelmäßigkeit zu verharren.“³⁸⁵

Auch wenn die technischen Entwicklungsprozesse sich hier noch in überschaubarer Geschwindigkeit abspielen, scheint Goethe etwas von den Überbietungsgesten der künftigen Totalkommunikation zu ahnen, die das Authentisch-Subjektive tilgt. Dies wird spätestens um 1900 wieder ein Thema der Literatur sein.

385 Brief an Zelter vom 6. Juni 1825; II/10, S. 277.

9. Kardiogramm und Selbstexperiment: Friedrich Hebbels literarisches Tagebuch

*„Eben zeichnete mein Kopf (mein Gehirn) alles auf,
was ich hörte und was ich sah, jetzt schreibt er nicht
mehr auf, sondern überläßt es Mir. Wer ist dieser
Ich? Bin ich der Schriftsteller und nicht einerlei?“³⁸⁶*

Die skeptische Herzensschrift

Wenn Hegel in seiner Ästhetik die „Poesie des Herzens“ der „Prosa der Verhältnisse“ und also das empfindsam-erfindungsreiche Subjekt den schnöden Weltläuften gegenübersetzt,³⁸⁷ pointiert er damit einen Gedanken, der nicht nur die unmittelbare Vergangenheit und Gegenwart beschreibt, sondern auch mindestens für das 19. Jahrhundert prägend bleiben wird. Zwar ist vor allem das Individuum im Bildungsroman gemeint, doch bildet sich die Spaltung von grenzenlosen Ich-Entwürfen und einschränkender, bisweilen politisch repressiver oder pauperistischer Wirklichkeit auch in anderen Gattungen ab. Beileibe nicht nur von Hebbel, von diesem aber ausdrücklich programmatisch formuliert, geht es dort um die Verfertigung eines literarischen Tagebuchs mit folgender Pointe: Ein auf sich selbst konzentriertes, das Innenleben auslotende, bisweilen an der Außenwelt verzweifelndes Ich nutzt im Falle eines Autordaseins das Tagebuch zu literarischen Entwürfen, rohen Notizen oder programmatischen Auseinandersetzungen mit anderen literarischen Richtungen. Bisweilen wird auch, in Anlehnung an das bei Goethe ausgeprägte Autorschaftskonzept, ein Verzeichnis bzw. ein Konto der eigenen Gedichte geführt.³⁸⁸ Jenseits des Werkstattberichts kann

386 Lichtenberg: *Sudelbücher*, K 38; II, S. 403.

387 Hegel: *Vorlesungen über die Ästhetik*, Teil II, S. 219 ff.

388 Hebbel: *Tagebücher*, 23. Juli 1842; I, S. 499 ff. Der Konsens in diesen Fragen ist unter den Zeitgenossen verbreitet; so hält etwa Grillparzer seine Tagebücher ganz in dieser Absicht mit dem Vorsatz: „Ein poetisches Tagebuch führen; d.h. keinen Tag vorübergehen zu lassen (ausgenommen während man mit größeren

wiederum personale Identität im anspruchsvollen Sinn angestrebt werden, was sowohl an verschiedenen Stadien der Selbstreflexion (z.B. anlässlich der Innenschau mittels Traumbildern und Phantasiertexten) als auch der kontinuierlichen Gedächtnisprägung und Selbstbeurteilung sichtbar wird. Solche Intentionen sind seit der Romantik mit ihrem emphatischen Begriff des Individuums denkbar und werden von der großen Mehrheit der literarischen Tagebuchschreiber des 19. Jahrhunderts bis heute angestrebt.³⁸⁹

Als leitende Absicht benennt Hebbel zu Beginn seines diarischen Unternehmens, „Reflexionen über Welt, Leben und Bücher, hauptsächlich aber über mich selbst, nach Art eines Tagebuchs“ in Gang zu bringen. Die Vorrede ist ahnungsvoll-selbstbewusst, fährt allerdings die Überhöhung eher als Pose auf, da Hebbel zunächst nur einige Gedichte in Zeitschriften veröffentlicht hat, sein erstes Drama *Judith* aber erst fünf Jahre später, nämlich 1840, uraufgeführt wird:

„Ich fange dieses Heft nicht allein meinem zukünftigen Biographen zu Gefallen an, obwohl ich bei meinen Aussichten auf die Unsterblichkeit gewiß sein kann, daß ich einen erhalten werde. Es soll ein Notenbuch meines Herzens sein, und diejenigen Töne, welche mein Herz angibt, getreu, zu meiner Erbauung in künftigen Zeiten, aufbewahren. Der Mensch ist anders, als ein Instrument, bei welchem alle Töne in ewigem Kreislauf, wenn auch in seltsamsten Kombinationen, wiederkehren; das Gefühl, welches in seiner Brust einmal verklingt, ist für immer verklungen; ein gleicher Sonnenstrahl erzeugt in der psychischen nie, wie in der physischen, dieselben Blumen. So wird jede Stunde zur abgeschlossenen Welt, die ihren großen oder kleinen Anfang, ihr langweiliges Mittelstück und ihr ersehntes oder gefürchtetes Ende hat. Und wer kann gleichgültig so manche tausend Welten in sich versinken sehen und wünscht nicht, wenigstens das Göttliche, sei es Wonne oder Schmerz, welches sich durch sie hinzog, zu retten? Darum werde ich es immer entschuldigen, wenn ich täglich einige Minuten auf dieses Heft verwende.“³⁹⁰

Arbeiten beschäftigt ist) ohne die eben im Gemüt waltende Stimmung poetisch auszudrücken“ (Tgb. 1300, 1823, S. 381).

389 Herzens- und Traumschrift, Ereignisnotizen, Anekdoten- und Vorfalleschilderungen bleiben die Leitintentionen des Tagebuchschreibens, um diese zu „verweben“ und durch ‚genugsames Einprägen‘ Lebenszusammenhänge mit diachronem Tiefengrund zu bilden – so lautet Gottfried Kellers programmatischer Eintrag vom 8. Juli 1843, der sein „ursprüngliches eignes Ich in seinem Herzkammerlein aufstören und betrachten“ will und allgemein das Tagebuch als „Wanderbuch“ versteht, das er seinem „höchsten Tribunale, dem Gewissen, vorweisen werde“ (1996, S. 638 bzw. S. 640).

390 Hebbel 23. März 1835, I, S. 7.

Der Beginn ist durch starke Aspiration gekennzeichnet und angesichts der spärlichen Veröffentlichungslage zwischen Ehrgeiz und Selbstironie einzuordnen. Als der junge Hebbel sein Tagebuch beginnt, kann er sich auch ohne tiefere literarische Kenntnisse eines Motivs bedienen, das sich nun vollends im Alltagswissen sedimentiert hat – Herzensschrift soll das Tagebuch sein, das Konzept ist im Sturm und Drang vorbereitet, durch die Romantik gefiltert und längst integraler Bestandteil des literarischen Diskurses. Der Änderung des Herzrhythmus gemäß ist die Eintragslänge variabel und reicht vom Aphorismus über die knappe Notiz bis zum Werk-Konzept, das selbst schon das Werk sein kann – oder sogar mehr als das, insofern mit ihm eine Ermöglichungsstruktur aktiviert werden kann. Es können dann Gedankengänge oder nur schon rudimentäre ebenso wie hermetische Sätze als vollendete Werke gelten. Und wenn Novalis und andere ihre Schrift in das Leben hinein entgrenzen, soll dadurch progressive Universalpoesie als ein immer noch steigerungsfähiges, erweiterbares und auf andere ausdehnbares Kunstwerk entstehen.³⁹¹

Die Herzensschrift wird in romantischer Perspektive noch einmal ins Musikalische ausgedehnt, mithin der Mensch zum Gesamtkunstwerk übersteigert. Mehr noch aber ist er ein wandelbares Individuum, das unter dem wundersamen Einfluss förderlichen Sonnenlichts auch die je wechselnden Ereignisse verzeichnen muss. In der Dramaturgie von Anfang, Mittelstück und Ende der stundengetakteten Einheiten – die auf das Gebets-Stundenbuch anspielen – ist der Tagebuchschreiber, auch wenn er sonst noch nichts ist, disponiert als Aufnahmegefäß für Inspirationen von oben, und deren Evaneszenz rettet er für spätere Ausarbeitungen. Nahezu alle romantischen Topoi des Autordaseins werden aufgeboten und mithin die authentischen Zusicherungsmuster des autobiographischen Paktes bedient. Am Ende ist der Autor in spe auch ein sich rechtfertigender Rechner, wenn er die zugemessene Zeit nutzt und alles daran setzt, Material für die Unsterblichkeit zu sichern.

Nach Boerner finden sich in Hebbels Tagebüchern „alle Höhen und Tiefen der menschlichen Existenz“, was dann gewertet wird als „kaum übertroffenes Zeugnis an pathetischer Ichbezogenheit“,³⁹² der im Unterschied zu

391 Zu Begriff und Konzept der ‚progressiven Universalpoesie‘ vgl. Friedrich Schlegels 116. Athenäumsfragment (1798/1992; Bd. I, S. 204).

392 Boerner 1969, S. 48.

Goethe freilich das glanzvoll überwölbende Finish fehlt. Damit wird aber lediglich eine Spezifikation vollzogen, die Goethes Muster eines exemplarischen, sich überhöhenden und historisierenden Ichs gegeben hat, welches nun nicht auf der wissenschaftlichem politischen oder ökonomischen, sondern auf der subjektiven Seite eingelöst wird. Dies kann man auch als Grundzug des in Konjunktur kommenden *Journal intime* bezeichnen und ihm ein „egotistisches Pathos“ zuschreiben,³⁹³ das sich aber wiederum ausdifferenziert: Es kann auf der Ebene des Herzenergießungen verbleiben und ein geheimnisvolles Raunen anstimmen, das nicht selten zur Pose erstarrt – oder in die Richtung eines literarischen Programms bzw. Problems geformt werden.³⁹⁴ Hebbels Tagebuchführung weist aber zunehmend das Raffinement einer Perspektivenverteilung auf, wenn das Autor-Ich sich durch ein rollenhaftes, plurales und vielstimmiges Masken-Ich aufbaut – und damit wird, wie Knapp anmerkt, die für das *journal intime* kennzeichnende homophone Struktur bei Hebbel durch „die Polyphonie einer oftmals in Diskurse aufgesplitterten Form“ ersetzt.³⁹⁵ So ist der Schritt zur modernen Ich-Diastik getan, die das Spiel mit den Symbolen zur Konfiguration der Selbstperspektiven und inneren Stimmen nutzt, welche immer auch Resonanzen äußerer Stimmen sind.

Unter dem vielstelligen Konzept des Lebens, das im Kontext der Naturforschung als Entwicklungstrieb gedacht ist, aber zunehmend mit energetischen Aspekten aufgeladen wird, findet sich auch eine Einlassung Hebbels, der nicht nur den Roman als „heilige Schrift des Lebens“ bezeichnet, sondern der Kunst insgesamt diese Position zuerkennt:

„die Kunst soll das Leben in all seinen verschiedenartigen Gestaltungen ergreifen und darstellen. Mit dem bloßen Kopieren ist dies natürlich nicht abgetan [...] Wir wollen den Punkt sehen, von welchem es ausgeht, und den, wo es als einzelne Welle sich in das Meer allgemeiner Wirkung verliert.“³⁹⁶

393 Boerner 1969, S. 59.

394 Gerhard Knapp beschreibt dies als Entwicklungsmöglichkeit für Hebbels Tagebücher weg von der „vorwiegend peinlichen Selbststilisierung der journaux intimes“ hin zum „objektivierenden Diskurs“, an dem der Aphorismus oder der imaginäre Dialog mit dem Leser Teil hat (*Studien zur Entwicklung des literarischen Tagebuchs der Moderne*, 1997, S. 292).

395 Gerhard Knapp (1997), S. 293.

396 Hebbel: Tagebücher, 1. Aug. 1835, I, S. 24 und 24. Okt. 1835; I, S. 25. Die Wirkung reicht bis hin zum Irrationalismus der ‚Weltseele‘ Haeckels um 1900

Poetische Entwürfe

Kaum ein Zufall, dass Hebbel diese Bekenntnissätze zeitgleich zu (aber unbeeinflusst von) Büchners *Lenz*-Erzählung und dem dortigen programmatischen Kunstgespräch schreibt, bei dem Lenz sein Gegenüber mit dem sprechenden Namen Kaufmann vom ästhetischen Gebot der Lebenstreue überzeugen will – und dieses lässt eben keine Auswahl zu, sondern rückt Schönes und Hässliches gleichberechtigt in den Darstellungsbereich. Der Begriff des Lebens wird sich von der allgemeinen Naturforschung in zwei Richtungen verlagern, nämlich in die empirische Forschung der Biologie ebenso wie in den Irrationalismus der Lebensphilosophie, die Bergson mit dem Konzept des *élan vital* entscheidend pointiert. Ästhetisch steht der Begriff bei Hebbel aber gegen die strikte Nachahmung, und dieses Verdikt gegen die Kopie prägt sogar schon Argumente der Fotografie-Diskussion vor, die sich nach der Vergesellschaftung der Fotografie durch Louis Daguerre 1839 in Paris entzündet. Aus Sicht der Literatur ist der Fotograf ein bloßer Handwerker, der Personen als Sachen fixiert, stillstellt und dadurch tötet, auf jeden Fall aber an der Oberfläche der physischen Erscheinung verbleibt.³⁹⁷ Diese Semantik von ahnungs- und bedeutungsvoller Tiefe einerseits und oberflächlich zerstreuem Handwerk andererseits wird den Paragone zwischen Autoren und Fotografen solange prägen, bis der Naturalismus sich die fotografischen Strategien aneignet, weil er sie mit den phonografischen Erfindungen zu noch besserer Wirkung kombinieren kann. Den Diskurs des bürgerlichen Realismus aber wird der Begriff der konstellierte Schau eines wesenhaften, tiefgründigen Zusammenhanges prägen, den Hebbel hier seinerseits (sehr wahrscheinlich aber indirekt) aus der klassizistischen Ästhetik Hegels bezieht: „Aufgabe aller Kunst ist die Darstellung des Lebens, d.h. Veranschaulichung des Unendlichen an der singulären Erscheinung. Dies erzielt sie durch Ergreifung der für eine Individualität oder einen Zustand bedeutenden Momente.“³⁹⁸

und darüber hinaus in die mystischen Unterströmungen der ‚zweiten Moderne‘ (Wyss 1996).

397 Vgl. Plumpe: *Der tote Blick. Zum Diskurs der Photographie in der Zeit des Realismus*. München 1990; Köhnen 2009, S. 374 ff.

398 Hebbel: *Tagebücher*, 24. Okt. 1835, I, S. 28; vgl. 5. Jan. 1836, I, S. 31; Eintrag Nr. 1017, S. 193, wo betont wird, dass gerade die Individualität des

Dass im Einzelnen das Ganze und im romantischen Akzent das Unendliche reflektiert wird, so dass „der Tropfe ein Bild des Meeres“ sei,³⁹⁹ spiegelt die Tendenz Goethes, das kleine Ereignis zu exemplarisieren und zu überhöhen bzw. ihm qua dichterischer Provenienz unbedingte Allgemeingültigkeit zu unterstellen. Aus den Einzelteilen ist noch ein Zusammenhang zu komponieren, der als Beziehungskunst ebenfalls dem der Fotografie unterstellten additiv-zufälligen Verfahren überlegen sei – so ja noch der Ansatz des Realismus-Konzeptes Fontanes als einer ‚schönen Verklärung‘ von Wirklichkeit.

Während es Büchners Lenz-Figur um die Aufwertung des Kleinsten und Geringsten geht, das in den Blick gerückt werden soll, richtet sich Hebbel stärker an der Opposition von ‚schön‘ und ‚hässlich‘ aus. Dabei zitiert er Hogarths ‚Line of Beauty and Grace‘ an und fragt:

„Die Linie des Schönen, wie weit sie geht. Bei Gelegenheit eines Gedichts von mir: der ‚Wahnsinns-Traum‘. Ob sie in diesem überschritten ist? Vielleicht dürfte der Satz gelten: was der Dichter *getreu* bildet, das ist *schön*, aus diesem würde sich aber eine Schönheit der Häßlichkeit folgern lassen. Die größte Häßlichkeit ist der Wahnsinn, denn die Auflösung ist an jedem Gegenstand das Häßlichste und diese in höherem Grade an dem vollkommeneren, als an dem unvollkommeneren Gegenstände.“⁴⁰⁰

Die ästhetischen Begriffe bleiben nicht autonom, sondern werden durch Kontexte angereichert: Das Psychogene bzw. Unbewusste wird damit verknüpft und liefert immer das Risiko des Wahnsinns oder des Hässlichen, das Hebbel als Gegenstand zwar für fragwürdig hält, aber keinesfalls ausgeblendet sehen möchte und das er auch nicht nur programmatisch, sondern lyrisch und dramatisch umsetzt. Damit rückt Hebbel nicht nur erneut in die Nähe der Lenz-Figur, insofern er vor dem Horizont des Inneren und womöglich Kranken einen neuen Verismus begründet. Seine Überlegungen sind diesem seit der Romantik nicht mehr verstummenden Thema

Tagebucheintrags auch einen allgemeineren Bedeutungshorizont eröffne; hier platonisiert Hebbel überdies, wenn er als Gewinn des ‚Individualisierens‘ in Aussicht stellt, es führe „zur ewigen inneren Form“ (7. März 1838, I, S. 193) oder zur Anschauung innerer Urbilder (II, S. 187).

399 Hebbel: Tagebücher, 6. Aug. 1836, I, S. 50.

400 Hebbel: Tagebücher, 26. März 1835, I, S. 8.

verpflichtet und suchen nicht nur den Gegenstandsbereich, sondern auch den kreativen Kern.⁴⁰¹

Um gelegentliche programmatische Überlegungen zur Literatur zu stützen, gibt Hebbel als Literaturspezifika in seinen Tagebüchern auch Rezensionen wieder und verfasst er Gesprächsprotokolle, berücksichtigt sodann manchen Briefausschnitt, ferner Weggefallenes aus der literarischen Produktion – in wesentlich kürzerer Form also Aspekte, die sich bei Goethes Diaristik in umfänglicher Form finden. Zum Literatursystem gehören auch Abschriften, knappe Zitate oder Exzerpte bzw. Textproben, wie sie Hebbel u.a. von Goethe, Moritz, Kerner, Jean Paul, Hoffmann, Tieck, Lessing, Kant, Jacobi, Sterne, Klopstock, Dante oder vielen anderen verstreut genommen hat.

Während Tagespolitik fast herausfällt und auch eigene handfeste Tagesereignisse eher selten Thema des Hebbelschen Tagebuchs sind, werden dafür neben den literarisch-philosophischen Äußerungen auch Traumprotokolle mitsamt Analyseversuchen aufgeschrieben, die im steigenden Maß einer Systematisierung durchaus präfreudianisch zu nennen sind. Hebbel bemerkt den Status des Wahnsinns, den Träume hätten, während deren absurde Logik dem Träumenden ganz normal vorkomme. An dieser anderen Welt mit ihrer eigenen Systemraison von neuen Erfahrungen und Bedeutungsgewinn lässt sich wiederum für die Dichtung lernen, dass hieraus poetische Versatzstücke zu gewinnen sind, die wie im Kinderspiel aus 24 Buchstaben zusammengefügt werden – neu, aber durchaus nicht unsinnig seien sie und jedenfalls zu prüfendes Material.⁴⁰² So kann Hebbel auch sein Plädoyer für das Traumnotat anstimmen und es als „großes Geschenk“ für die

401 Karl Rosenkranz greift das Thema umfänglich in seiner *Ästhetik des Hässlichen* auf, die erst 1853 veröffentlicht, um 1835 aber in Vorarbeiten begonnen wurde – dort wird allerdings der Klassizismus gegenüber der Moderne favorisiert.

402 Hebbel: Tagebücher 22. Nov. 1843, I, S. 593; im Eintrag vom 3. Juni 1847 (I, S. 882) wird sogar die Identität von Traum und Poesie behauptet; als ein Beispiel für Traumprotokolle vgl. I, S. 878. Um nur ein Beispiel für viele solcher Assoziationen zu geben, bei denen aus einem Traumbild durch Metamorphose ein literarischer Rohstoff wird, schreibt Hebbel von einem Flötenbläser: „die Töne verwandeln sich in Sterne und kreisen um ihn herum. Traumbild.“ (5643; II, S. 246).

Menschheit preisen, freilich ein unzeitgemäßes, von der Allgemeinheit nicht erwünschtes und durchaus gegenzeitliches.⁴⁰³

Diese Psychogrammatik vor Schreber oder Freud geht noch von einem Ich aus, das sich selbst und als Dichter und am besten beides auch in Synthese befestigen will – also ein klassisches Bildungsprogramm. Bestandteil dessen können auch Kindheitserinnerungen sein, denen ein doppeltes Potenzial zugemessen wird – Hebbel erkennt eine kindheitliche Ästhetik, die durch das Erwachsenwerden allzu schnell verdrängt werde, und steht damit in einer von Rousseau begründeten Tradition der nobilitierten Kindheit, die dann in der Ästhetik des neuen Sehens um 1900 wieder aufbereitet wird.⁴⁰⁴ Tagebuchschrift ist dann Grundlage von *memoria*-Kunst, insofern man „in späteren Jahren sich oft nur mittels eines geschriebenen Fadens in den früheren zu orientieren vermag.“ Dieses sich Hineinschreiben in die Vergangenheit kann sich auch ohne Intention ereignen als „gedankenloses Haschen nach so manchem Faden, der ins Gewebe meiner Existenz zu passen scheint“, und insbesondere sind es in der Kindheit aufgefangene Sprachfetzen, an denen Erinnerungskomplexe hängen.⁴⁰⁵ Hebbel ist vorsichtig genug, den Faden nicht schon mit der Wahrheit ineins zu setzen, sondern ein „Umstricken“ des Gewebes dem „Ersticken“ vorzuziehen. Es lassen sich hierin schon Anklänge an die Proustsche *mémoire involontaire* sehen, die nach einer schönen Einsicht Walter Benjamins den Autor an der „Penelpearbeit des Erinnerns“ weben lässt, also stärker im Erkenntnisprozess fasslich wird als im Verismus eines aufleuchtenden Erinnerungsbildes.⁴⁰⁶

403 Vgl. Hebbel: Tagebücher, 19. März 1838, I, S. 198 f.

404 Dazu Köhnen: *1800 / Reformpädagogik / 2000* (2013); vgl. Hebbel: Tagebücher 27. Nov. 1838, I, S. 251 und zur Aufwertung des Naiven als Gegenstand 3. Sept. 1837, I, S. 173.

405 Hebbel: Tagebücher 15. April 1839, I, S. 297 bzw. 13. August 1840, I, S. 395 sowie 6. Aug. 1836, I, S. 52.

406 Hebbel: Tagebücher 13. Aug. 1840, I, S. 395. Walter Benjamin: *Zum Bilde Prousts*. In: *Gesammelte Schriften II*, S. 310–324, hier S. 311. Gestaltung ist allemal notwendig, auch bei Epiphanien, deren Motivik sich bei Hebbel gelegentlich zeigt: Gedanken blitzen in ihn ein (19. Okt. 1843, I, S. 324); so auch der auf Hebbel rekurrierende Ernst Jünger noch in *Siebzig verweht* (III, S. 530) am 2. Juni 1985.

Das Bildhafte wird allerdings – auch dies ein romantischer Rest – immer wieder mit der Wirkungsweise des Wortes verglichen. Während Hebbel den Worten einen arbiträren, ‚bedeutenden‘ Modus zuweist, eigne den Bildern, wenn sie aus der äußeren Natur für innere Zustände genommen werden, eine „nicht bloß erleuchtende“, sondern auch „beweisende Kraft.“⁴⁰⁷ Dass den Bildern ein solcher Status zugewiesen wird, ist ein Rest von aufklärerischer Anschaulichkeitsforderung und klassizistischer Bildnisüberhöhung, insofern das Bild als Ideenausdruck „illuminierend“ wirken könnte.⁴⁰⁸ Bilder werden geradezu zu Knotenpunkten der Gewebemetaphorik des Textes, sie seien „Gedankenfäden, womit die Seele der Welt verknüpft ist“ und welche man „zurückwickeln“ muss.⁴⁰⁹ Solche durchaus kryptischen Theoriestücke lassen sich auch vor dem Hintergrund der zeitgenössischen Naturforschung lesen – etwa als frühe Antwort auf die fortschreitende Reduktion des Naturbegriffes auf einen materialen Monismus durch die Biologie, etwa in der Annahme von ‚Zellseelen‘ als einem alles durchwirkenden, energiegeladenen Stoff.⁴¹⁰ Weit entfernt davon, eine abgeschlossene Wort-Bild-Semiotik auszugestalten, lassen sich Hebbels Äußerungen so zusammenfassen, dass seine Selbstschrift auf einem komplementären Verhältnis einerseits von Sprachzeichen, die als Auslöser und Medium der Erinnerungskunst fungieren, und andererseits von Bildern, die Essentialität vorstellig machen, beruht. Damit greift er den Erlebnis-Intensivismus der Romantiker auf, um aber – wie auch Goethe – die Routinen zu bemerken und sie bewusst gegen das immer neu zu entdeckende intensive Erlebnis auszuwechseln, an dem die Verschriftlichung beteiligt ist.⁴¹¹

407 Vgl. Hebbel: Tagebücher 13. April 1837, I, S. 142 und 14. Juli 1837, I, S. 162.

408 Vgl. Hebbel: Tagebücher 3. April 1839, I, S. 292 sowie 7. März 1838, I, S. 193.

409 Hebbel: Tagebücher 13. August 1840, I, S. 396. Illumination und Fieberzustand hängen eng zusammen, womit Hebbel einen antiken Topos des Dichter-Furors einarbeitet (Tagebücher 24. Jan. 1849, II, S. 37); gelegentlich zweifelt Hebbel an jeglicher Individuation bzw. an den Grenzen der persönlichen Existenz (27. Okt. 1840, S. 394).

410 So ein zentrales Konzept in Ernst Haeckels *Welträtsel* von 1899, der biologisch-medizinische Denkfiguren in vitalistische und kosmogonische Perspektiven fasst.

411 Zum Begriff des Intensivismus vgl. Garcia 2017, S. 102, S. 110, S. 133, bes. S. 162.

In diesem Dualismus wird auch die Selbstbeobachtung fundiert und in ihren Motiven noch einmal aufgeblättert. Dass sie auch in den absurdesten Zuständen geschieht und geradezu ein Anthropologikum ist, bezeichnet Hebbel als die „vielleicht merkwürdigste Äußerung des inneren Lebens“. ⁴¹² Sie geschieht ebenso unabsichtlich – insofern jedes Schreiben autobiographische Latenzen zeige – wie auch epiphanisch, ähnlich dem Lichtenbergschen ‚Es denkt‘, und entwickelt sich an den Beobachtungsabsichten des Schreibenden vorbei. Im Wort macht sie auch gegen alle Intention „die verborgensten Geheimnisse der Seele“ sichtbar, denen wie in der Beichtrede allein durch das Bekennen Absolution erteilt ist. ⁴¹³ Inkonstanzen kennzeichnen die Selbsterkenntnis, deren Objekt sich unter der Betrachtung verändert, ⁴¹⁴ was auch für die Inhalte des Erkennens gilt. In der Geschichte der Seelenselbstverkenning ist damit ein deutliches Zeichen gesetzt und ein Bruch zwischen Schreibendem (bzw. Sprechendem) und Sinn markiert, der für Hebbel noch der eher schmerzhafteste Ausnahmezustand des Autors ist, später für die Freudsche Psychoanalyse dann konstitutiv sein wird.

Es ist aber auch diese Differenz, die zum Motor des Schreibens werden kann, insofern sie gerade Raum für Fragen und neue Aspektierungen gibt. Daraus ergeben sich die Ansprüche eines Experiments, das die bekannten Wahrnehmungswelten in Proberäumen erweitert und Grundlage des Tagebuchführens ist: „Der Mensch liebt es, zu experimentieren, anstatt sich ruhig zu entwickeln. Es kann zu etwas führen, ist aber sehr riskant.“ ⁴¹⁵ Am besten verständlich ist diese Wendung wohl, wenn man berücksichtigt, dass der Persönlichkeitsbegriff nicht nur anthropologisch angelegt ist, sondern in der Naturumgebung als Versuchsanordnung fundiert ist. Nicht anders ist die vitalistische Maxime zu verstehen, die Hebbel in Anklang an Schopenhauers *Welt als Wille und Vorstellung* formuliert: „Der Mensch sollte sich immer als ein Experiment der Natur betrachten.“ ⁴¹⁶ In der untergeordneten

412 Hebbel: Tagebücher, 13. April 1837, I, S. 140.

413 Hebbel: Tagebücher, 3. Sept. 1837; I, 173. Zu Lichtenbergs Wendung siehe dessen *Sudelbücher* K 76; II, S. 412; ganz ähnliche Formulierungen des einblitzenden Gedankens findet sich bei Jünger in den Einträgen vom 18. Sept. 1938 (*Strahlungen* I, S. 235).

414 Hebbel: Tagebücher, 10. Feb. 1847, Nr. 3972, I, S. 848.

415 Hebbel: Tagebücher, München 1838, Nr. 1126, I, S. 211.

416 Hebbel: Tagebücher, 18. Sept. 1838 (I, S. 235); ähnlich später Nietzsche: „wir sind Experimente: wollen es auch sein“ (*Morgenröthe*, I, S. 1231).

Position des Menschen, den Hebbel anders als Goethe im Widerstreit mit der Natur sieht, wird seine Exzentrizität im Selbstverhältnis wortwörtlich ins Spiel gebracht, welche allein den Elementen und Naturkräften folgt, die selbst ihre Gesetze noch finden müssen.

Schließlich ist das Tagebuch eine Werkstätte nicht nur des Ich-Experiments, sondern auch der Literatur – „rohe Materie läuft einem durch den Kopf, wenn man nicht an einem Werk arbeitet: das ist die Zeit des Tagebuchführens“⁴¹⁷ heißt es einmal, und dass Hebbel für seine Gedanken wiederum den Materiebegriff benutzt, grundiert das Tagebuchunternehmen mit einem naturwissenschaftlichen Anspruch, der auf genaue, vorurteilslose Beobachtung angelegt ist.

Während aber die Gestaltbildungen der Natur von einschlägiger Forschung zu beobachten sind, geht es Hebbel darum, diejenigen inneren Vorgänge, die sich ihm in sichtbaren Zeichen darbieten, zu erfassen – und damit das Individuum zu fokussieren, das sich im Beobachten seiner eigenen Zeichenbildungen erkennt und in der anschließenden Formulierung sein Möglichkeitsspektrum aktivieren kann. Zu sichern ist dies aber nur in der Dauer eines längeren zeitlichen Intervalls:

„Das ganze Leben ist ein verunglückter Versuch des Individuums, Form zu erlangen; man springt beständig von der einen in die andere hinein und findet jede zu eng oder zu weit, bis man des Experimentierens müde wird und sich von der letzten ersticken oder auseinanderreißen läßt. Ein Tagebuch zeichnet den Weg. Also fortgefahren!“⁴¹⁸

Neben Kohärenz bzw. inhaltlicher Zusammenhangsbildung der Ich-Aspekte ist solche Kontinuität ein weiteres ausgemachtes Element von personaler Identitätsbildung. Das Ich erfährt sich vergleichend als dasjenige, was es war, neben dem, was es jetzt ist – und schafft es, Brüche in Entwicklungen einzubinden, aber auch Fremdperspektiven einzubeziehen und soziale Identität aufzubauen.⁴¹⁹ Das Tagebuch bekommt hier eine genauere Bestimmung als die pure Selbsterkenntnis, die meistens auf einen stabilen, ja statischen Wesenskern des Individuums zielte – das Selbst kann anhand

417 Hebbel: Tagebücher, 25.12.1851, II, S. 108.

418 Hebbel: Tagebücher, 19. Aug. 1843; I, S. 557.

419 Solche Bestimmungen sind entfernte Vorläufer eines heutigen (freilich erweiterten) Begriffs personaler Identität; vgl. Straub: *Identität* (2011).

der Tagebuchnotizen sich im Zeitverlauf vergegenwärtigen, Änderungen an den eigenen Zeichenproduktionen erkennen und mit Entwürfen (in der Experimentsprache gesagt: Selbsthypothesen) beginnen. Eine nicht geringe Belastung, die Hebbel als Ideologem der Goethezeit übernimmt, zeigt sich dabei in der Zusammenhangsuche: Wenn öfter notiert wird, dass Mikrokosmos und Makrokosmos ineinanderspielen, so will Hebbel auch einen anspruchsvollen Bildungsbegriff nur auf diejenigen anwenden, der „sein Verhältnis zum Ganzen und zu jedem der unendlichen Kreise, aus denen es besteht, abzumessen weiß.“⁴²⁰ Dass in dieser weit reichenden, noch ganz der Goethezeit verpflichteten Intention eine Überforderung steckt, ahnt Hebbel im vielfachen Scheitern wohl; als Maxime bleibt aber der Satz bestehen. Bei allem Einverständnis mit dem Experiment-Gedanken werden sich literarische Tagebuchschreiber des 20. Jahrhunderts, heißen sie nun Wittgenstein, Kafka, Musil, Jünger oder Frisch, von der Suche nach dem großen Ganzen verabschieden. Dass aber schon das Experimentierfeld von Medienbedingungen oder staatlichen Bestimmungen mitbedingt ist, lässt sich an ganz unterschiedlichen Beispielen zeigen: Wissenschaftlertagebücher oder autobiographische Erzählungen (wie Schrebers *Denkwürdigkeiten eines Nervenkranken*), Patientenaufzeichnungen oder Politikertagebücher geben von ihrem Aufschreibesystem Kunde.⁴²¹

420 Hebbel: Tagebücher, 8. Jan. 1845 I, S. 701.

421 Vgl. Kittler: *Aufschreibesysteme 1800/1900*; neuerdings entfaltet der von Cornelius Borck und Armin Schäfer (2015) herausgegebene Band an einigen Beispielen die begrifflichen Apparaturen des psychiatrischen Diskurses um 1900, der nicht nur eine Normierung der Einteilung von Gesundheit und Krankheit festschreibt, sondern auch eine erdrückende Eigenlogik der stets wachsenden (und darin selbst schon zwanghaft-manischen) Datensammelwut aufbietet; vgl. z.B. Borck/Schäfer 2015, S. 8 ff.

10. Staatlicher Aufzeichnungsterror 1900: Carl Schmitts *Buribunken*

„Sind wir verrückt, weil wir alles aufschreiben, oder schreiben wir alles auf, weil wir verrückt sind?“⁴²²

1900: Mediologische Skizzen

Manchmal entscheidet ein Buchstabe über eine Epochensignatur. Es ist ein vermeintlicher Schreibfehler in Robert Musils Tagebüchern, der das optimistische Cartesianische ‚cogito‘ ins Passiv dreht: Aufmerksamkeit bilde nämlich die „Wurzel aller cogitor ergo sum-Erkenntnistheorie“.⁴²³ Und Musil insistiert – die Zeitverfassung brauche eben die Passivform, womit sich der Ernst-Mach-Schüler als helllichtiger Zeitanalytiker erweist, als der er sich in seinen Tagebüchern pointiert-knapp und im *Mann ohne Eigenschaften* in ausführlicher Weise betätigt. Während im 18. Jahrhundert religiöse, wissenschaftliche und zunehmend psychologisch-anthropologische Aspekte zum Programm der Selbstschrift gehören und diese damit auch auf einen übergeordneten staatlichen Zweck hin verpflichtet werden kann, entwickeln Psychotechniker sowie Psychologen jeglicher Couleur im 19. Jahrhundert neue Wege der Messbarkeit des Individuums und greifen damit auch in die Bedingungen für die Selbstschrift ein, die ihre Souveränität aufs äußerste bedroht.

Technisch markiert hier Edisons Phonograph von 1877 insofern eine Epochenschwelle, als er Realaufzeichnungen vornimmt und damit Speicher schafft, die bewegliche Daten erfassen können. Der Phonograph als Parlograph bzw. Stimmaufzeichner macht es möglich, dass die Stimme vom Sprecher abgelöst wird und diesen überlebt. Mit der Serienfotografie durch Muybridge oder Marey lassen sich seit 1878 Bewegungsabläufe festhalten und Sprechvorgänge in Einzelbilder zerlegen. Hermann von Helmholtz, der

422 Wolfgang Herrndorf: *Arbeit und Struktur*, 9. März 2010 17:00; S. 15.

423 Robert Musil: *Tagebücher*; H. 24, S. 117; „Wir denken nicht über etwas nach, sondern etwas denkt sich in uns herauf“ (ebd.).

berühmteste Goethe-Schüler, der nicht nur die subjektive Seite der Wahrnehmung untersucht, sondern auch Nervenleitgeschwindigkeiten und Reflexe gemessen hat, hat damit jene Hartempirie vorweggenommen, die um 1900 dann besonders die Charcot-Schule der Pariser Salpêtrière weiterentwickelt. Mit den dortigen Praktiken wird ein Beobachtungsapparat aufgebaut, der „alles erspäht, organisiert, provoziert, notiert“ und nun als „Anreizungs-Maschinerie“ für neuen Datengewinn funktioniert.⁴²⁴

Reaktionen der Probanden zeichnet man dort in vielen Varianten auf. Jean-Martin Charcot befestigt zum Beispiel lange Federn am Kopf seiner Versuchspersonen, um kleinste, mit bloßem Auge nicht sichtbare Ausschläge registrieren zu können – die Bewegungen bzw. Reflexe von Tic-, Chorea- oder sonstigen Patienten werden sodann in einer Trommelapparatur mit graphischen Linien notiert, damit sie als Analyse- oder Beweismaterial erhalten bleiben.⁴²⁵ Für Charcot baut Albert Londe 1883 in Anlehnung an Muybridge eine Serienkamera, mit der man dann Hysterikerinnen traktiert und ihre Tänze aufzeichnet. Diese Bewegungen werden dann zu Idealformationen, die nicht nur Charcot von seinen Patientinnen geradezu einfordert – sie bilden vielmehr das Arsenal für die Choreografien des Ausdruckstanzes um 1900. Die anthropometrischen Vermessungen, die Alphonse Bertillon in den 1880er Jahren vorgenommen hat, sind zunächst analytisch orientiert: Körperteile werden kartiert oder Gesichtspartien fotografisch serialisiert, sodann werden Merkmalskombinationen in einer Buchstabenformel zusammengefasst, woraus gewaltige Archive entstehen.⁴²⁶ Francis Galton stellt dann aus Gesichtsfotografien Kompositbilder zusammen, synthetisiert also Einzelansichten, um mimische Typen und deren physiologische Mittelwerte zu gewinnen.⁴²⁷ Und auf das Sprechen angewandt hat der Charcot-Schüler Georges Demy die Serienfotografie, wenn er 1891 seine eigene Rede fotografiert, um damit optische und motorische Daten des Sprechens

424 Foucault: *Der Wille zum Wissen* 1977, S. 72; zu physiologischen Messungen von Helmholtz bis Münsterberg vgl. Köhnen: *Das optische Wissen*, S. 417 ff.

425 Vgl. Lorenz 1990, S. 253.

426 Asendorf 1989, S. 29 ff. Francis Galton wird dann umgekehrt eine Synthese aus Gesichtsfotografien zu Kompositbildern zusammenstellen; vgl. Rieger 2001, S. 143 ff oder Kittler 1987, S. 181 ff.

427 Vgl. Rieger 2001, S. 143 ff.

zu gewinnen. Akustische und optische Speichermedien zerstückeln Bewegungsabläufe, bei denen das Subjekt ganz uninteressant ist, vielmehr seine Bewegungswerte analysierbar werden sollen. Bewegungs- und Äußerungsformen des Menschen werden zum Gegenstand, sein Körper wird zwischen innerer Seelenspannung und Außenweltreizen in den Apparaten justiert.

Um 1900 haben die Techniken der Schrift- und Menschaufzeichnung nicht nur eine andere Gestalt, sondern erhalten damit auch eine neue Qualität. Dass bereits die körperanaloge Handschrift etwas aussagt und man daran Spuren- und Symptomlese betreiben kann, hat Gaderer an der psychiatrischen Praxis von 1900 gezeigt. Dort wird in der schon längeren Tradition der bürokratischen Abweichter-Überwachung an graphologischen Merkmalen ein Abdruck des querulatorischen Wahnsinns genommen, um diesen zur diagnostischen Abgrenzung zu nutzen und mit den Aufzeichnungen Archive zu schaffen, die sich im „Anschwellen der Akten“ Eigengeltung verschaffen.⁴²⁸ Aber auch die Hand lässt sich automatisieren. Nietzsches viel zitierte Schreibmaschinenerfahrungen, die zeigen, dass die Schreibwerkzeuge die Gedanken beeinflussen,⁴²⁹ nehmen sich noch recht harmlos aus. Wenn mit der Schreibmaschine nicht nur das Geschriebene dem Druckbild angenähert wird, sondern auch der graphomotorische Impuls der Tippfinger in standardisierte Zeichen übersetzt wird, so haben Grammofon, Serienfotografie und Film, Telefon und Rotationsdruck noch um vieles mehr in die Wahrnehmung eingegriffen, erst recht diejenigen elektrischen Aufzeichnungsapparate, die der empirischen Psychologie nun ganz anders zu Gebote stehen als noch Karl Philipp Moritz, dessen Arbeit auf Erzählungen und deren (wie auch immer kreativer) manueller Niederschrift basierte.

Wenn Sprachäußerungen nicht nur notiert, sondern auch phonographisch aufgezeichnet werden, können semantische Zusammenhänge ganz uninteressant werden – Rilkes Malte widerfährt dies in der Salpêtrière, wo Sprache eben nicht mehr als Seelenäußerung oder Bedeutungsträger behandelt wird, sondern nur als Reiz-Reaktionsvehikel eines Probanden, dessen Daten elektrisch erzeugt und prozessiert werden.⁴³⁰ In den Maschinen wird der Proband isoliert vom Sinn seiner Sprache, die experimentell

428 Rupert Gaderer: *Querulantenwahnsinn*, 2015, S. 182.

429 Nietzsche, Brief an Köselitz Ende Feb. 1882, III. Abt., 1. Bd., S. 172.

430 Rilke: *Malte Laurids Brigge*, S. 492–498.

in Statistik aufgelöst wird, und wenn derart die Silben zu elektronischen Größen werden und einzig ihre Quantität als Reizeffekt zählt, ist es nur konsequent, dass Autoren die Signifikationsverhältnisse der Schriftsprache als problematisch empfinden – die Sprachskepsis um 1900 ist zweifellos auch hiervon inspiriert. Durch Notationen von verbalen Äußerungen werden Sprechzusammenhänge in Elemente zertrümmert, aber auch Wahrnehmungsbilder kommen in Zerlegungsmaschinerien: Das Tachistoskop zum Beispiel, das die Geschwindigkeit von Reizreaktionen aufzeichnet, bringt die perceptiven Einheiten in neue Datenkontexte. All dies ist wieder in Kontexten von Verwaltung und Bürokratie zu sehen: Insofern um 1900 verstärkt politisch-administrative Anstrengungen unternommen werden, die ‚Masse Mensch‘ (so bekanntlich das Selbstverständnis der Expressionisten) zu lenken, nehmen die Aufschreibesysteme eine politische Dynamik an.

Der Übersprung ins Kollektive liegt dann nahe, wenn statistische Systeme optimiert werden und mit den fortgeschrittenen technischen Registriersystemen 1889 auch Holleriths Lochkartenmaschine in Verwendung kommt. Mit dieser Vorahnung des digitalen Zählverfahrens wird das Prinzip der systematischen Zergliederung auf demographisches Datenmaterial angewendet: Gearbeitet wird dabei mit Zählblättchen, die durch simple gestanzte Löcher einen Stromkreis identifizieren als ‚geschlossen‘ oder ‚nicht geschlossen‘, um dies in ‚ja‘ oder ‚nein‘ zu übersetzen, was später zum 0–1-Prinzip der Informatiker wird. Durch solche Reduktion der Zeichenwelt in Elemente und ihre Verknüpfungen zum Datenfeld wird ein simpler binärer Code genutzt, mit dem massenhaft Einzelergebnisse produziert werden, die wiederum in weitreichenden Zusammenhängen genutzt werden können.

Es werden damit die frühauflärerischen Entwürfe der Leibnizschen Staatstafeln oder des Lichtenbergschen Staatskalenders aktiviert – allerdings in ihrer hässlichen Seite. Eine Ahnung des Konfliktes zwischen Herzensschrift und Zählwerk um die Jahrhundertwende lässt sich durch Robert Walsers Romantagebuch *Jakob van Gunten* gewinnen, das nicht nur ein Plädoyer für das Spielerische, sondern geradezu für die Verschwendung, für die Abschweifung darstellt. Im Benjamenta-Erziehungsinstitut sei aber der Zögling eine „gute runde Null“, aus der „eine reizende, kugelrunde Null im späteren Leben“ werden kann. Darin äußert sich Satire und Klage zugleich, die in Begriffe der Statistik gefasst wird: „Und wenn ich zerschelle und verderbe, was bricht und verdirbt dann? Eine Null. Ich einzelner Mensch bin

nur eine Null.“⁴³¹ Der Krisenzustand ist mit der Nullziffer gleichsam in sich abgerundet, womit auch die Nützlichkeitsverweigerung begründet wird.

Absurde Permanentschrift: Die Buribunken

Es sind all diese Bedingungen, die auch für die Diaristik neue Akzente ermöglichen – oder sie ihr aufnötigen. Wenn dort im 19. Jahrhundert noch Herzensschrift und Selbstverständigung dominieren, werden Automatisierungen von Schrift um 1900 mitsamt ihren psychotechnischen Bedingungen wirksam, als nämlich die Schreibmaschine zum wegweisenden Instrument wird, das in diskreten Lettern das Geschriebene nicht nur dem Druckbild annähert, sondern die Wirkung der Tippfinger in standardisierte Zeichen übersetzt. Nicht zwangsläufig wird dadurch das Tagebuch zum Automatenmedium. Doch wird mittels des zusätzlichen Formregisters ein Modell denkbar, das Carl Schmitt 1918 in Reaktion auf expansive Aufzeichnungstechniken in einem beißend-ironischen Pamphlet formuliert hat, welches den Staatsbürger als Schriftproduzenten zeigt. Es geht um einen fiktiven Buribunkenstaat, der Folgendes als erste Bürgerpflicht setzt:

„Jeder Buribunke und jede Buribunkin ist verpflichtet, für jede Sekunde ihres Daseins Tagebuch zu führen. Die Tagebücher werden mit einer Kopie täglich abgeliefert und kommunalverbandweise vereinigt. Die gleichzeitig vorgenommene Sichtung erfolgt sowohl nach Art eines Sachregisters wie nach dem Personalprinzip.“⁴³²

Der konsequente Selbstschreiber wird angehalten, zu seinen Lebensvollzügen simultan noch ein Schriftdoppel aufzuzeichnen. Der Buribunke ist gleichsam Kopfflaneur, denn nichts Erlebtes schreibt er auf, vielmehr hat das einzelne Erlebnis seine Rechtfertigung allein in der Schriftdokumentation und ihrer Publikation, ja es wird überhaupt nur erlebt, um Daten zu gewinnen. Es beginnt die lange Geschichte der instantanen Selbstschrift: Mit der endlosen Druckspur des Ich weiß der Schreibende sich „in jedem Augenblick seines bewegten Lebens“ im Zentrum der Gesellschaft, nämlich „Auge in Auge mit der Geschichtsschreibung oder der Presse, mitten in den nervenpeitschenden Ereignissen kurbelt er mit kühler

431 Robert Walser: *Jakob van Gunten*, S. 381.

432 Schmitt: *Buribunken*, 1918, S. 345.

Gelassenheit die wechselnden Filmbilder in sein Tagebuch, um sie der Geschichte einzuverleiben“.⁴³³ Möglich ist das eigentlich nicht – denn die Simultaneität erlebter Ereignisse ist mit Schrift nicht in den Griff zu bekommen, woraus auch der satirische Effekt des ‚Buribunken‘-Textes resultiert. Praktiziert werden soll jedenfalls ein Panoptismus, den der Schreibende eifertig umzusetzen hat – das wachhabende Auge wird auch hier durch das Aufschreiben derart internalisiert, dass der Buribunke ohne tatsächliche Kontrolle diese Instanz in sich spürt und zum noch effektiveren, besseren, staatstragend handelnden Subjekt wird. Die einstmalige Herzensschrift des Selbstbetrachters zieht sich nunmehr in die Anonymität der schlichten (Sprech-) Handlungsaufzeichnung zurück. Das moderne Subjekt ist belanglos und anonym, aber als Datenlieferant bedeutsam, es verschwindet in Statistiken, Stilen und Sprachmaschinen und verbirgt sich hinter ihnen.⁴³⁴ Greifen diese Bedingungen, verwandelt sich das bekennde Ich des 18. Jahrhunderts zum Schreibautomaten, der seine Innerlichkeit neutralisiert.

Damit lässt sich der Schreibende nicht nur täglich in den Akten begraben, sondern auch nach Sachgebieten rubrizieren. Intention ist die Zusammenfassung der „Eintragungen erotischer, dämonischer, politischer und so weiter Natur“, Ziel ist aber auch, dass die Verfasser „distriktweise katalogisiert“ werden, um dann per Zettelkatalog „die jeweils interessierenden Verhältnisse der einzelnen Personen zu ermitteln“.⁴³⁵ So mögen den Psychopathologen die Träume der Pubertierenden interessieren, die Historiker wiederum halten Geschichten der Psychopathologen fest und werden wiederum in aufsteigender Hierarchie von den Politikern bis zum Chef des Buribunkendepartements beobachtet.

Im Besitz der Daten ist der Buribunkenstaat stark genug, Meinungsäußerung zu fördern oder gar grundlegende Kritik zu tolerieren – noch die Schreiberverweigerung soll aufgeschrieben werden, und alles ist gut, solange eben nur geschrieben wird. Wer aber in dieser totalen Schreibgesellschaft das Schreiben unterlässt, wird zu rein mechanischen Tätigkeiten gezwungen – eine Auslese, die auf einer gesellschaftlichen Ebene verdoppelt wird

433 Schmitt: *Buribunken*, 1918, S. 341 f.

434 Vgl. Schneider: *Die erkaltete Herzensschrift* (1986).

435 Schmitt: *Buribunken*, 1918, S. 345.

durch den „geistigen Kampf der Tagebücher“, die auch zur Evolutionsbeschleunigung eingesetzt werden, wenn die Höherentwicklung sogar dem Buribunkenfötus ermöglichen soll, Tagebuch zu führen.⁴³⁶ Fast prophetisch für heutige Publikationspraktiken und Kämpfe um Einschaltquoten klingen die Sätze über den Mitschreibverweigerer, der schließlich seiner Präsenz beraubt wird und in der „Selektion der Bessern“ – das heißt der Schreibenden – untergeht: „Da er nicht mehr schreibt, kann er sich gegen etwaige Unrichtigkeiten, die seine Person betreffen, nicht mehr wehren, er bleibt nicht mehr auf dem Laufenden, er verschwindet schließlich von der Bildfläche der Monatsberichte und ist nicht mehr vorhanden.“⁴³⁷ Das wäre dann der eigentliche Skandal – der Rückzug aus der schreibenden Öffentlichkeit bei gleichzeitigem Verlust jeglicher Aufmerksamkeit. Vielleicht liegt darin nicht nur Prophetie – hier zutreffend genug –, sondern bereits eine zeitgenössisch zutreffende Diagnose, die auf die Bürokratieforschung bezogen werden kann.

Hingegen sollen Denken, Reden, Schreiben und Publizieren in fortlaufender Kette dem Ich ermöglichen, über sich selbst zu schreiben – noch die leere Schreibgeste würde dazu gerechnet, wenn das Subjekt nur einfach aufschreibe, dass gerade nichts zu schreiben sei.⁴³⁸ Darin liege seine Chance einer allseitigen Teilhabe, einer Entindividuation und der Entgrenzung in die geschichtliche Weite:

„Ich bin also ein Buchstabe auf der Schreibmaschine der Geschichte. Ich bin ein Buchstabe, der sich selbst schreibt. Ich schreibe aber strenggenommen nicht, daß ich mich selbst schreibe, sondern nur den Buchstaben, der ich bin. Aber in mir erfaßt, schreibend, der Weltgeist sich selbst [...] In jeder Sekunde der Weltgeschichte schnellen unter den schnellen Fingern des Welt-Ichs die Buchstaben von

436 Schmitt: *Buribunken*, 1918, S. 347.

437 Schmitt: *Buribunken*, 1918, S. 347 bzw. S. 348. Die Salontagebücher, die die Gebrüder Goncourt ab 1851 in Paris halten, stellen für die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts nicht nur ein Gegenwartsarchiv der Berühmtheiten dar, sondern entschieden auch, wer auf der Bildfläche erscheint und verbleibt – dieses Salonmodell der Aufmerksamkeit fließt bei Schmitt noch ein.

438 So bereits das Vorhaben Gottfried Kellers, der auch leer gebliebene Tage aufschreiben will in der Hoffnung, dass das schiere Buch Anlass zu Gedanken gibt, die dann die ‚luftige Zeitblase‘ füllen (8. Juli 1843; 1996, S. 640).

der Tastatur der Schreibmaschine auf das weiße Papier und setzen die historische Erzählung fort.“⁴³⁹

Schrift- und Datenproduktion geht über alles: In bissiger Manier werden die vormaligen aufklärerischen Arbeiten des Selbstschreibers am Wissensarchiv der Welt kommentiert und in ihren Folgen ad absurdum geführt – einschließlich des Hegelschen Weltgeistes, dem hier die Rolle des Weltschreibmaschinenvereinsvorsitzenden zugehört wird. Mit allem Willen zur Macht vitalistisch aufgeladen, erzwingt er in der Schrift die Zusammenkunft der Zeitstufen: Jede aufgeschriebene Sekunde verschlingt die Zukunft und konsumiert die Vergangenheit, der durch das millionenfache individuelle Aufschreiben überhaupt erst Sinn zugebilligt wird.

Dass es sich nun nicht nur um eine Groteske handelt, sondern auch andere Tagebuchschreiber davon affiziert sind, mag eine Notiz von Kafka zeigen, die ganz offenbar unter dem Eindruck einer staatlichen Verwaltungsmaschine entstanden ist und den Hang zur unbedingten Selbstbeobachtung zeigt: „Unentrinnbare Verpflichtung zur Selbstbeobachtung. Werde ich von jemandem andern beobachtet, muss ich mich natürlich auch beobachten, werde ich von niemandem sonst beobachtet, muss ich mich umso genauer beobachten.“⁴⁴⁰ Einer solchen Selbstschrift ist alles Behaglich-Kontemplative abhanden gekommen. Sie ist zur Geste geworden, ja zum Reflex, in dem die Selbstbeobachtung etwas Mechanisches und Ultimatives bekommt. Seelenvolle Innerlichkeit ist dabei verzichtbar, wie überhaupt die Substanz des Geschriebenen in den Hintergrund tritt.

Desillusioniert wird bei Schmitt denn auch das aufklärerische Bestreben nach individueller Autonomie: „Wir durchschauen die Illusion der Einzigkeit. Wir sind die von der Hand des schreibenden Weltgeistes geschnellten Buchstaben und geben uns mit dieser schreibenden Macht mit Bewußtsein hin. Darin erblicken wir die wahre Freiheit.“⁴⁴¹ Einzig der Schluss des Pamphlets lässt ein selbstpoetisches Schlupfloch offen, wenn dort dem

439 Schmitt: *Buribunken*, 1918, S. 349. Dieser Schreibhaltung entspricht auch die stenogrammartige Tagebuchschrift Carl Schmitts selbst, der in seinen zeitgenössischen Tagebüchern 1912–15 das Alltagsgehandelte notiert und in verknappter Form das Gedachte sowie Stimmungsausprägungen notiert.

440 Franz Kafka: Tagebucheintrag 7. Nov. 1921 (*Tagebücher*, S. 874).

441 Schmitt: *Buribunken*, 1918, S. 351.

Schreibenden die Perspektive gestattet wird, durch die Zeitmitschrift die Rolle des *patients* durch die Geste des *actors* zu überschreiten: „ohne aufzuhören geschrieben zu werden – setzen wir uns dennoch gleichzeitig als Schreibende. So überlisten wir die List der Weltgeschichte. Indem wir sie schrieben, während sie uns schreibt.“⁴⁴² Genau in dieser Illusion aber liegt die Wirkung der Buribunkologie – im Totalitarismus, der alle Kräfte des Individuums aufbraucht und es zum puren Interessenobjekt ihrer Forschungsabsichten degradiert, ebenso wie in der Technik, die dazu eingesetzt wird. Diese ist nicht an sich übel, vielmehr sei es, wie Schmitt in seinem *Begriff des Politischen* später ausführt, die zugrunde liegende „Überzeugung einer aktivistischen Metaphysik, der Glaube an eine grenzenlose Macht und Herrschaft des Menschen über die Natur, sogar über die menschliche Physis“, die die Entpersonalisierung „satanisch“ vorantreibt.⁴⁴³

Mit alldem wird die technische Realität der Realaufzeichnungsmedien (Grammophon, Serienfotografie und Film) oder der Schriftproduktion (Schreibmaschine, Rotationsdruck) zu einem mächtigen Wirkungszusammenhang verbunden. Und kein Zweifel kann darüber bestehen, dass die Reflexsammelwut der experimentellen Psychologie ebenso Pate für die Schreibpraxis der Buribunken geworden ist wie das psychiatrische Aufschreibesystem mit seinen Exzessen von Protokollführung und Speicherung.⁴⁴⁴ Solcherart wird das Sammeln von Patientenäußerungen zum Selbstzweck, der aber nicht nur eigendynamisch wirkt, sondern auch die Referenz für therapeutische Wissensanwendung bildet. Der andere Weg führt in das Literatursystem, wenn die Surrealisten mit André Breton die *écriture automatique* zum literarischen Programm erheben und die schiere Quantität der mit freien Assoziationen bedeckten Blätter als Tagwerk bemessen – 50 Seiten sollen das Pensum sein, das unter Ausschaltung der Gedankenkontrolle am Tag zu schaffen wäre. Während bei Freuds Assoziationstechnik (im Unterschied auch zur Datensammlung der empirischen Psychologie) die Hermeneutik des Patiententextes im Vordergrund steht, ist dagegen die surrealistische Schreibweise vor allem am ‚Flow‘ des Prozesses interessiert, womit dann Phantasiegestalten, mehrwertige Bilder und

442 Schmitt: *Buribunken*, 1918, S. 351.

443 Schmitt 1932, S. 92.

444 Vgl. Borck/Schäfer (2015): Einleitung, S. 7–25, hier S. 18.

insgesamt Bewusstseinsströme produziert werden. Auch diese Schreibenden gehen in einem Kollektiv auf. So lobt Breton 1924 im *Ersten Manifest* die Angehörigen des surrealistischen Vereins, dessen Autoren zu Stimmempfängern von Surrealismus-Vorläufern werden, insofern man sich zu „bescheidenen Registriermaschinen“ gemacht habe, welche einer womöglich „noch größeren Sache“ dienen.⁴⁴⁵ Geht aber die Absicht der Surrealisten dahin, auf den Automatismus des Inneren zu hören und den romantischen Traum zu verfolgen, in der Geschwindigkeit des Denkens zu schreiben, so zielt die Mechanik der Buribunken auf Lebensvollzüge, Handlungen oder Sprachkontakte.

Unter diesen Bedingungen wird der Mensch selbst zum Medium: In der Kontrolle von Reflexen und deren Rhythmisierung soll seine Leistungsfähigkeit optimiert werden. Ähnlich funktioniert der Buribunkenstaat als totale Koordination des Wissens und Erlebens seiner Mitglieder oder Insassen – und erfüllt darin die zynische Seite aller Steigerungslogiken der Neuzeit. Der Tribalismus der Buribunken ist zwar nicht völlig neu: Bereits im Herrnhuter Archiv wurden im Laufe des 18. Jahrhunderts an die 20000 Einzelschriften gesammelt. Nun aber kann sich unter fortgeschrittenen technischen Bedingungen die Registrierwut verselbstständigen, weil die Speichermedien es hergeben. Darin liegt der kultur-, zeit und modernitätskritische Hauptangriffspunkt Schmitts und dessen Diagnose einer Individualitätszersetzung durch den gesellschaftlichen Motor, der den Einzelnen vernichte, ohne dass dieser seine Aufhebung fühle:

„Dies Zeitalter hat sich selbst als das kapitalistische, mechanistische, relativistische bezeichnet, als das Zeitalter des Verkehrs, der Technik, der Organisation. In der Tat scheint der ‚Betrieb‘ ihm die Signatur gegeben zu haben, der Betrieb als das großartige funktionierende Mittel zu irgendeinem kläglichen oder sinnlosen Zweck, die universelle Vordringlichkeit des Mittels vor dem Zweck, der Betrieb, der den Einzelnen so vernichtet, daß er seine Aufhebung nicht einmal fühlte.“⁴⁴⁶

445 Breton: *Manifeste des Surrealismus*, S. 28 („les modestes appareils enregistreurs qui ne s’hypnotisent pas sur le dessin qu’ils tracent, nous servons peut-être encore un plus noble cause.“ Breton: *Manifeste du suréalisme*, S. 330; kursiv im Orig.). Die Buribunken aktivieren eben nicht vorrangig eine Einblickstechnologie, wie sie Schneider 2013, S. 208 ff. etwa am Modell des Gehirnspiegels und dessen Verwandtschaft zur Psychoanalyse darstellt, sondern vor allem alltagsgeschäftiges Geschwätz.

446 Schmitt: *Theodor Däublers Nordlicht*, 1916, S. 63 f.

In der Konstellation der Buribunken wird bereits jene klare Frontstellung von Freund und Feind erkennbar, auf der Schmitt später den Begriff des Politischen basieren wird. Dort allerdings geht der Staatsrechtler einen fatalen Schritt weiter, indem er die satirische Diagnose hinter sich lässt und dem politischen Treiben einen vitalistisch-agonalen Sinn zuschreibt.⁴⁴⁷ Nicht nur fällt Schmitt damit hinter die Möglichkeiten seiner Satire zurück, vielmehr ist ohne öffentliche Debatte hierüber der Weg zu einer autoritären Staatslehre nicht mehr weit. Dort wird Schmitt den Auseinanderfall von Augenschein und manipulativen Vorgängen, ferner die Vertuschung von Maskenspielen der Macht untersuchen und dabei vor allem die vorgebliche Scheindemokratie des bürgerlichen Rechtsstaats kritisieren. Die von ihm persiflierten buribunkischen Zustände hat Schmitt selbst so Ernst genommen, dass er Zuflucht in seine *Politische Theologie* genommen hat, wo er sich zu der Behauptung versteigt: „Der Wert des Staates liegt darin, daß er eine Entscheidung gibt, der Wert der Kirche, daß sie die letzte inappellable Entscheidung ist“, weswegen ihr „Infallibilität“ zuzusprechen sei.⁴⁴⁸ Der Ausweg eines kirchlich-autoritär geprägten Staates ist dann gar nicht mehr satirisch gemeint, vielmehr soll damit die Entscheidungsgewalt an eine Politik delegiert werden, die zur Wahrung des ‚Wesentlichen‘ antritt, um mittels dieser Ideologie Erscheinung und Sein zur Deckung zu bringen. Die Parallelen zu Heideggers Seinsanalysen und überhaupt zur politisch-philosophischen Rechten à la Spenglers *Untergang des Abendlands* sind nicht zu übersehen und haben auch dieselben Konsequenzen.⁴⁴⁹ Gegen die Möglichkeiten einer kommunikativen Vernunft oder Verständigungskultur sieht auch Heidegger den Ansatz der Vernunft insgesamt als „gesprengt“ und spricht er von einer „Zerstörung der bisherigen Grundlagen der abendländischen Metaphysik (Geist, Logos, Vernunft)“. Im Gegenzug wird eine

447 So auch eine resümierende Anmerkung zur polarisierenden Wirkungsgeschichte des Begriffs des Politischen in Schmitts Tagebuch *Glossarium. Aufzeichnungen der Jahre 1947–1951*, 28. April 1948, S. 140.

448 Schmitt: *Politische Theologie*, 1922, S. 71.

449 So schreibt auch Oswald Spengler über eine posthumane Gesellschaft, wo der Geist faustisch-technisch, beherrschend und der Zahl unterworfen und der Mensch ein Appendix seiner Maschinen geworden ist (*Der Untergang des Abendlandes*, z.B. das Schlusskapitel *Die Maschine*, 1920/1969, S. 1183–1195).

„Metaphysik des Daseins“ gefordert, die nach einem überzeitlichen „Wesen des Menschen“ fragt, das aller Kulturphilosophie vorausliege.⁴⁵⁰ Dies entspricht dem existenzialistischen Duktus von *Sein und Zeit* (1927), wenn dort der Mensch durch Zufall ins Seiende geworfen, seinem Sein haltlos entfremdet und der Endlichkeit unterlegen gedacht wird.

Es sind solche Annihilationen, die neben der deutlichen Akzentuierung eines irrationalen Seinsgrundes auch zeigen sollen, dass das Denken letztlich keinen überdauernden Seinszusammenhang stiften könne – um es auf die *Buribunken* zurückzuführen: Mit demokratischen Mitteln nimmt man die Herausforderungen von Schreib- und Speichertechniken nicht mehr an, sondern weicht gleich ab in den Totalitarismus. Zwar sind solche Diagnosen einer Entfremdungsthematik oder des Zählens als Gesellschaftstechnik der aufgeklärten Soziologie eines Max Weber oder der linken Modernekritik nicht unähnlich, wenn dort von Verwertungszusammenhängen des Subjekts in Fabrikationsabläufen oder Warenzirkulationen ebenso die Rede ist wie von der Verselbstständigung eines statistischen oder ökonomischen Rechenwesens. Während in den Entfremdungsdagnosen aber konzeptuell Aufklärungswege oder Handlungsoptionen für ein Kollektiv angestrebt werden, predigt die rechte Staatsphilosophie den heroischen, selbstbehauptenden Kampf des Subjekts gegen die entfesselten Kräfte der Moderne – und bewegt sich damit in einen Totalitarismus hinein, der die technischen und die Produktionsverhältnisse beherrschen, nicht aber für alle nutzbar machen will.

450 Martin Heidegger: *Davoser Vorträge*, 1929, S. 273.

11. „größer, besser, vollkommener“: Gustav Großmanns Efficiency-Ratgeber

Im Schatten der Arbeitswissenschaften

In Zeiten der technischen und medialen, aber auch ökonomischen Beschleunigung sowie starker Umstrukturierungen des Arbeitsmarktes bemühen sich nach 1900 mehrere Forschungsdisziplinen um die Optimierung der Arbeitskraft des einzelnen, der im ubiquitären Wettbewerb bestehen muss. Dabei werden Anregungen der Psycho-, Bio- und Anthropometriker aufgenommen, die auf die quantitative Messung von Reizen und Reflexen sowie ihre optimale Verarbeitung zielen, insofern ihre ökonomisch-effiziente Einteilung internalisiert werden soll.⁴⁵¹ Gabius hat dieses Prinzip mit aller Deutlichkeit pointiert und als Leitannahme jeder Psychologie formuliert, dass psychische Energiebeträge analog beschreibbar seien zu physikalischen Parametern wie „Arbeit, Energie, Leistung, Intensität, Masse, Gewicht, Trägheit, Beharrung, Kraftfeld, Kraftlinien, Bewegung, Wucht, Niveauflächen“.⁴⁵² Der Blick geht – in bewusster Herausforderung des anthropologischen Paradigmas eines ‚ganzen Menschen‘ im Leib-Seele-Commercium – eben auf die Perfektionierung und Koordination der Einzeltätigkeit.⁴⁵³ Diese bringt den Arbeitenden und auch denjenigen, der die Arbeit organisiert, in ein festes Gerüst oder eben in jenes ‚stahlharte Gehäuse‘, in das Max Weber den Erwerbtreibenden seit dem Puritanismus gezwängt sieht.⁴⁵⁴

Dass sich der Wille zur Effizienz bei den Experimentatoren derart verselbständigt, ist eine Voraussetzung dafür, dass sie als Erlebnismuster von den Probanden internalisiert werden – es handelt sich um experimentelle Strukturen, die nicht nur singulär auftreten, sondern sich zum wuchernden Dispositiv formieren, das den Alltag um 1900 zunehmend in den Griff

451 Vgl. Stefan Rieger 2001, S. 71.

452 Peter Gabius: *Denkökonomie und Energieprinzip* (1913), S. 17.

453 Seine einschlägigen Forschungstätigkeiten hat der Psychologe Hugo Münsterberg entsprechend programmiert: „Lediglich die Teile einer Persönlichkeit sind in Frage und ihre Gesamtheit beschäftigt uns nicht“ (1920, S. 77).

454 Weber: *Protestantische Ethik*, S. 230.

nimmt. Gesellschaftsweit wirksam werden die Versuche erst, als Psychoökonom und Experimentalpsychologen ihre Ergebnisse auf die Arbeitswelt übertragen, woraus sich die Arbeitswissenschaften bilden: Arbeitslenkung, Ökonomisierung und wissenschaftliche Betriebssteuerung sind Frederick Taylors auf die direkte Anwendung hin bedachte Untersuchungsfelder.⁴⁵⁵ Leitprinzip ist das ökonomische Verhalten, wenn sowohl jede Bummellei ausgeschaltet als auch alle Körperbewegungen durchstrukturiert und getaktet werden sollen mit größtmöglicher Effizienz – und Hilfsmittel dazu ist eine buchmäßige Auflistung möglichst vieler Körperbewegungen. Dieser Taylorismus wird zur Grundlage für den Fordismus, also jene Automatisierung der Fließbandproduktion, welche einförmige, abgeteilte Tätigkeiten zu einer großen Gesamtmaschine synthetisiert – und dies durchaus nicht nur in der westlichen Welt. Namentlich auch durch Lenin, der sich gründlich mit Taylor auseinandergesetzt hat, oder Alexander Bogdanow werden Grundlinien einer Organisationswissenschaft gewonnen, die einen effizienten Kollektivkörper in den Blick nimmt: „man gruppiert die Menschen unter den Gesichtspunkt eines besonderen Zieles, man koordiniert und regelt ihre Handlungen im Sinne einer zweckmäßigen Einheit.“⁴⁵⁶ Gelingen soll dies mittels „Fabrikdisziplin“, um die individuellen Fähigkeiten in ein historisch folgenreiches, egalitäres Ziel münden zu lassen: „Die gesamte Gesellschaft wird ein Büro und eine Fabrik mit gleicher Arbeit und gleichem Lohn sein.“⁴⁵⁷ Damit ist vollends technologisch umgesetzt, was Max Weber in seinen Analysen der *Protestantischen Ethik* (und bes. seiner Vorbemerkung) zur Durchrationalisierung des Einzelnen im Erwerbsleben auch für seine Zeitgenossenschaft angemerkt hat.

Entscheidend ist dabei auch nicht, ob östliche Kommunismus- oder westliche Kapitalismusausrichtungen die Körperdisziplin aktivieren – effiziente gesellschaftsübergreifende Systeme streben beide Weltfahrpläne an. Im Osten wie im Westen werden mit diesem Rechenwesen der Organisation nicht nur Industrie- oder Bauarbeiter, Piloten, Zugführer oder Fernmeldetechniker auf ihre Tauglichkeit geprüft, sondern allgemein Berufskörper parzelliert, die in der verinnerlichten Abfolge von Tätigkeiten und ihrem Einschleifen

455 Taylor: *Die Grundsätze wissenschaftlicher Betriebsführung* (1911/1913).

456 Bogdanow: *Allgemeine Organisationslehre*, 1913/1926, S. 19.

457 Lenin: *Staat und Revolution*, 1917, S. 107.

von Zeit und Rhythmus durchdrungen werden, sei es am Fabrikband oder an anderen Produktionsstätten. Spätestens hier wird der ‚gelehrige Körper‘, dessen Internalisierungspraktiken Foucault in Zusammenhängen des Strafvollzugs gezeigt hat,⁴⁵⁸ zum gesellschaftsweiten Berufskonzept.

In der westlichen Welt hat sich zum Zweck des Trainings und der Leistungsverbesserung die Ratgeberliteratur als Gattung etabliert, deren Anfänge seit dem 18. Jahrhundert in Form religiöser und psychologischer Anleitungen nun überwunden werden und deren Begriffe sich nun sehr pragmatisch auf den Arbeits- oder Büroalltag beziehen. Zweifellos sprechen diese Werke stärker das Individuum an, doch ist ihre Ideologie von Drill und Training, die im Osten stärker auf das kollektivistische Erarbeiten pointiert ist, nicht zu übersehen. Gustav Großmanns umfangreiches Werk *Sich selbst rationalisieren*, das in den Philologien noch keinerlei Beachtung gefunden hat, soll hier im Vordergrund stehen, weil es nicht nur seit 1927 eine Reihe von Neuauflagen erfahren hat und noch 1993 (!) wieder publiziert wurde, sondern vor allem unterschiedliche Diskurse der Selbstoptimierung oder der Selbsteffizienz sich dort vernetzt finden: Philosophie, Psychologie und Psychotechnik, Wirtschaftslehren und Arbeitswissenschaften sowie Literatur, die vor allem über Bildungskonzepte sowie Arbeitsstrategien zu einer Selbstpoetik beitragen soll und in den Aufschreibetechniken bisweilen Carl Schmitts Buribunken zu imitieren scheint.

Selbstindustrie: Zeittaktungen des Erfolgs

In einer repetitiven, zirkularen Struktur, die das Grundargument eines planbaren Selbstmanagements und realisierbarer Wertschöpfung auf 500 Seiten teils sehr suggestiv variiert, stellt das Buch auch einen Übergang zur zeitgenössisch boomenden Ratgeberliteratur mit ihren Direktiven der Verhaltensnormierung dar und macht sich dabei die „geradezu industriellen Anlagen“ der Psychotechnik zunutze, mit deren Instrumenten Großmann „den Menschen charakterologisch durchleuchten“ will.⁴⁵⁹ Insofern weist seine Methode Ansätze der Diaristik, der Selbsterkenntnis und des Selbsttrainings auf und zeigt obendrein durch dauernde Referenzen auf Goethe als

458 Vgl. Foucault, *Überwachen und Strafen*, S. 173 ff.

459 Großmann: *Sich selbst rationalisieren* (1927/1929), S. 472.

bestens organisiertem, schreibendem Gewährsmann in die Richtung einer protestantischen Arbeitsethik, die nun industriell aktiviert wird – sodass man zu recht von Großmann als einem zwanghaften, in Wiederholungsschleifen getriebenen, auf berechnende Zurichtung aller Selbstsorge veressenen Exponenten des Max Weberschen Fach- und Verstandesmenschen gesprochen hat.⁴⁶⁰

Dass das Kompetitive in Großmanns Konzept mindestens sportive, aber auch kämpferische und bisweilen martialische Züge annimmt, Arbeits- und Selfmarketingstrategien als „Waffen“ und Rüstungsgebrauch bezeichnet werden oder „Ausscheidungskämpfe“ zu bestehen sind in einem umfassenden „Lebenskampf“, erinnert an Darwins Kampf aller gegen alle – im Konzept Großmanns überleben nur die Tüchtigen, und in diesem Sinne erscheinen auch die Übungseinheiten für die Arbeitswelt bisweilen als Überlebenstraining.⁴⁶¹ Innerhalb dieser vitalistischen Weltläufe wird für den einzelnen das Konzept einer smarten, aber auch allseitig gebildeten, seelisch und körperlich trainierten sowie ausgeglichenen Wirtschaftspersönlichkeit aufgebaut, die gleichwohl in Maschinenmetaphern dargestellt wird: „Die Hand ist ein Werkzeug zum Greifen, Halten, das Auge das Instrument zum Sehen, das Ohr gleicht dem Radioempfänger, und das Zentralorgan mit der Zentralschaltanlage ist das Gehirn.“⁴⁶² Solche Beschreibungsweisen des Körpers sind in recht unterschiedlichen Wertsetzungen auch Bestandteil einer neusachlichen Medizin mit einem Körperbegriff, der stark ins Maschinelle tendiert.⁴⁶³ Rationelles Handeln, Vermeidung von Verschwendung, Konzentration von Energien ist Pflicht im Programm der Leistungssteigerung, und dazu gehört ein selbstbewusster Mensch, der sich selbst für den Angelpunkt hält, aus dem heraus Bewegung geschieht. Was die heutige Psychologie als Selbstwirksamkeitsüberzeugung bezeichnet, deren Stärke den Erfolg begünstigt, wird hier bereits in der Sache grundgelegt – der aktive

460 Vgl. Jürgen Straub: *Rationalising Life by Means of Self-Optimisation* (2018).

461 Großmann: *Sich selbst rationalisieren*, S. 175, S. 188, S. 61 (Zitate); vgl. S. 51 f.

462 Großmann: *Sich selbst rationalisieren*, S. 212.

463 So etwa bei Fritz Kahn, dessen populäre Darstellungen des menschlichen Körpers eher einer aufklärerischen Tradition verpflichtet sind, dabei aber auf anatomischen Lehrtafeln den Menschen in technoiden Formen als ‚Industriepalast‘ konzipieren (*Das Leben des Menschen*, 1926).

Arbeiter soll seine gestaltende Rolle erkennen, Fehler eingestehen und diese systematisch beheben.⁴⁶⁴

Optimierungskonzepten sind immer vom Gedanken der Erlernbarkeit gestützt. Und eine entsprechend klare Sprache pflegt der Ratgeber, der stets zum Selberlernen und zur eigenverantwortlichen Tätigkeit anhand von Regeln und nachprüfbaren Zielen auffordert. Das Motiv des Selfmademan bildet dabei eins der entscheidenden Konzepte des 20. Jahrhunderts, die den Arbeitnehmer auf der Schwelle zum Arbeitgeber erscheinen lassen – und wenn dieser Sprung geschafft wird, hält Großmann die Genie-Metaphorik parat, um alle berechnete Anstrengung in kreatives Denken münden zu lassen. In diesem Sinne wird Joseph Schumpeter wenig später eine Theorie des schöpferisch-zerstörenden Unternehmers formulieren und dies zum makroökonomischen Entwicklungsprinzip ausweiten,⁴⁶⁵ das heute als ‚disruption‘ zur modisch-neoliberalen Vokabel avanciert ist. Weniger fanatisch und eher im Duktus des allseitig gebildeten Menschkonzeptes wird später der BRD-Wirtschaftsminister Ludwig Erhard als Charakteristika des kreativen Wirtschaftstreibenden in der sozialen Marktwirtschaft „Kraft, Phantasie, den Witz, die Tüchtigkeit und den Gestaltungswillen der individuellen Persönlichkeit“ fordern, was einem „Streben nach Sicherheit und Stabilität“ entgegenstehe – dabei generalisiert er allerdings nicht, sondern bezieht all dies auf Unternehmerpersönlichkeiten.⁴⁶⁶

Neben einer gediegenen Allgemeinausbildung soll der einzelne seine Spezialbegabung erkennen – wie dies auch der taylorisierte Betrieb mache –, um „größer, besser und vollkommener“ zu werden.⁴⁶⁷ Nach Abhaken einer Fähigkeitenliste für bessere Selbsteinschätzung und -kontrolle empfiehlt Großmann dann zur allgemeinen Dispositionssteigerung ein Ensemble

464 Großmann: *Sich selbst rationalisieren*, S. 36; zum Konzept der Selbstwirksamkeitsüberzeugung vgl. Albert Bandura: *Self-efficacy. The exercise of control* (1997).

465 Großmann: *Sich selbst rationalisieren*, S. 295; vgl. Schumpeter: *Kapitalismus, Sozialismus und Demokratie* (amerik. 1942), wo die Zerstörung überkommener Produkte und Produktionswege nicht als inhumane Destabilisierung (wie in der marxistischen Kapitalismuskritik), sondern als Motor der makroökonomischen Innovation betrachtet wird.

466 Erhard: *Wohlstand für alle*, S. 196.

467 Großmann: *Sich selbst rationalisieren*, S. 309.

von Notizbüchern, Werkplänen und Tagebüchern, mit deren minutiöser Gestaltung nach Stunde und Minute der Tagesablauf gestaltet wird.⁴⁶⁸ Bereitwilligen Befolgern seiner Methode erlegt Grossmann den Imperativ der Selbstschrift auf, die aber nicht via Schreibmaschine, sondern manuell niedergelegt werden soll. Stift und Papier sollen omnipräsente Wegbegleiter sein, ihre Nutzung ist zu systematisieren:

„Bevor sich ein Mensch an eine Aufgabe bindet, sollte er mit Bleistift und Papier genau festlegen, ob er diese Aufgabe erfolgreich durchführen kann oder nicht, und wenn es sich herausstellt, daß er sie nicht durchführen kann, dann sollte er die Finger davon lassen. Mehr als 90 Prozent aller Mißerfolge könnte man auf diese Weise aus der Welt schaffen.“⁴⁶⁹

In Kombination der Methode Luca Paciolis, Geschäftsbriefe und Geschäftsvorfälle zu ordnen und jederzeit Kapital und Reserven zu überschauen, sowie Henry Fords Planorientierung entwickelt Großmann nun ein Trichter- oder Zoomsystem, in dem der Wirtschaftshandelnde tätig werden soll.⁴⁷⁰ Die Haupt- und Teilaufgaben werden als Baumdiagramm vorstellig gemacht, danach werden die Kostenaufwände der Arbeitsschritte berechnet. In solcher Einschätzung und Rationalisierung des Werkplans lassen sich dann jeweils günstigere Posten einsetzen und nach Wahrscheinlichkeiten in ihrer Effizienz abschätzen, sodann Teilstufen und Mittel bzw. Maßnahmen durch bessere ersetzen, um damit Fehler zu antizipieren oder vergangene Aussetzer zu erkennen.⁴⁷¹

Die Nutzung von Bleistift, Papier bzw. Karten und Notizbüchern wird an vielen Stellen empfohlen, der Werkplan soll aber auf die Maße des Ringordners angepasst sein, wofür es auch definierte Abmessungen gibt. So lautet die klare Sprache, die das Kleine mit dem Großen in Zusammenhang bringt: „Wir leben in einer Epoche der Normung. Das genormte Einheitsformat für Korrespondenzpapier ist DIN A 4“.⁴⁷² Vereint man die Tagespläne zu Monatsplänen (die der besseren Übersicht halber jeweils wieder auf die Rückseite der Tagesblätter geheftet werden), lassen sich auf

468 Großmann: *Sich selbst rationalisieren*, S. 290 f.

469 Großmann: *Sich selbst rationalisieren*, S. 82.

470 Vgl. Großmann: *Sich selbst rationalisieren*, S. 106 bzw. S. 116–119.

471 Vgl. Großmann: *Sich selbst rationalisieren*, S. 121 bzw. S. 128 f.

472 Vgl. Großmann: *Sich selbst rationalisieren*, S. 115; vgl. S. 106 ff.

Millimeterpapier gezeichnete Verlaufs- bzw. Entwicklungskurven hinzufügen, um eine bessere Gesamtschau zu gewinnen oder, in der kairologischen Sprache, „besondere Gelegenheiten auszunutzen, kleinere Zeitabschnitte oder gerade verfügbares Personal“ einem Zweck zuzuführen.⁴⁷³ Typografisch hat das Buch selbst Elemente der Buchführung übernommen mit abschnittweisen Trennstrichen, haarfeiner Kapiteluntergliederung oder lenkenden Pfeilspitzen, die die Lektüre anleiten sollen.

Die Anweisungen zur Führung dieses arbeitswissenschaftlich fundierten Tagebuchs sind generalstabsmäßig präzise und lauten wie folgt:

„1. In jedem Fall notieren Sie in Ihrem Tagebuch den Zeitpunkt, an dem die fertige Leistung vorliegen muß, und kontrollieren Sie die Ausführung der Befehle durch Sie selbst und durch andere! Dadurch schützen Sie sich vor unangenehmen Unterlassungssünden, die meist ihre Ursache in der Vergeßlichkeit haben. 2. Ihr Tagebuch sei Ihr ständiger Begleiter! Beginnen Sie Ihre Tagesarbeit mit dem Studium der Aufgaben, die Sie dem Tag gegeben. Ergänzen Sie nach Bedarf und achten Sie darauf, daß jeder Befehl ausführbar ist! 3. Jedes Versprechen, jede Zusage gehört auf jeden Fall ins Notizbuch. Es sind Selbstbefehle, die ausgeführt werden müssen.“⁴⁷⁴

Daten über die eigenen Leistungen sind permanent festzuhalten, und das Medium soll zur Körperausdehnung seines Halters werden, wenn es ihm jederzeit nicht nur zur Verfügung steht, sondern seine Nutzung fordert, der der Planende sich unterwirft. Nicht nur werden Taylor und Ford allgemein angeführt oder erscheint der Organismus des Arbeitenden als Maschine, die vor Schäden bewahrt und deren Leistungsfähigkeit erhalten werden muss.⁴⁷⁵ Konkreter erscheinen auch die Tagespläne, to-do-Listen und die begleitenden Selfmanagement-Anleitungen als permanente Optimierungshilfen, um im strengen Training zu jenem Menschen zu werden, „der an seiner Selbstbildung, an seiner Vervollkommnung ständig weiter arbeitet“ und über „gute Fähigkeiten, gute Umgangsformen und vorbildliches Auftreten verfügt“.⁴⁷⁶ Dabei stellt die private Buchführung eine erhebliche Hilfe dar. Diese erstreckt sich dann auf ein Text- und Datenfeld, das auf

473 Vgl. Großmann: *Sich selbst rationalisieren*, S. 139 f.; vgl. S. 452.

474 Großmann: *Sich selbst rationalisieren*, S. 142.

475 Vgl. Großmann: *Sich selbst rationalisieren*, S. 79.

476 Großmann: *Sich selbst rationalisieren*, S. 431.

Tägliche Arbeiten	
Monat Januar	Zeit
Morgens	
<i>Waschen</i>	6 ⁰⁰ —6 ¹⁰
<i>Gymnastik</i>	6 ¹⁰ —6 ²⁰
<i>Vorbereitung nach dem Tagesplan</i>	6 ²⁰ —6 ³⁰
<i>Willensvorbereitung und Selbstbegeisterung</i>	6 ³⁰ —6 ³⁶
<i>Ankleiden</i>	6 ³⁵ —6 ⁴⁵
<i>Kaffee</i>	6 ⁴⁵ —7 ⁰⁰
<i>Zum Dienst</i>	
Mittags	
<i>Zum Essen. Zeitunglesen</i>	20 Min.
<i>Essen</i>	30 „
<i>Ruhen</i>	40 „
<i>Zum Dienst</i>	20 „
Abends	
<i>Nach Hause</i>	20 „
<i>Lesen oder Plansrückblick</i>	10 „
<i>Essen</i>	30 „
<i>Frei für private Arbeiten, Erholung, Vergnügen</i>	120 „
<i>Entkleiden</i>	10 „
<i>Bad oder Schreiben</i>	10 „
<i>Kurze Abendgymnastik</i>	5 „

Abb. 13. Tagesplan für täglich wiederkehrende Arbeiten.

Geldvorgängen basiert und die Eckdaten fürs Autobiographische hergibt, welches sich vor allem aus dem Abgleich der eigenen Leistungskraft her schreibt:

„Der ordentliche Mann besitzt seine Bücher von frühester Kindheit an. Es ist für ihn äußerst interessant, nachzublättern, um festzustellen, wofür er sein Geld vor einem Jahrzehnt ausgegeben hat. Betrachtung seiner Tagebücher, Werkpläne und Studium seiner eigenen Buchführung erzieht zur Objektivität.“⁴⁷⁷

Das Subjekt soll sich unter diesen Voraussetzungen und mit den Hilfsmitteln eines minutiösen Tagesplans ein eigenes Ziel geben, das der persönlichen Leistungsfähigkeit entspricht – das Vorbild, das Großmann in Benjamin Franklin sah, wird auch hier offenkundig. Nötig sind dazu aber nicht nur selbstberechnende Einteilungen von Arbeitszeit und Ziel- und Teilzielplanungen, sondern auch Lenkungen der Vorstellungskräfte und Affektkontrolle bis hin zur Beherrschung von Bewegungen, Gesten und Muskeln, die nach dem Prinzip der rationellen Energiezuweisung zu ökonomisieren seien.⁴⁷⁸ Großmanns offenbar gute Kenntnisse der zeitgenössischen Sinnes- und Nervenphysiologie lassen ihn das Gehirn als Zentralstelle bzw. „Riesenregistrator“ bezeichnen, und aus dieser Körper-Psyche-Verbindung werden spezielle, auch motorische Schreib(maschinen)übungen empfohlen, die wiederum zu protokollieren seien und „alle Sinnesfähigkeiten bedeutend steigern“ könnten.⁴⁷⁹ Großmann benennt aber nicht nur die physiologischen Erfolgsvoraussetzungen, sondern auch die charakterlichen Ausprägungen und Fähigkeiten als Bildungsziel, wie sie in amerikanischen ‚Efficiency‘-Büchern gefordert werden und deutlich an Franklin erinnern: „Ehrlichkeit, Höflichkeit, Energie, Begeisterung, Sparsamkeit, Selbstachtung, Urteilskraft, Mut Gerechtigkeit, Ordnungsliebe, Verantwortungsbewußtsein, Pünktlichkeit, Geistesgegenwart, Schlagfertigkeit und eine Reihe anderer.“⁴⁸⁰ Die Selbsterkenntnisformel der Antike ist nun auf ein Subjekt gemünzt, das jederzeit zur Diagnose bereit ist und diese sozial- und arbeitsfähig einbringen soll.

477 Großmann: *Sich selbst rationalisieren*, S. 452 f.

478 Vgl. Großmann: *Sich selbst rationalisieren*, S. 163 bzw. S. 301 ff.

479 Vgl. Großmann: *Sich selbst rationalisieren*, S. 202 bzw. S. 239.

480 Vgl. Großmann: *Sich selbst rationalisieren*, S. 282.

Nimmt man alle arbeitswissenschaftlichen Beobachtungen mit den planmäßigen Einzelkalendarien zusammen, lässt sich mit einer umfassenden verschlagwortenden Registratur, die in einer einheitlichen Weltsprache (etwa Esperanto) abgefasst wäre, dann auch die neuzeitliche Idee eines „Universalgehirns“ verwirklichen, das „eine Registratur alles dessen wäre, was Menschengestalt und Menschenhirn bisher auf der ganzen Welt geschaffen und niedergeschrieben haben“. Durch eine solche Klassifikation des gesamten Weltwissens wäre dann ein „Gehirn der Welt zu schaffen“.⁴⁸¹ Damit wird nicht nur der frühneuzeitliche scientia-generalis-Gedanke der Kommunikation gelehrter Geister oder des Informationsbüros des 17. Jahrhunderts aktualisiert, vielmehr ist er auch technisch in greifbare Nähe gerückt – wenn auch noch drei Unternehmerngenerationen vor Silicon Valley, so doch kurz vor Beginn des informatischen Zeitalters.

Dass in Großmanns Ratgeberwerk die Idee des Lebens als Kunstwerk noch greifbar ist und sie signifikanterweise auch mit Blicken auf Goethes produktives Schaffen grundiert, ja sogar mit Schreibempfehlungen für erzählende Autoren verknüpft wird,⁴⁸² bildet in dieser Kalkulation gar keinen Widerspruch zur berechnenden Tagesplanung. Arbeitskunst und Lebenskunst fallen ineins und durchziehen die Dichtung als Prinzip ebenso wie industrielle Arbeitsbereiche: „Wer aus seinem Leben ein Meisterwerk machen will, muß bemüht sein, auch die einzelnen Teile seines Lebens meisterhaft zu gestalten, jeden Lebensabschnitt, jedes Lebensjahr, ja den Tag ebenfalls.“⁴⁸³ Wenn an Dichtern Produktivität gemessen werden kann, lässt sich umgekehrt auch von „Arbeitskünstlern“ sprechen, und insofern der Körper als Werkzeug betrachtet wird, ist der Körperkult eine notwendige Maßnahme zur Steigerung der Produktivität: „Gerade die Gegenwart ist bestrebt, den Körper zu pflegen und ihn jung und elastisch zu erhalten. Da aber der Körper das Instrument unserer Arbeit ist, erhöhen wir durch eine vernünftige Körperkultur und Pflege unsere Leistungsfähigkeit.“⁴⁸⁴

481 Vgl. Großmann: *Sich selbst rationalisieren*, S. 335 bzw. S. 338.

482 Tatsächlich stellt Großmann mit häufigerem Bezug auf Goethe arbeitstechnische und verstreute kleinere poetologische Überlegungen an (etwa S. 83; S. 105 f.).

483 Großmann: *Sich selbst rationalisieren*, S. 133.

484 Großmann: *Sich selbst rationalisieren*, S. 421 bzw. S. 416.

Der kausale Lebensplanungsbegriff wirkt sich bis in die Erhaltung der körperlichen Fitness aus und bleibt ganz der instrumentellen Vernunft verpflichtet. Mit seinen diätetischen und trainingsorientierten Körperregeln hat Großmann, den Rieger als „vielleicht wirkmächtigsten Selbstrationalisierer des 20. Jahrhunderts“⁴⁸⁵ bezeichnet hat, weit in die Zukunft gewiesen bzw. kann er als diskursives Sprachrohr einer heutigen Körperselbstverkultung gelten, die sich in der Regel freilich von der effizienten Verwertung ab- und dem Freizeitleben zugewendet hat. Wenn die agonalen Zustände des Wirtschaftskreislaufs so vom Individuum internalisiert werden, bleibt auch der Selbstgenuss des Körpers seinem Funktionieren weitgehend untergeordnet – und hier zeigt sich, dass Webers Diagnose einer verselbstständigten Wertschöpfung seit der Frühen Neuzeit nunmehr für die Gegenwart Geltung beanspruchen kann. Das exzessiv Zwanghafte der Großmannschen Durchrationalisierung des Lebens hat Jürgen Straub auch im Horizont Max Webers kommentiert und darin eine nochmals zugespitzte, perfektionierte Arbeitsethik gesehen, die weit jenseits von Selbstverwirklichung (oder gar: selbstständigem Willen) eine Selbstmaschinisierung bedeutet – und all dies auch im Horizont nicht des individuellen Arbeitswillens, sondern zugleich einer kollektiven Abrichtung, bei der auch deutschtümelnd-nationalistische Tendenzen durchschimmern.⁴⁸⁶

In seiner Tagebuchbestimmung radikalisiert Großmann die neuzeitlichen Perspektiven der Selbstordnung und lässt das Individuum als Teil einer gesellschaftlichen Maschine erscheinen, an deren Datenmasse es mitschreiben soll. Auch hier gilt wie schon um 1800: Der Einzelne steht unter dem Imperativ der Selbstschrift – wie aktiv sie aber von massenhaften, allesamt erfolgsorientierten Individuen betrieben werden kann, bestimmt einerseits das soziale Konkurrenzverhalten, andererseits das jeweilige Staatengebilde mit seinen Nachrichtendiensten, die in jeder Informationslücke einen Skandal wittern und deren Informations hunger unstillbar ist.

485 Rieger 2002, S. 93, der auch die Ambitionen Großmanns zum Körperdrill betont (ebd., S. 92).

486 Vgl. Jürgen Straub: *Rationalising Life by Means of Self-Optimisation* (2018).

12. Ideologien des Aufzeichnens: 1945 und die Folgen

„Nichts Archiven anvertrauen!“⁴⁸⁷

Vannevar Bush und sein MEMEX-Projekt

Allwissende Apparate, die Daten abgreifen und damit Verwaltungsprogramme speisen, beherrschen seit dem 20. Jahrhundert auch die aufkommenden literarisch-technischen Dystopien. Sie reichen von Orwells ‚Televisor‘ in 1984, der ein integrierter Bildschirm zum Senden und Empfangen, also zur Filmprojektion und Überwachung ist, bis zu jener Körperkamera, die Dave Eggers in seinem *Circle*-Roman (2013) unter dem Namen ‚SeeChange‘ zum Einsatz bringt. Damit werden alle bekannten Ambitionen des Überwachens mit vorgeblichen Sicherheitsaspekten, aber auch, wie bei Eggers’ Romanfiguren, Glücksversprechen sowie Experimenthoffnungen für den jeweiligen Träger noch einmal radikalisiert zusammengebracht. Aus Aufschreibsystemen entwickeln sich Aufzeichnungsgeräte in vielen denkbaren, analogen, ansatzweise digitalen oder einfach phantastisch-ungeklärten Varianten – all dies zu Zeiten, als Alan Turing die mathematischen Grundlagen der Computerisierung schafft, Konrad Zuse ab 1941 die ersten vollautomatischen Computermodelle baut und 1968 mit dem Computernetzwerk ‚Arpanet‘ ein Vorläufer des Internet für die amerikanische Luftwaffe in Gebrauch genommen wird.

1945 hat der amerikanische Ingenieur, Militärtechniker und zeitweise auch Präsidentenberater Vannevar Bush in seinem Essay *As we may think* einen Memory Extender (MEMEX) bzw. eine Wissens- bzw. Datensammelmaschine entworfen, die noch prädigital, mit Mikrofilm (den er 1938 erfand) und Analog-Rechenmaschinen operieren und eine riesige Mengen von Daten bewältigen sollte. Damit rückt aber der Traum eines universalen Wissensspeichers, der einem breiten Publikum alle speicherfähigen Daten

487 Arno Schmidt: *Tina oder über die Unsterblichkeit*. In: Bargfelder Studienausgabe I/2.1, S. 185.

in einer vernetzten Enzyklopädie zur Verfügung stellen sollte, in greifbare Nähe: „A memex is a device in which an individual stores all his books, records, and communications, and which is mechanized so that it may be consulted with exceeding speed and flexibility. It is an enlarged intimate supplement to his memory.“⁴⁸⁸ Zwar ist das ganze noch eher kombiniertes Bastelwerk aus fortgeschritten-analogen Teilen – das Gerät hat das Aussehen eines Schreibtischs mit Aufsatz, von wo aus mit einer Tastatur Indices eingegeben werden können, mittels derer über Pfade die gewünschten Mikrofilmaufzeichnungen bzw. über ein Schreibmaschinen-Diktaphon (Vocoder) eingegebene Sprachinformationen oder (Serien-) Fotos aufgerufen werden sollen. Diese Praxis der Pfadverknüpfung wird noch ab den 1980ern leitend für die Anwendung von Digitaltechnik sein, wenngleich in der Frühphase noch schrankgroße Informationsträger benötigt werden. Das persönliche Archiv wird zur Enzyklopädie und ist in der Möglichkeit des Wissensaustauschs auch interaktiv, jedenfalls nicht vorab als ein persönlicher Geheimnisträger gedacht: Man soll sich ebenso Pfade zuleiten können wie sich heutige User mit Links beschenken, ferner Kommentare schreiben und einfügen – und dies alles auch in der universitären Lehre anwenden. Mit Hinweis auf Leibniz’ Datenverknüpfung stellt Bush auch den historischen Bezug her. Technisch wird ihn die militärische wie informatische Entscheidung für digitale Medien überholen, die in den 1960er Jahren jeden Traditionsbezug zugunsten einer reinen Gegenwart über Bord werfen wird.

Erst mit digitalen Mitteln können die gedachten Apparate auch effektiv werden und die geforderte Schnelligkeit und Flexibilität des Datenumgangs umsetzen, doch fällt es Bush im Bann der Optimierung nicht schwer, auch ohne allzu genaue technisch-materiale Konkretisierung ein Manifest zu schreiben, das technologischen Superoptimismus verspricht. Dieser soll dabei helfen, dass möglichst viele aller gedachten Ideen wissenschaftlich genutzt werden können: „We may some day click off arguments on a machine with the same assurance that we now enter sales on a cash register.“⁴⁸⁹ Ideen sollen schon mit Blick auf ihre Datenverarbeitung eingepasst, also mathematisch operationalisierbar formuliert werden. Es erklärt

488 Bush: *As we may think*, S. 121.

489 Bush: *As we may think*, S. 118.

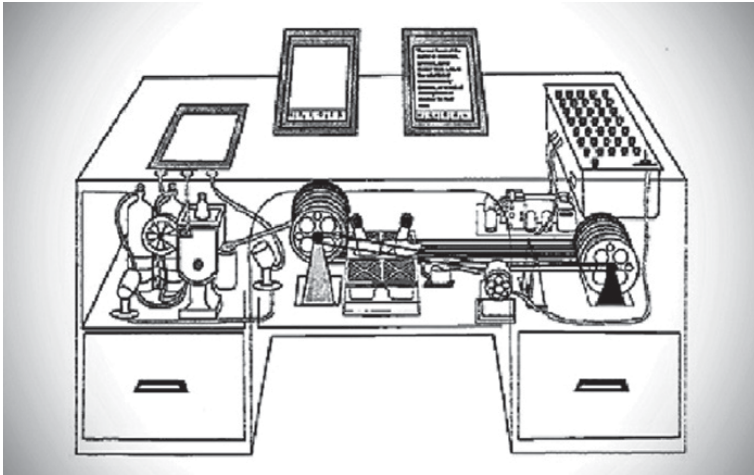


Abb. 9: MEMEX-Modell

sich leicht, dass Bush das Schreiben mit der Hand nicht gefällt – dies sei nur eine linkische Art der Figureschrift, die durch Punktmarkierung in Kartenfeldern erheblich leichter lesbar würde.⁴⁹⁰ Dass dies Rückwirkungen auf Gedanken und Denken überhaupt haben wird, interessiert Bush nicht sonderlich, vielmehr nimmt er solche Effekte im Zeitalter der technischen Reproduzierbarkeit des Denkens billigend in Kauf.

Bush weiß zugleich, warum Leibniz' Universalrechenmaschine noch nicht umgesetzt wurde – es ist eine Frage des Marktes, nicht nur der Bezahlung des Systems, sondern eines bevölkerungsweiten Bedarfs, der die Umsetzung einer technischen Idee ermöglicht. Beides ist nunmehr gegeben, und auch wenn Bush die technische Umsetzung noch eher mutmaßend imaginiert: Der prinzipielle Schritt von der nur militärischen zur privaten Datenverarbeitung im Namen der Gedächtnisoptimierung ermöglicht die elektronische Geschichte des Selbstmanagements, die die Schreibpraktiken und Gedächtniskonzepte der Gegenwart vorbereitet. Auch wenn dieses aber technisch möglich wird (die Frage beiseite lassend, wie die lebensnotwendige Funktion

490 „simply by the configuration of a set of dots on a card“ (*As we may think*, S. 116).

der Verdrängung noch wirken könnte), bliebe im Falle eines solchen Komplettdächtnisses die Frage nach der Organisation des individuellen Datenstroms, also seiner Relevantsetzung – hermeneutisch gesagt: seiner Sinngebung, die auch eine vielschichtige Urteilskraft erforderte, welche Maschinen nur im Rahmen ihrer Programmierung aufweisen können. Dabei knüpft Bush auch an den Ursprung des Kaufmännischen in der Listentechnik etwa Pacioli an, die gleichfalls in der Diaristik nicht auf die subjektive Faktur setzt, sondern Objektivierung anstrebt.

Wenn bereits in diesem Manifest eine „cyclops camera“ angekündigt wird, die so groß wie eine Walnuss ist und mit einem Auge als Einheitsfokus auf der Stirn fixiert das vom Träger Gesehene in hoher Geschwindigkeit aufzeichnet, ist damit die Laptop-standardisierte Kamera ebenso vorweggenommen wie die alles aufzeichnenden und mit Wissensdaten rückkoppelnden digitalen Datenbrillen. Damit dem forschenden Ich nichts entgeht (ebensowenig wie dem, der seine Beobachtungen beobachtet), wird das Aufzeichnungsmedium simultan als Gedächtnismedium genutzt. Und so hat MEMEX an der neueren Geschichte der Visionik teil, die Virilio als automatisierten, maschinellen, entpersönlichten Blick beschrieben hat – ein Sehen mit Kamera, die durch einen Computer ferngesteuert wird. Dieser übernimmt selbst die Analyse, aber weniger für ein Publikum, sondern vor allem für sich selbst prägt nun die Maschine die Fähigkeit aus, „das umgebende Milieu zu analysieren und automatisch die Bedeutung der Ereignisse zu interpretieren, und zwar auf dem Gebiet der Industrieproduktion, der Lagerverwaltung und dem militärischen Einsatz von Robotern.“⁴⁹¹ Neu ist aber seit Virilios mittlerweile schon historischer Beobachtung, dass nun mittels Selfies, Self-Tracking oder Lifelogging der Maschinenblick weitgehend Akzeptanz, ja Begeisterung findet und es zum common sense gehört, dies dann auch verbindlich zum Standard eines anspruchsvollen Lebens zu zählen oder der ‚Lebensqualität‘ zuzurechnen. Auf die Ambivalenz dieser Entwicklung ist zurückzukommen; es soll aber auch eine verwandte Variante von Tagebuchführung und Datenverwaltung diskutiert werden.

491 Paul Virilio: *Rasender Stillstand* (1992), S. 33.

Ernst Jünger: Tagesarchivalik und staatlicher Datenhunger

Bereits Ernst Jüngers *Archive der Macht* und seine merkwürdigen Übertragungsinstrumente in *Heliopolis* (1949), die den heutigen Smartphones ähnlich sind, sind vom Prinzip des Sendens und Speicherns geleitet. Zentrales Medium ist dort das sogenannte ‚Phonophor‘, ein Gerät, das Eigenschaften von Chip-card, Google-Datenbrille, Radio, GPS-Messer sowie akustischem und optischem Überwachungssystem vereint. Es handelt sich um eine Mischung aus Telephon bzw. ‚Allsprecher‘ und Radio, ein geräuschsensibles Gerät, das je nach Zugangsmöglichkeit und Kompetenzgrad vollständiges Mithören aller Geräusche und Stimmen auf der ganzen Welt ermöglicht. Diese Phon-Einheiten können wiederum abgespeichert bzw. in ein Register übertragen werden – ähnlich dem, was heute mit Mobiltelefonen angestellt werden kann, denkt man an die Möglichkeit eines vollständigen Ablauschens durch Hersteller, Server oder andere Nutzer. Das Phonophor ermöglicht allseitige Verbindung und schafft „eine Art Allgegenwart“.⁴⁹² Es kann Verbindung zu einem riesigen Magazin aufnehmen, nämlich dem Punktamt, das statistisches Material zur Formenerkennung sammelt, diese als Daten scannt und mit Hilfe von Registraturen in Datenabgleichverfahren bringen kann, was insgesamt von Jünger später als „Vorstufe unserer Computerwelt“ bezeichnet wird.⁴⁹³

In die utopische Gesellschaft von *Heliopolis* passt nun der Phonophor, ja es prägt diese entscheidend mit: „In diesem Rahmen hatte sich der Phonophor zu einem idealen Mittel der planetarischen Demokratie entwickelt, zu einem Medium, das jeden mit jedem unsichtbar verband. [...] Das Ja und das Nein, das Unentschieden der Legionen summierte sich in ihr in Funkenströmen und wurde im Augenblick ablesbar.“⁴⁹⁴ Damit ist die informatische Revolution in Zeiten ihrer kybernetischen Vorbereitung literarisch antizipiert, und die umfangreiche Funktionsschilderung Jüngers zeigt frappierende Parallelen zu den Funktionen von Smartphone und Skype:

„Erteilt in jedem Augenblick Orts- und astronomische Zeit, Länge und Breite, Wetterstand und Wettervorhersage. Ersetzt Kennkarte, Pässe, Uhr, Sonnenuhr

492 Ernst Jünger: *Heliopolis*, S. 186 bzw. S. 36 (Zitat).

493 Ernst Jünger: *Siebzig verweht*, 2. Sept. 1971; II, S. 51.

494 Ernst Jünger: *Heliopolis*, S. 290 f.

und Kompaß, nautisches und meteorologisches Gerät. Vermittelt automatisch die genaue Position des Trägers an alle Rettungswarten bei Gefahren zu Lande, auf dem Wasser und in der Luft. [...] Weist auch den Kontostand des Trägers beim Enegeion aus und ersetzt auf diese Weise das Scheckbuch bei jeder Bank und jeder Postanstalt und in unmittelbarer Verrechnung die Fahrkarten auf allen Verkehrsmitteln. Gilt auch als Ausweis, wenn die Hilfe der örtlichen Behörden in Anspruch genommen wird. Verleiht bei Unruhen Befehlsgewalt. – Vermittelt die Programme aller Sendungen und Nachrichtenagenturen, Akademien, Universitäten sowie die Permanentensendungen des Punktamts und des Zentralarchivs. Gibt Einblick in alle Bücher und Manuskripte, soweit sie durch das Zentralarchiv akustisch aufgenommen und durch das Punktamt registriert worden sind, ist an Theater, Konzerte, Börsen, Batterien, Versammlungen, Wahlakte und Konferenzen anzuschließen und kann als Zeitung und Auskunftsmittel, als Bibliothek und Lexikon verwandt werden. – Gewährt Verbindung mit jedem anderen Phonophor der Welt, mit Ausnahme der Geheimnummern. Ist gegen Anrufe abschirmbar. Auch kann eine beliebige Menge von Anschlüssen gleichzeitig belegt werden – das heißt, daß Konferenzen, Vorträge, Beratungen möglich sind. Auf diese Weise vereinen sich die Vorzüge des Fernsprechers mit denen des Radios.“⁴⁹⁵

Sie vereinen auf sich etliche Fähigkeiten eines Smartphones, möchte man hinzufügen – jedenfalls stellt Jünger mit der Kombination ein ubiquitär verfügbares Übertragungsmedium dar, das auch mit Speichermedien verbunden ist. Hier sind die ‚User‘ aber noch Erwachsene, und kaum einer begibt sich ohne das flache Phonophor-Päckchen, das sich bequem in einer Brusttasche unterbringen lässt, auf die Straße. Ganz nebenbei lassen sich auch Rangabzeichen daran ablesen, Hierarchien feststellen und Ausweisepapiere damit ersetzen – das neue Medium regelt die gesellschaftlichen Unterhandlungen, benutzt werden kann es aber von allen Seiten, liberalen wie auch totalitären. Denn Heliopolis ist umkämpft von zwei Lagern, die bezeichnenderweise vor allem durch ihre Ämter vertreten sind – der Polarisierungsgedanke Carl Schmitts könnte hier aufgegriffen sein, mit dem kalten Krieg zeichnet er sich nun aber auch weltpolitisch ab. Das Zentralamt gehört dem Landvogt, der zunehmend die Oberhand in der mit dem Prokonsul aufgeteilten Herrschaft gewinnt und die „Herrschaft einer absoluten Bürokratie“ und ein „geschichtsloses Kollektiv“ plant. Dagegen steht der Prokonsul, der das Punktamt (wohl eine Anspielung auf die Lochkartentechnik) verwaltet und einem literarischen Humanismus zuneigt, insofern es zu seinen Maximen

495 Ernst Jünger: *Heliopolis*, S. 291 f.

gehört, dass „echte Politik nur möglich sei, wo Dichtung vorausgegangen war.“ Der Kreis um den Prokonsul gibt sich freiheitlich und wirft dem Landvogt Nivellierung vor, wogegen ein General das eigene Optimierungsbestreben der Prokonsul-Partei skizziert: „Atomisierung und Gleichmachung des menschlichen Bestandes, in dem abstrakte Ordnung herrschen soll. Bei uns hingegen soll der Mensch der Herrscher sein. Der Landvogt strebt die Perfektion der Technik, wir streben die Vollkommenheit des Menschen an.“⁴⁹⁶

Unschwer lassen sich in der Partei des Landvogts totalitäre Züge als Reflex der Nazi-Herrschaft, aber auch des Stalinismus erkennen, während der Prokonsul einen Vertreter der westlichen Demokratien darstellt – auf die sich abzeichnende Ost-West-Spaltung nach 1945 reagiert Jünger nicht nur, sondern gestaltet sie aus. Auf technisch höchst entwickeltem Standard befinden sich beide Parteien. Der romantische Traum der Allverwobenheit und eines Schreibens, das sich im Denkt tempo vollzieht, wird hier technisch noch einmal vorangetrieben in einem Datenwerk, das als gigantisches Nervensystem erscheint: Gleich „einem ruhenden Gehirn“ liege in der Bürokratie „die in die Akten eingebettete Erinnerung“ und die „mechanisierte und raffinierte Intelligenz“ der Register des Zentralarchivs, und ein dortiger, zu jeder Verwaltung notwendiger Datenabruf trifft solche Archivlabirynthe „wie ein aus Ganglienfäden gewebtes Spinnennetz“.⁴⁹⁷

Inmitten der planenden ‚Optimaten‘, die Glücksprogramme aufstellen sollen, und der Wissensmacht, die der Phonophor bietet, hat Jünger den „Weg, der von der Freiheit zur Ziffer führt“,⁴⁹⁸ insgesamt als problematische Entwicklung gezeichnet. Während er in seinem Essay über den Arbeiter von 1932 diesen als heroische und tragische Figur, die in den Schnelligkeitsstrudel einer kollektivistischen und totalitären Zukunft der Mobilmachung gezogen wird, noch halbwegs optimistisch zeichnet, wird in *Heliopolis* der Schwund an Freiheit und Individualität negativ bewertet, insofern diese nur noch in unterschiedlichen Energie- und Informationsniveaus besteht. Wissen ist Macht – das Schlagwort Bacons findet sich unter diesen Vorzeichen umgewandelt zu einer neuen Parole: „Wissen ist Mord“, wenn es in die falschen Hände gerät, weil sich die Bürokratien in *Heliopolis*

496 Ernst Jünger: *Heliopolis*, S. 155, S. 105, S. 155 f.

497 Ernst Jünger: *Heliopolis*, S. 177.

498 Ernst Jünger: *Heliopolis*, S. 177.

zu „intelligenten und fast unsichtbaren Registraturen umgebildet“ haben. In dieser technisch vollständig erschlossenen Welt, die immer wieder in erhabenen, sakralisierten, mit geomantischen Dimensionen aufgeladenen Landschaften und panoramischen Ansichten dargestellt wird, sind Vegetabilien und Lebewesen in Gefahr, als rein energetische Größen genutzt zu werden: „Die Pflanzen, Tiere, Menschen würden dann zu einer größeren Figur verschmelzen, wie Feilstaub im Kräftefeld.“⁴⁹⁹

So umstritten die erzählerischen Qualitäten des *Heliopolis*-Romans sind, der sich oft im summarischen Stil ergeht und vor allem die machtkritischen Kommentare sprechen lässt (weniger die gelegentlich angeführten Landschaftsschilderungen, Bilder oder Ereignisse), ist doch seine Relevanz aufgrund der Erfahrung mit totalitären Systemen nicht in Abrede zu stellen.⁵⁰⁰ Die Totalitarismuszeichnung wird jedoch ausgeweitet zu einer umfassenden Modernekritik, wenn man Moderne als ausdifferenzierten Zusammenhang von Arbeit, Produktion, Konsumtion, Geldwert und Geldkreisläufen versteht. Und so sind die Romanvisionen keine einsamen Schreibtischprodukte, sondern durch recht genaue Umweltbeobachtungen vorbereitet, die sich wiederum in der Diaristik Jüngers zeigen – namentlich in den *Strahlungen*, jenen Aufzeichnungen aus der Zeit des Zweiten Weltkriegs, in denen der Autor nach seinen Kriegsdelirien in den *Stahlgewittern*⁵⁰¹ nun zunehmend kritische Töne gegenüber der technisch-maschinenhaften Moderne mitsamt ihren totalitären Staaten und Systemen anschlägt.

Der Heroismus der frühen Jahre Jüngers macht einer fundamentalen Skepsis Platz, was vielleicht der Grund dafür ist, warum dessen Überlegungen zu ‚Autor und Autorschaft‘ der letzten Jahre Fragment geblieben sind. Das Tagebuch dient in einem an Goethe angelehnten Zugriff zweifellos dem Identitätsgewinn oder der Absicherung, was sich im Lebensvollzug

499 Ernst Jünger: *Heliopolis*, S. 247, S. 243, S. 21.

500 Zu *Heliopolis* als heikel-mislungenem Kunstwerk vgl. Kiesel 2007, S. 558–577. Der ‚Weltroman‘ sollte die *Strahlungen* als Tagebuch übersteigen, sah sich allerdings einer skeptischen, weit weniger enthusiastischen Rezeption gegenüber als bei den *Strahlungen*, die tendenziell als humanistische Zeitdarstellung genommen wurden.

501 Kiesel hat die Position Jüngers zum Nationalsozialismus ausgewogen diskutiert, weist aber für die frühe Phase auf die ‚poetische Mobilmachung‘ hin (2007, S. 91 ff).

fortsetzen soll.⁵⁰² Was aber, wenn Autorschaft, die Jünger als „eigenes Denken“ konzipiert,⁵⁰³ an ihre Grenzen stößt und es nunmehr die Archive sind, die schreiben?

So fühle sich der Mensch „in einer großen Maschine, aus der es kein Entrinnen gibt“, und Jünger spricht von einer „allgemeinen Wandlung zum Automatismus, wie sie uns bedroht“, gar von einer „abstrakten Hölle der Maschinenwelt“, wogegen die Unvorhersagbarkeit der Ereignisse ein menschliches Antidot sei.⁵⁰⁴ Heroisch will der Autor anschreiben „gegen die Ziffern und für den Buchstaben“, um damit das „geheime Getriebe der gesellschaftlichen Maschine“⁵⁰⁵ sichtbar zu machen. Die Kritik der Ziffer findet sich ubiquitär bei Jünger, auch noch – und dort mit großer Insistenz – in den späten Tagebuchbänden von *Siebzig verweht* (1961–1997). Wo menschliche Ereignisse zu Daten werden, dies der Tenor, ersetzen die Titanen die Götter und bringen alles unter die nivellierende Ziffer. So bedroht der mutwillig auftretende und technisch versierte *homo faber* den *homo ludens*: „Die Götter weichen, die Ziffern dringen vor“ lautet dann die weniger theologische, sondern vor allem existenziale Diagnose.⁵⁰⁶

Die in *Heliopolis* fiktional formulierte Bedrohung entwickelt Jünger in seinen Tagebüchern über 50 Jahre hinweg in immer neuen, aber im Prinzip das gleiche Problem umkreisenden Sätzen. In seiner umfassenden Modernekritik, die auf den Maschinenabsolutismus ebenso zielt wie auf totalitäre Staaten, sieht Jünger nicht nur Huxleys *Brave New World* als aktuell an,⁵⁰⁷ sondern greift er auch die Maxime Benjamin Franklins auf, dass Zeit Geld sei, und bezeichnet sie als „Devise, die am Gegenpol der Menschenwürde steht“.⁵⁰⁸

Dagegen wird ein Tagebuchschreiben gesetzt, das „im totalen Staat das letzte mögliche Gespräch“ sei und „die Ordnung des Anfalls von Fakten

502 vgl. *Strahlungen*, 26. Aug. 1942; I, S. 370: „in meiner Autorenarbeit gerinnt mir manches zu Fleisch und Blut und setzt sich im Leben fort“.

503 *Strahlungen*, 18. April 1943; II, S. 43.

504 Ernst Jünger: *Strahlungen*, 1. Jan. 1943; I, S. 475; 6. Juni 1942; I, S. 335; 16. Juni 1943; II, S. 79.

505 *Strahlungen*, 23. Juni 1942; II, S. 84; 29. Juni 1943; II, S. 87.

506 *Siebzig verweht*, 11. Sept. 1965; I, S. 178.

507 *Strahlungen*, 29. Juli 1943; II, S. 110.

508 *Strahlungen*, 30. März 1948; II, S. 651.

und Gedanken“ ermögliche.⁵⁰⁹ Vollkommene Selbsterkenntnis und Eintauchen in die Tiefenschichten ermöglicht dies nicht, das weiß auch Jünger.⁵¹⁰ Aber an den *Strahlungen* wie auch an *Siebzig verweht* lässt sich zeigen, dass das Tagebuch in Stellung gebracht wird gegen politische Zugriffe und zunehmend als Schutzraum fungiert. Allerdings wirkt dieser auch nur begrenzt – denn es ist nicht zu übersehen, dass bei aller Freiheit der eigenen Entscheidungen, auf die Jünger rechnet, diese trotzdem „in eine feste Statistik einmünden“ und das Einzelereignis sich in Gattungsverallgemeinerungen und vorhersagbaren Mechanismen wiederhole.⁵¹¹ Jüngers anhaltende Kritik der Quantifizierbarkeit der Dinge und Menschen sowie der Verzifferung, die der Nivellierung und der Beherrschung dienen würden,⁵¹² hat als einzig wohl verbliebenen Gegenort die Literatur. Wenn die Dinge „nicht mit dem Auge der Statistik gesehen sein“ wollen,⁵¹³ müssen deren Strahlungen in Sprachbilder transformiert werden. Der komplizierte, naturwissenschaftlich besetzte, hier aber auch kosmologisch und magisch gemeinte Begriff wird letztlich in diese ästhetische Fluchtlinie aufgelöst: Nicht nur verbinden Strahlungen das Ich mit der Allgemeinheit, vielmehr sieht auch Jünger kosmische und irdische Strahlen „verwoben“, wenn sie „sinnvolle Muster“ zeigen; ihre Wirkung kann sich als raumstiftende oder raumzerstörende „Lebensmacht“ entfalten.⁵¹⁴ Diese Strahlen sind, den physikalischen Antagonismus überwindend, Welle und Korpuskel zugleich, was wiederum der Verschmelzung von Sprachzeichen und Bildern, Vernunft und Hieroglyphentum zu „Bildersäulen“ entspreche.⁵¹⁵

Allerdings kann die Selbstständigkeit der Bilder sich auch höchst ambivalent entwickeln und die beschriebene Szenerie dabei als „Schauspiel“ markieren. Dazu gehört etwa das mehr als dekadente Bild, das ein

509 Jünger: *Strahlungen*, Vorwort, S. 11 bzw. S. 20.

510 „Was uns im Innersten beschäftigt, entzieht sich der Mitteilung, ja fast der eigenen Wahrnehmung.“ (*Strahlungen*, 18. Nov. 1941, I, S. 272)

511 *Strahlungen*, 13. Feb. 1940, I, S. 108.

512 *Siebzig verweht*, 19. Mai 1965; I, S. 24.

513 *Strahlungen*, 9. März 1945; II, S. 379.

514 Vgl. *Strahlungen*: Vorwort, S. 13; Zitate: *Strahlungen*, 24. April 1941, I, S. 232.

515 *Strahlungen*: Vorwort, S. 19. Damit ist, was Hebbel noch romantisch formulierte, mit naturwissenschaftlicher Rede ausstaffiert.

Bombardement von Paris beschreibt, bei dem sich die Stadt „mit ihren roten Türmen und Kuppeln“ in „gewaltiger Schönheit“ zeigt und dabei mit „einem Kelche, der zu tödlicher Befruchtung überflogen wird“, verglichen wird – die organologische Metaphorik steht der Brutalität des Vorgangs diametral entgegen, und der Autor zeigt sich vor allem an dieser Bildspannung interessiert.⁵¹⁶ Den Heroismus und das Epiphanische seiner Bilder,⁵¹⁷ ihre gepriesene Magie, die zahlreich wiedergegebenen Metamorphosen in Träumen hat Jünger selbst wohl nie ganz begriffen, in dieser Resistenz aber gerade ihren Reiz und ihre Wirkungsmöglichkeit gesehen und letztlich damit sogar eine Widerstandsposition der Lyrik bzw. des Apollinischen gegen die „Automatenwelt“ postuliert.⁵¹⁸ Hier fließt die Bildmagie des Surrealismus und der Traumsprache mit ein, die Jünger noch in *Siebzig verweht* an vielen Stellen zu Wort kommen lässt und zelebriert, ferner der Einfluss von Lichtenberg und Hebbel, die Jünger des öfteren benennt.⁵¹⁹

Der immersiven Kraft der Bilder steht die distanzierende Geste des Wortes gegenüber. Auch für diese Seite gibt es explizite programmatische Hinweise, die auf die Schreib- bzw. Erzählform der Distanz hindeuten, jene immer wieder vorgetragene *désinvolture*, die Jünger zumeist auch sich selbst gegenüber gebraucht und programmatisch benennt.⁵²⁰ Dem Modus des semiotischen Abstands entspricht also das Wort, das das Eintauchen in die Bilderschichten sublimiert – Bilder hingegen werden als Essenz dargestellt, die auch als Widerstandswert zu mobilisieren und gegen ‚logische Verflachungen‘ zu verwahren sei.⁵²¹ Es ergibt sich daraus eine ästhetische Option: Distanz

516 *Strahlungen*, 27. Mai 1944; II, S. 270, vgl. 15. Sept. 1943; II, S. 152 f.

517 Ein spätes Beispiel für diese beibehaltene Aufzeichnungstechnik des energetischen, blitzhaften Auf- und Entladen des Bildes findet sich in *Siebzig verweht* (21. Juni 1993; V, S. 123).

518 „Die Automatenwelt ist durchaus nicht apollinisch; daher spürt sie als stärksten Gegner das Gedicht“ (*Siebzig verweht*, 20. Mai 1987; IV, S. 161).

519 Gerade in Bezug auf das Visuelle hat Jünger Anleihen bei Lichtenberg gemacht – Bilder veranlassen eine bestimmte Art zu räsonnieren, womit Perspektiven des Traums oder der Hang zu metaphorischen Nebenideen in Gang gebracht werden können – so hat Lichtenberg ein „Bilder-Buch der Welt“ prospektiert (*Lichtenberg Heft J 702*, Buch I, S. 754).

520 Vgl. *Strahlungen*: Vorwort S. 21 sowie 2. Feb. 1940; I, S. 97.

521 *Strahlungen*, 7. Mai 1943; II, S. 63; vgl. 6. Aug. 1943; II, S. 115.

ist das Prinzip dieses Sehens, bei der das Selbst vom Ich abgekoppelt wird. Dieser Modus ist gleichsam ein komplementäres Produkt der mechanisierten Wahrnehmung. Er macht sich letztlich noch darin geltend, dass sich Jünger zunehmend als Archivar seiner selbst betätigt und sich in Rhetorik auflöst, auch in die Intertexte, die das Subjekt transzendieren.⁵²² Distanz bedeutet allerdings nicht nur Beherrschung der Sprache durch den Autor. Ebenso wie Jünger in der kalten Pose des Voyeurs der Bombardierung von Paris den ästhetischen Mehrwert abzugewinnen versucht, beobachtet er das Sprachmaterial in seinem Eigenleben, wie es den Absichten des Autors entgegenkommt und wie er es sich zu nutzen machen könnte, aber auch, wie es sich ihm gegenüber widerspenstig verhält.

Die angestrebte komplementäre Wahrnehmung von Wort und Bild hat ihren Ausgangspunkt aber schon in einer doppelten Ausrichtung des Sehens. Jünger beschreibt dies als die zwei Seiten von Visualität – ein angenommener Wesenskern des gesehenen Dinges erfordere „das magische Verständnis einer Erscheinung“, was durch den stereoskopischen Blick ermöglicht werde: „Stereoskopisch wahrnehmen heißt also, ein und demselben Gegenstande gleichzeitig zwei Sinnesqualitäten abzugewinnen, und zwar – dies ist das Wesentliche – durch ein einziges Sinnesorgan.“⁵²³ Diese Optik oder Visionik soll das „Unerwartete, das ‚Andere‘“⁵²⁴ ansichtig machen, um derart die „verborgene Harmonie der Dinge offenzulegen“.⁵²⁵

Jünger ist insofern Spätromantiker, als er noch von den elektrischen Impulsen und ihrer Verstärkung in den (Kriegs-) Medien des 20. Jahrhunderts geprägt ist; sein Programm ist eine Intensitätenlehre, die auf

522 Peter Boerner hat angemerkt, dass Jünger vielfach den „Stil wissenschaftlicher Beobachtungsprotokolle“ annahm und Erlebtes oder Gedachtes mit einer „stets gleichbleibenden kühlen Aufmerksamkeit“ registrierte (1969, S. 34 bzw. S. 59); vgl. Noack 1998. Just (1966, S. 41) parallelisiert *Strahlungen* und das Modell von Gottfried Benns Radar-Denker bzw. bietet plausibel das Modell einer indirekten Schreibweise an, die ebenfalls versachlichte Züge trägt, „das heißt er lotet mit den Strahlungen des eigenen Ich die Welt aus und fängt dann die im Auftreffen auf die Dinge gebrochenen Strahlen wieder auf.“ (Just 1966, S. 41)

523 Ernst Jünger: *Das abenteuerliche Herz*, SW Bd. 9, S. 68 bzw. S. 83.

524 Ernst Jünger: *Das abenteuerliche Herz*, SW Bd. 9, S. 144.

525 Ernst Jünger: *Das abenteuerliche Herz*, SW Bd. 9, S. 86.

Bildern, Traum und Rausch sowie dem exzeptionellen Erlebnis beruht. In der Bewertung dieser Dinge ergeben sich bei Jünger deshalb immer wieder Ambivalenzen; zu würdigen bleibt die Beobachtungshaltung, insofern sie Distanznahme und letztlich Diskussion ermöglicht. Die Bild- und Blickmagie, die an einigen Stellen seines späteren Werks aufblitzt, ist einem grundsätzlich distanziernten Kommentarverhalten und einer Erzählhaltung der *désinvolture* unterworfen – Jüngers Blicke sind zeitdiagnostisch oder suchen wenigstens immer wieder die versachlichte Ebene. Seine Tiefenauslotungen auf elementaren Ebenen der visuellen Erscheinungsformen benennen, so spekulativ sie sind, doch ihre Quellen: „Geht man tief genug hinunter, findet sich der Generalnenner. Leibniz. Das Punktamt von Heliopolis. Vorteile und Gefahren dieser Denkrichtung.“⁵²⁶ Im Lakonismus der Tagebuchsprache wird damit ein langer Entwicklungsbogen seit der Frühen Neuzeit geschlossen und pointiert: Das Datensammeln wirkt von Leibniz’ Staatstafeln bis in die technisch-utopischen Entwürfe der Gegenwart nach, die ab 1970 mit der informatischen Revolution verwirklicht werden. Es spiegelt sich aber auch in den Dystopien wie Arno Schmidts Kurzroman *Gelehrtenrepublik* (1957), der Wissensgeneratoren und Wissensspeicher darstellt und die Hoffnungen der *Gelehrtenrepublik* Klopstocks von 1774 verabschiedet.⁵²⁷

Oberflächlich lässt sich hier sogar die Kritikfigur erkennen, die die Frankfurter Schule gegen die Quantifizierung richtet, und eine Variante der Verblendungstheorie findet sich bei Jünger: „Wo die Technik magische Züge gewinnt, kann sie wirken wie ein Opiat. Eine Scheinwelt überspielt die Realität“ heißt es 1994.⁵²⁸ Der Unterschied aber zu Marcuses Diagnose

526 *Siebzig verweht*, 2. Juni 1970; I, S. 591 f.

527 Schmidt stellt sein Szenario vor den Hintergrund des politischen Ost-West-Konfliktes: Nach einem atomaren Weltkrieg haben die Machtblöcke USA und UdSSR mit ein paar neutralen Mächten einen schwimmenden, motorisierten Inselstaat organisiert, um dort ihre wissenschaftlichen und künstlerischen Kräfte noch einmal zu optimieren. Neben der Klopstock-Anspielung finden sich auch solche an Schnabels *Insel Felsenburg* (S. 292), und technisch wird über Mikrofilme und Projektionsanlagen berichtet (S. 298), die wiederum die Ästhetik des Wortstücks (S. 302, 348) und die ‚neue Interpunktion‘ (S. 249) befördern, welche einen eigenen Code ermöglicht, wenn etwa Gedankenstriche und Punkte eine längere Nachdenkpause anzeigen.

528 *Siebzig verweht*, 17. Okt. 1994; V, S. 155.

oder zu Horkheimer/Adornos Kritik der Menschenberechnung und Naturbezähmung wird jedoch dann deutlich, wenn man die Opposition von Marx und Schopenhauer anwendet: Dessen Vitalismus in der *Welt als Wille und Vorstellung* affirmiert, ja glorifiziert letztlich das energetische Treiben der Natur, wenn nicht hilfloses Ausgeliefertsein an ihre Kräfte,⁵²⁹ während die linke Kritik Emanzipation ermöglichen und Handlungsräume schaffen will. Als Residuum verbleibt bei Jünger die Kraft der Bilder und die Ordnung der Sprache, die das Tagebuchschreiben – im Modus Carl Schmitts formuliert – als ästhetisches Partisanentum begreift und versucht, damit eine Gegenwelt aufzubauen. Dass man damit aber auch die Möglichkeit einer Mit-Schrift gestalten kann, die ebenfalls medienbewusst, dabei bisweilen euphorisch digitale Medien nutzt, wird sich eine andere Generation zunutze machen.

529 Vgl. Jüngers Tagebucheintrag in *Siebzig verweht* vom 18. Sept. 1967; I, S. 384; auch die Erwähnung von Haeckels Monismus-Rede von 1892 am 28. Nov. 1968; *Siebzig verweht* I, S. 543.

13. Bildschirmpoetik in der Blogosphäre 2000: Rainald Goetz' ästhetische Steigerungen des Alltags

-----⁵³⁰

Medienbewusstheit wird populär

Wenn Ernst Jünger – dem Rainald Goetz in einigen Punkten nahesteht – 1943 davon schreibt, dass die akzelerierte Wahrnehmungsgeschwindigkeit den Tagebuchcharakter der Literatur gestärkt habe,⁵³¹ gilt das umso mehr im Horizont der seit 1900 entwickelten Speicher- und Übertragungsmedien sowie ihrer späteren digitalen Revolutionierung.

Vielleicht noch nicht mit Holleriths Lochkarte, aber spätestens mit den Übergängen von der analogen zur digitalen Epoche um 1950 werden die hellsichtigeren unter den Herzenstagebuchschreibern die Provokation begriffen haben. Die Literatur hat längst ihre Ahnungen und beschäftigt sich mit ihrem semiotischen Status: Christian Morgensterns *Fisches Nachtgesang* (1900) kommt mit einem binären Zeichensystem von Strichen und Bögen aus, um sowohl Bild als auch Eindruck des Fisches zu geben, die Dadaisten zerlegen und rekombinieren Laute, Bilder oder Dinge, machen sich das Arbiträre von Zeichen zunutze und heben es hervor. Und auch kein Zufall ist, dass Arno Schmidts Hauptfigur in *Zettels Traum* Daniel Pagenstecher heißt, der lustvoll seine Einschläge auf das Papier in der Schreibmaschinenseite beschreibt. Und im Prozessieren seines gigantischen Innen- und Außenspeichers eines Sommertag-/nachtraumes spricht Schmidt ganz folgerichtig immer wieder Joyces *Finnegans Wake* an – wo im mokanten Ton das semiotische Problem von Zeitformulierung auf Papier umschrieben wird: „to=introduce a notion of time [ùpon à plane (?) sù ” fàç’e’] by pùnct!

530 Arno Schmidt: *Gelehrtenrepublik*, S. 251.

531 Ernst Jünger: *Strahlungen*, Vorwort (S. 11); umgekehrt gilt das gleiche bzw. gibt Jünger als Beobachtung, es ziehe „sich ein literarischer Faden durch das Labyrinth der Tagebücher“ (ebd., S. 12).

Ingh oles (sic) in iSpace?!“⁵³² So besteht Joyce auf der Ineffabilität des Ästhetischen bei der Darstellung von Zeit und Raum – und zweifellos auf dem Eigenwert des gelebten Tages, wenn er denn romanfähig ist. Dies betrifft auch die prozedurale Ebene, insofern die Erzählvorgänge und das Schreiben als technisch-materiales Ereignis ausdrücklich angesprochen werden. Solche Reflexion der eigenen Medialität kennzeichnet seit 1900 jene Literatur, die mehr will als nur darstellen oder unterhalten.

Doppelt wird damit realisiert, dass Sprache aus arbiträr-unzuverlässigen Zeichen besteht – sie kann im Extremfall zur technischen Geste werden. Einige Jahre nach Konrad Zuses Entwicklung des Computers wird das mechanische Schreiben auch in den frühen Erzählungen Arno Schmidts zur Norm: „<Gute Arbeit!>: Das war's. Aber ohne das Geschrei-Zeichen noch.) Tippen 1, 2, 3, 4. Leertaste. 1, 2, 3, 4, 5, 6.“ – so heißt es lakonisch in *Kundisches Geschirr*.⁵³³ Dass geschrieben werden muss unter allen Umständen, ist der Imperativ, der spätestens seit Rilkes Stadtneurotiker Malte Laurids Brigge und den genannten Buribunken durch die Literatur geht – die Maschine drängt auch Poesie und Tagebüchern ihren Einfluss auf.

Diese grundlegende Einsicht einer Medientheorie der Literatur ist auch für die neue Gattung der Weblogs zu prüfen, die seit 1995 Konjunktur hat. Einmal abgesehen davon, dass historisch weit entfernte Tagebücher mittlerweile ebenfalls (und bisweilen in täglicher Lieferung) im Netz einzusehen sind,⁵³⁴ gibt es eine tägliche wachsende Anzahl von veränderlichen Blogs mit mehr oder weniger kurzer Lebensdauer und Update-Frequenz. Privatheit wird hier an der genauen Grenze zur Öffentlichkeit verhandelt – auch wenn diese bei den allermeisten Blogs auf einen kleinen Rezipientenkreis beschränkt bleibt und diese oft nur kurzfristig existieren, haben sie doch eine theoretisch weltweite Dimension. Dieses Versprechen offenbart aber längst seine Kehrseite. Denn wenn der Begriff ‚Log‘ seit dem 15. Jahrhundert

532 James Joyce: *Finnegans Wake* (1939, S. 124) – womöglich ist das Buch bei anspruchsvollen Computerprogrammierern beliebter als unter Literaturwissenschaftlern.

533 Arno Schmidt: *Kundisches Geschirr*, 1962, S. 395.

534 Etwa Samuel Pepys Tagebuchnotizen mit fortlaufenden Eintragungen unter <http://www.diary.com/>.

eine quantifizierende Bedeutung hat, insofern damit ein Holzblock gemeint ist, der in Kombination mit einer Leine zur Geschwindigkeitsmessung eines Schiffes eingesetzt wurde,⁵³⁵ gilt in Zeiten von Big Data die schiere Quantität von ‚clicks‘ und ‚likes‘ als Gradmesser für Berühmtheit und Geltungsansprüche. Mehr noch zeigen sich nach den ersten Jahren der Netzeuphorie deutliche Ernüchterungserscheinungen, sogar skeptische Einwürfe gegen die Datenverstreuerung, die sich in richtiger Kombination von allsichtigen Maschinen und Programmierern auch zu ganz anderen Zwecken nutzen lassen. Werbliche Aspekte stellen noch die harmloseren Absichten dar, Normierungsbestrebungen hingegen, die Abweichungen registrieren und vielleicht justiziabel machen, können auch zur Sache von Gesundheits- und Nachrichtendiensten werden. Die ubiquitäre Aufforderung zu Transparenz, einem Zentralbegriff der Gegenwartsbeschreibungen, kann sich vom demokratischen Traum zum diktatorischen Albtraum wandeln, der mit großem Machtanspruch Strukturen auflöst und neue schafft – all dies unter der Bedingung, dass sich mit effizienteren Medien offenerherzige Subjekte besser ausforschen lassen und mit neu gewonnenen Mittelwerten auch neue Normen bilden lassen, die zur Richtschnur für Beurteilungen oder Diskriminierungen jeder Art werden können. Manfred Schneider hat mit diesem Blick die lange Geschichte des Transparenztraums geschrieben, der kirchlich-theologisch, politisch oder psychologisch den opaken Widerstand des Subjekts durchdringen will und im Bestreben, Undurchdringlichkeit durch lauter Information zu ersetzen, selbst totalitär werden kann.⁵³⁶ Während nun papierne Tagebücher als Nischenprodukt gelten, die possierlich, im besten Falle noch leicht subversiv sind, spielen die digitalen eine Schlüsselrolle, fasst man diese Praxis der Selbstaufzeichnung weit genug – insofern sie sich eben mit allen Mitteln des Selftrackings dann auch jenseits der Verbalisierung oder Erzählung fortsetzt. Dabei ist zunächst der Schritt vom euphorischen zum kritischen Blogging mit zwei Diarien von Rainald Goetz anzusprechen.

Die im Horizont der neuen Medien öfter gestellte Frage, ob Tagebücher noch zeitgemäß seien,⁵³⁷ ist nicht nur theoretisch (wie von vielen Apologeten

535 Zur Etymologie vgl. Nowak 2008, S. 53.

536 Vgl. Manfred Schneider: *Transparenztraum* (2013).

537 Beispielsweise Walter Höllerer: *Rückschau und Voraussicht* (1997).

der digitalen Schrift), sondern ganz praktisch eindrucksvoll beantwortet worden durch Rainald Goetz' *Abfall für alle*, mit dem er 1998/99 der Fangemeinde und Weltöffentlichkeit seine Notizen täglich auf einer Website zugänglich machte. Dieser Blog, der als ambitioniertes diarisches Pilotprojekt in der digitalen Welt gelten kann, spielt im Titel auf Lichtenbergs ganz unsystematische *Sudelbücher* und dessen Empfehlung an, die ‚Schmierbuch-Methode‘ zu verfolgen.⁵³⁸ Dieses Selbstverständnis lässt sich aber auch ohne allzu viel Umwege auf Goetz' Begriff von Pop beziehen. Wissenschaftlicher Anspruch in der vorsystematischen, sammelnden Recherche, bei der die Aufmerksamkeit auch auf das Zufällige, Randständige gerichtet ist mit der Hoffnung, im Kleinsten etwas Beachtliches zu finden, das vielleicht theoretische Horizonte eröffnet – das ist die Hoffnung der Serendipität, auf die auch Goetz vertraut und mit der er Andy Warhols Credo der Pop Art neu grundiert. Denn auch dessen Kampfruf des ‚Everything is pretty‘, den er in der Praxis des Tape-Recordings und Films umsetzte,⁵³⁹ ist für Goetz im Aufschreiben des Alltäglichen wertvoll. Als ausgebildeter Mediziner ist er mit dem Archivieren in Speichersystemen vertraut (wie sein antipsychiatrischer Roman *Irre* von 1983 zeigt), und mit 1989 hat Goetz bereits einen dreibändigen ‚Roman‘ eines Jahres vorgelegt, der nichts als Nachrichten-, Schlagzeilen und Bildakkumulationen enthält, welche freilich in vorführender, kritischer Absicht montiert werden.

Dabei werden sprachliche Fertigteile durchgespielt, wobei sich der organisierende Autor teilweise selbst außer Kraft setzt und Sprache sprechen lässt, sie durchformalisiert und mit Ziffern versieht bzw. in Listentechnik typografisch organisiert.⁵⁴⁰ Das schreibende Selbst setzt sich diesen Sprachteilen gegenüber, konfrontiert sie mit Datums- und Uhrzeitangaben und versucht, sich in ein neues Verhältnis zu ihnen zu bringen. Darin liegt denn auch der ästhetische Gewinn des V-Effektes, der Fremdsein einerseits

538 Vgl. Lichtenberg F 1219; S. 639.

539 Andy Warhol: *The Philosophy of Andy Warhol*, 1977, S. 94 f. Neuere Akzente zum Begriff populärer Kunst finden sich bei Hecken u.a. 2015; Köhnen 2016.

540 Zur Listentechnik als Archivpoetik des neueren deutschsprachigen Popromans vgl. Baßler 2002 – insofern die Schreibenden alles archivieren, was ihnen unterkommt, um aus diesem Material einen je eigenen, ironisch geprägten Stil zu gewinnen.

dokumentiert, andererseits kultiviert – dies lässt sich an den beiden Internetagebüchern *Abfall für alle* (1998/99) und *Klage* (2007/8) mit Blick auf die Schreibstrategien sowie permanenten Medienreflexionen zeigen. Gestützt wird das Verfahren durch Strategien des Sampling und Remixing, das ein Performance-Programm ist, welches sich nun als DJ-Culture des „Komponieren[s] neuer Stücke anhand vorhandener Platten“ entwickelt.⁵⁴¹ Und zukunftssträchtig ist dies auch – aus heutiger Sicht – für die Literaturproduktion geworden.

Spannend und anspruchsvoll ist die Gratwanderung, die Goetz zwischen eingewohnter Buchsozialisation und Neugier auf das neueste Medium unternimmt. So werden etliche Reflexionen über Lese-, Schreib- und Veröffentlichungsgeschwindigkeiten und damit über das neue Schreibinstrument als „dauernd laufende Entwurfs-Auswurfsmaschine“ angestellt.⁵⁴² Dies entspricht der ebenfalls provisorischen, fragmentarischen Tagebuchform als Erzählbedingung – wobei sich Goetz' Herkunft aus der literarischen Welt insofern zeigt, als er im Vergleich zu nicht-literarischen (und vor allem: gegenwärtigen) Blogs vergleichsweise längere narrative Zusammenhänge aufbaut. Ferner gilt das für seine reflexiven Passagen, die auch dichtungslgische Überlegungen und systemtheoretische Reflexionen umfassen.

Zwar ist dieses Tagerzählen nicht interaktiv verfasst. Innovativ ist es aber im Bewusstsein einer neuen, instantanen Öffentlichkeit und eines Bildschirms als Schreibpartner. Dies entspricht einer öfter wiedergegebenen Erfahrung früherer Internet-Schreibprojekte. So heißt es bei Sven Naters, dem Mitherausgeber des *the buch*-Projektes von 1999:

„Online schreiben, schnell, schnell. War nicht von Anfang an allen klar, als die Zeit im Netz noch teuer war. [...] Emails sind Geständnisse an die Maschinen, in ihren neuen Raum. Von vielen, denen ich maile, kenne ich noch nicht einmal die Stimme. Aber eine eigene Stimme denke ich mir, lese ich ihre Antworten. [...] Ich erfinde neue Geheimnisse. Das Blinken des Cursors am Ende eines Satzes beruhigt mich. Beim Schreiben hat man nichts zu verlieren. Beim Wieder-Lesen schon. Es ist so, als gingen die ausgesprochenen Geheimnisse der Antwortenden auf mich über. Speichern.“⁵⁴³

541 So der mit Goetz befreundete DJ Westbam (1997, S. 24); aus Beobachterperspektive hat Ulf Poschardt (1997) das entsprechende Programm des Mixing und Sampling in der DJ-Culture dargestellt.

542 Goetz: *Abfall für alle*, S. 103.

543 Tom Kummer: *The buch*, S. 113.

Das Graphische wird gerade in den Anfangsjahren digitalen Schreibens sensibel wahrgenommen. Goetz sieht im Bildschirm ein „Erinnerungsfenster“ oder ein „Textlichtding“, das bei Ankunft der Buchstaben frenetisch gefeiert wird. Sein Leuchten beschreibt Goetz – ähnlich wie Vilém Flusser dessen Magie dargestellt hat⁵⁴⁴ – als eine Art Lagerfeuer, ein bannendes, Kommunikation und Produktion forderndes Element. Das blaue Windows-Fenster geht auf wie eine Morgensonne, „Leute, das sind Glücksmomente, Wahnsinn“, ruft der Autor den Lesern zu. Windows bedeutet für Goetz das „Fenster zur Welt“, das den Blick auf ein rechteckiges Feld lenkt, um ihn dann zu zerstreuen. Daraus ergibt sich ein Schreibrezept:

„Immer geht es darum, den naturellmäßig zu verhakten, verbohrt, auch zu konzentrierten Blick zu DEZENTRIEREN, zu öffnen, den in ihm angelegten Krampf zu lösen, Panik und Druck rauszunehmen, alle äußeren Pflichten, Zusagen und Pläne abzusagen, um dann endlich, von allem befreit, im Freien die Zeit ihre Arbeit in einem tun lassen zu können“.⁵⁴⁵

Die Verfremdungsstrategien der klassischen Moderne zeigen ihre Nachwirkungen. Dazu passt die Vorstellung eines unabschließbaren Schreibens als *acte gratuit*, bei dem man am Bildschirm stolz auf das Geschaffte starrt – welches wiederum die Fortsetzung der Erzählbarkeit fordert in einer Schrift, die sogar eine „Lebensformmöglichkeit“ darstellt. So ist es „das Fluidum der computerisierten Textgestalt“, welches das Internettagebuch zum Sprechen bringt. Zunächst ist dies auf die Buchstaben bezogen, die etwas Körperhaftes bekommen und mit deren typografischer Gestaltung immer wieder gespielt wird, manchmal in einem schlafwandlerischen Zustand: „Im Konzentratschlaf eben sah ich wieder Bildschirmtext, tilgte Buchstaben vom Wortende her, neuer Sinn entstand.“ Dasselbe gilt für den bewussten Einsatz von Leerzeilen oder unbeschriebener, reiner Bildschirmfläche, auf der die Wörter wie Lichtpunkte tanzen, um dann auf der Retina als Nachbild zu leuchten.⁵⁴⁶

Erzählerisches Ziel ist es, das gewohnte Wahrnehmungskontinuum aufzulösen, wobei der Autor als Chance sieht, sich selbst insgesamt zu dezentrieren. Die Strategie der Verzifferung, mit der Goetz seinen Notaten durch

544 Vgl. Vilém Flusser: *Die Schrift*, S. 69 ff.

545 Goetz: *Abfall für alle*, S. 151, S. 373, S. 250, S. 232, S. 353 f.

546 Goetz: *Abfall für alle*, S. 251, S. 277, S. 315, S. 318, S. 497.

Uhrzeit-, Wochen- und Monatsangaben im minutiösen Protokoll ein Gerüst verleiht, unterstützt diese Objektivierung. Goetz bezeichnet sich in dieser Hinsicht als „Chronist des Augenblicks“, was er sogleich – wie an vielen anderen Stellen – mit Datum und Uhrzeit versieht. So schreibt man Sylvester 1998 in Berlin, es ist 11.12.41 Uhr, und der Aufschreibegestus wird auch gleich erklärt: „Ich wollte mal einen Tag lang hier nur Zeitziffern notieren, einfach so, jedesmal wenn ich auf die Uhr schaue, weil das so schön aussieht, nur diese Ziffern, die so viel bedeuten.“⁵⁴⁷

Insofern um 1900 der Lettrismus den geschriebenen Buchstaben zum Gegenstand ästhetischer Anschauung erhob, kann Goetz an diese Tradition der Zeichenbewusstheit anknüpfen – doch steht er auch den zeitgenössischen Intentionen des japanischen Datumsmalers On Kawara nahe: Dort wird die Zeitziffer magisiert, nur noch im Hintergrund lässt sie das jeweilige individuelle und auch politische Ereignis durchschimmern.

On Kawaras *Date paintings*

Am 4. Januar 1966 beginnt On Kawara seine langjährige Serie von Datum Bildern, die nichts weiter zeigen als jeweils ein stilisiertes Engramm des Tages, welches mit weißer Acrylfarbe auf meist dunkelfarbiger Leinwand in Rechteckbildern unterschiedlicher Größe (vom Kleinbild bis zum 155 x 226 cm großen Tafelbild) in Sans-Serif-Schrift aufgetragen wird. Dort wird gezählt und (verschwiegen) erzählt; das Datum wird in Ziffern, der Monat aber in der Sprache desjenigen Landes geschrieben (oder in Esperanto verfasst in den Ländern, die keine lateinische Schrift benutzen), wo sich On Kawara gerade aufhält. Nach Abschluss des Bildes bewahrt der Künstler dieses zusammen mit einer tagesfrischen Zeitungsmeldung in einem 5cm tiefen Pappkarton auf – die Tagesdaten sind also auch stapelbar und nehmen messbaren Raum ein, weswegen das daraus entstehende Archiv nicht digital und also infinitesimal winzig ist, sondern durchaus fassbare Ausmaße hat. Man kann zweifellos in der geographischen Verstreuung einen Reflex des Globalen sehen und in der datenmäßigen Bandbreite, die auf Dauer erzeugt wird, „Spuren objektiver Zeitstrukturen“ finden.⁵⁴⁸ Doch

547 Goetz: *Abfall für alle*, S. 833.

548 Karin Hennig: *On Kawara*, 1997, S. 3.

stellt der Schreibende dem Fluss der Zeit auch den übergeordneten, wenn nicht erhabenen Zusammenhang der Ziffer entgegen. Die Teilhabe an gesellschafts- und weltweiten Tagesnotizen wird mit individuellen Handlungen verbunden, zeigt aber auch die Kluft zwischen ihnen: Allgemeine Äußerungen wie „I am not going to commit suicide“ stehen der Objektivität der Zeitungsausschnitte entgegen. Es erwächst hieraus ein Zeugnis des Tages, das in einem abstrakten Stillleben fixiert wird, andererseits im Blick des (Künstler-) Betrachters sich notwendig immer weiter von dessen Gegenwart entfernt. Begleitend verfasst On Kawara dann kleinere Textsparten wie „I read“, „I went“ oder „I met“, ebenfalls datenmäßige Erfassungen eines Tages nahe an der Sprache der Statistik; auch sendet er zeitweise täglich zwei Postkarten mit lapidaren Ein-Satzprotokollen.

Insofern geht der Künstler über die erste oberflächliche Assoziation hinaus, dass seine Malerei auf die Fertigteil- und Reduplikationstechniken der zeitgenössischen Pop Art oder auf die Minimal Art zu reduzieren sei. Mit den Datumbildern wird die Opposition von Stillstand und Zeitfluss reflektiert, auch recht deutlich die Inkommensurabilität der arbiträren Bezifferung des Tages, mithin das Paradoxale von „generativen Prinzipien wie Suchen und Finden, Ordnung und Unordnung, Zufall und Notwendigkeit, das Ähnliche und das Verschiedene“.⁵⁴⁹ On Kawara hat seine Datumbilder jahrelang nicht verkauft, um genau diese Effekte spüren zu können. Darin erweist sich der übersubjektive Anspruch der Ziffer, in deren Reihe sich der einzelne einschreiben kann – um sich der Dialektik von Vergänglichkeit und Unendlichkeit, letztendlich deren Undenkbarkeit zu versichern und im bloßen Akt des Aufschreibens eine sinnliche Andeutung dessen zu geben.

Zweifellos spielt der traditionelle japanische Denkhorizont in diese Ästhetik der Ziffer hinein, sowohl im Bedürfnis, die Dinge zur Ruhe zu bringen, wie auch in der Priorität der allgemeinen Ordnung vor dem Subjektiven.⁵⁵⁰ Insofern On Kawara aber gerade westliche Kulturen, ihr teleologisches Denken und ihre Individualkulturen aufsucht, bauen seine Datumbilder eben diese gegensätzlichen Auffassungen spannungsvoll auf. Nicht nur beschäftigte dieses Thema den 2014 verstorbenen Künstler fast

549 Jean-Christophe Ammann: *Bild und Zeit*, 1993, S. 306.

550 Jean-Christophe Ammann (1993), S. 309.

fünfzig Jahre ausschließlich, vielmehr wird das Verfahren auch von manchem heutigen Blogger als vorbildlich benannt.

Ziffern- und Sprachmaterial als Verfahren: Goetz und der ausgestellte Signifikant

Goetz ist ebenso wenig einfach Chronist, sondern versucht sich auch als Synchronist – um damit einmal mehr die unmögliche Kongruenz von Ereignis und Niederschrift zu erweisen. So listet er zum Jahresende 1998 einen Countdown:

2222.24
2222.36
2222.43
2222.50
2222.51
2223.07
2223.16
2223.17
2223.35⁵⁵¹

Poetisch wird damit der für das Blogschreiben konstitutive Aktualitäts- bzw. Real-Time-Effekt angestrebt. Allerdings zeigen die ungleichmäßigen Zeitintervalle auch den subjektiven Faktor beim Aufschreiben und machen diesen zwischen den Ziffern als Widerstand sichtbar; an anderen Stellen vergehen Minuten oder Stunden ohne Textzusatz bis zur nächsten Zeitziffer. Und so schwanken die Zeitangaben in ihrer Erscheinung: Einerseits verdanken sie sich der freudigen Mitschrift durch den Zeitgenossen, andererseits spreizen sich die Leerräume dazwischen auf – dem Leser ist es überlassen, ob sie ein abgrundtiefes, vielleicht verzweifeltes Gähnen oder eine genussvolle Poetik darstellen.⁵⁵²

Homolog zu seiner Ziffernfolge inszeniert Goetz Wortlisten, die weite Assoziationshorizonte eröffnen mit Namen, Stimmen, Inschriften oder

551 Goetz: *Abfall für alle*, S. 836.

552 So etwa die Poetik des Zwischenraums bei Peter Handke – zumal in der ausgestellten Semiotik seiner früheren Texte vom *Kaspar* über die *Angst des Tormanns beim Elfmeter* bis zur späteren *Lehre der Sainte-Victoire* –, die das

verbalen ready-mades im Auf- und Abschreiben von Begriffen. Solche Gedichte entwerfen ihre Poetologie gleich mit:

Die Institutionen.
 Der Geisteszustand.
 Stimulantien.
 Welche Realität.
 Welche Medien.
 Welches Leben.
 Externe Position.
 Beweglichkeit.
 Vision vom Ganzen.
 Verlorenheit ans Detail.
 Permanente Oszillation.
 Alle Orte.
 Welches Menschenbild.
 Welche Erfahrungen.
 Du mußt dein Leben ändern.
 Hartnäckigkeit.
 Enttäuschungsresistenz.
 Die Individualkonstitution.
 Let the motherfucker ROCK.
 PRAXIS.⁵⁵³

Im Rahmen der sprachlichen Möglichkeiten wird hier parallele Informationsverarbeitung betrieben bzw. werden auf komprimiertem Raum unterschiedlichste Diskurse berücksichtigt. Im Stil von Herders subjektiver Natursuche wird eine Assoziationsliste von Stichworten aufgeboten, die aber zu keiner Narration mehr verbunden sind – auch wenn die Leerstellen den Rezipienten dazu animieren mögen. Die Satzhierarchie wird aufgelöst

Denken und Wahrnehmen zur umfassenden Ästhetik und sogar zur Lebensform macht. Eine technisch-humoristische Variante hingegen findet sich bei Christian Morgenstern, dessen *Lattenzaun*-Gedicht aus den 1900 erschienenen *Galgenliedern* gerade die eigensinnigen, widerständigen Leerräume zwischen den Holzlatten aktiviert.

553 Goetz: *Abfall für alle*, S. 131 f.

und bietet im *cut-up*-Verfahren beliebig viele Schnittstellen. Das Rilke-Zitat aus dem *Panther*-Gedicht erscheint gleichrangig neben Pop-Jargon und systemtheoretischer sowie existenzphilosophischer Begrifflichkeit – gelistet sind damit vielmehr Anstößigkeiten und Anlässlichkeiten, deren fast meditativer Rhythmus durch die schnelle Zeilenschaltung der Return-Taste getaktet ist. Alltagsversatzstücke werden gegen die Höhenkammkunst aufgeboten, um deren Bastionen zu schleifen – die Geste des *culture jamming* zeigt Goetz' Anleihen bei der Pop-Ästhetik. Nicht mehr vollständige Sätze bilden die Essenz der Erzählung, sondern einzelne Wörter, die als optisches Erlebnis funktionieren und die Bildschirmfläche um sich herum aktivieren, eindrücklicher noch als das Papierweiß des später gedruckten Tagebuches. Durch dieses Vorführen bzw. Inszenieren der Einzelwörter ergibt sich ein Effekt des *foregrounding*,⁵⁵⁴ wenn das Wortmaterial selbst Impulse für das Sehen setzt. Das einzelne Wort, die Assoziation im elliptischen Satz, die Notate in Listenform mit Zeitziffernangabe – im theatralen Modus des Vorführens scheint die Signifikantenqualität ihrer Sprache auf. Damit wird auch das von Andy Warhol zitierte Projekt erweitert, dessen Reproduktions- und Serialisierungsprinzip noch auf analoge Träger angewiesen war, auch hier schon aber Verschwendung zum Prinzip macht: „I was taping and Polaroiding everything in sight, but I didn't know what to make of it all.“⁵⁵⁵

Öffentliche Bezugnahme, Interaktivität einerseits und andererseits die Intimisierung des Blicks, der selbstgenügsam ins magische Blau starrt, gehen in der Bildschirmpoetik von Goetz zusammen. Im Sprung von Wort zu Wort, Ziffer zu Ziffer, Beobachtung zu Beobachtung wird die Textmaschine, die präzise Mechanik der Wörter in Gang gehalten. Goetz bleibt allerdings nicht beim Lettrismus; das angestrebte Projekt ist die Erweiterung der Selbstschrift in ein Gesamtkunstwerk, das unter dem Leitmotiv des Lichts entstehen sollte – eine Anspielung auf Karlheinz Stockhausens epochalen Tonzyklus *Licht*, der nach 25 Jahren Arbeit 2002 beendet wurde. Eine solche Synthese der Künste liegt nicht zuletzt der Lebenspraxis zugrunde, die in der DJ- und Disco-Ästhetik mit der *Rave*-Erzählung erprobt wird – dies ist dann der lebensästhetische Fluchtpunkt als großes Thema seit den

554 Roman Jakobson: *Poetik* (1993), S. 150.

555 Goetz 1993, S. 166; Warhol berichtet darüber in *The Philosophy of Andy Warhol*, S. 94 f.

1990er Jahren,⁵⁵⁶ für den das Tagebuch das Konzept liefert. An anderer Stelle profiliert sich Goetz dann wieder als glanzvoller Essayist, womit eine weitere von vielen *möglichen* Erzählformen realisiert wird. Der schnelle Blickwechsel am Bildschirm beeinflusst die raschen Themenwechsel der Notate, begünstigt noch durch die Tagebuchform: Einsetzen und Abbrechen, Auslassen und Insistieren sind die Strategien des Erzählens, die Goetz reklamiert. Der Weg dahin verläuft über die graphischen Möglichkeiten der digitalen Animation. Buchstaben, Ziffern und Erzählfragmente von *Abfall für alle* erscheinen damit als visuelle Reizflächen, die selbst zu handelnden Agenten werden und die Semantik auf ihre Seite ziehen.

Mit der Fertigteilästhetik wird aber auch der Anspruch von persönlicher Authentizität relativiert. Zwar baut Goetz seine Autorfunktion wirkungsvoll auf und benutzt dazu Ziffern und Wortbilder als Masken; aus Sicht der Sprache hingegen wird deren Autonomie in einem durchaus maschinellen Sinn fasslich. Damit bleibt eine prominente Frage bei Goetz' Elektro-Tagebuch, welche Rolle das Ich in der Schrift spielt, die im Moment des Schreibens durch digitale Publikation auch für eine weite Öffentlichkeit lesbar wird.

Es entspricht dem dokumentarischen Vorgehen Goetz', der zum Beispiel in seinem Medientagebuch 1989 eine Zitatencollage aus Zeitungs-, Rundfunk- und Fernsehtexten bzw. -bildern versammelt hat, dass diese „obsessive Medienmitschrift“⁵⁵⁷ im Aufnahmeakt selbst Kameraeigenschaften zeigt und auf das Sammeln möglichst großer Quantitäten zielt, die dann wiedergegeben werden. Eine solche automatenhafte Seite der Wahrnehmung beschreibt Goetz in auch seinem neueren Netztagebuch *Klage*, das von Februar 2007 bis Juni 2008 über das Portal der Zeitschrift *Vanity Fair* veröffentlicht und wiederum in Buchform publiziert wurde. Über Videoblogging heißt es da:

„Die Leute stellen sich in einer Direktheit und Nacktheit vor einen hin, dass man erschrickt und staunt, man befindet sich ja nur etwa 20 Zentimeter weit weg von ihnen. Dagegen war Fernsehen, die alte Nacktmaschine, ein Medium höflichster Diskretion. Das Internet hat in seiner Vertracktheit beides radikalisiert: die Bilder und die Schrift. Die Schrift will denken, die Bilder erzwingen physische Präsenz“.⁵⁵⁸

556 Vgl. Richard Shusterman: *Kunst Leben. Die Ästhetik des Pragmatismus* (1994).

557 Markus Tillmann: *Populäre Musik* (2013), S. 180.

558 Rainald Goetz: *Klage* (2008), S. 147.

Erneut wird deutlich, wie sich Goetz über die Bildschirmoptik auf die Materialität des Schreibens einlässt. Ähnlich wie in *Abfall für alle* lässt er seine Stichwortlisten⁵⁵⁹ mit Fundstücken des Alltags aufleuchten und nobilitiert so das (scheinbar) Belanglose, das als vorgeführtes Fertigteil aber auch im V-Effekt wahrnehmbar wird – wie etwa eine Telefonansagestimme oder eine Flughafenanzeigetafel, deren flüchtige Lettern abgeschrieben werden und so zum „Weltgedicht“ avancieren. Mit Wortzusammensetzungen wird gebastelt im phonetischen und lettristischen Experiment, und Schnipsel werden in Inventurform kompiliert.⁵⁶⁰

Bildschirmbeobachtung und Schrift als Material sind aber auch hier Teil einer fiktiven Identitätskonstruktion des Autors, die sich aus den „Formfindungs- und Selektionsprozessen“⁵⁶¹ des Autors ergeben. Im theatralen Modus formuliert Goetz sein Konzept des Netzschreibens, das er in einem Dreieck von Adjektiven verortet: „bewusstlos“, „ichstark“ und zugleich „quasi autorschaftsfrei“ soll der Text sein „wie das im Geschehen sich verlierende Auftreten“ des dargestellten Menschen. Gegen das eitle Aufplustern und alle Selbsthysterie solle die Ichfigur auf Distanz bleiben und die Selbstblindheit gegenüber dem Schreiben beibehalten, denn „Resonanzen stören diese Selbstunsichtbarkeit, das selig Automatische, das das Schreiben anfangs haben kann“ und das nur so auf Entdeckungsreise geht. Die Erwartung an den „authentoiden Autor“ ist es dann, den „Text ins Fliegen zu bringen“, was beim „LOSLABERN“ passiert, welches die „schönste und höchste Form von Literatur“ sei.⁵⁶²

Das Prinzip der gesellschaftlichen Partizipation, der Alltagsmitschrift und ihrer medienbewussten, experimentellen Überformung gilt also auch hier und scheint sich als eine Schreibweise zu etablieren. Goetz versucht aber mit seinen Tagebüchern eine schwierige Äquilibristik. Einerseits kennzeichnet sein Schreiben eine energiegeladene, sich verstreuende Gegenwartsteilhabe, die sich auch in seiner Party- und Rave-Ästhetik findet und mit der die Aktivitäten des E-Gitarristen, jenes stromaktivierten Stürmers und Drängers

559 Goetz benennt programmatisch die aus der Pop-Ästhetik beibehaltene Poetik der Liste (*Klage*, S. 279).

560 Goetz: *Klage*, S. 123, S. 234, S. 103/369/426 f., S. 152.

561 Dazu Markus Tillmann (2013), S. 181; vgl. Goetz: *Abfall für alle*, S. 685.

562 Goetz: *Klage*, S. 105, S. 105, S. 176.

des 20. Jahrhunderts, aufgegriffen werden. Diese, wie Garcia sagen würde, ‚elektrische Ethik‘ des intensiven Lebens⁵⁶³ steht bei Goetz aber einer nachdenklichen, sammelnden, abwägenden und selbstbeobachtenden Tendenz gegenüber – der Schreibende setzt sich in Beziehung zu den ihn durchströmenden Diskursen und beobachtet sich dabei fortwährend.

Das Problem einer neu formierten Öffentlichkeit mit geänderten Begriffen von Intimität gewinnt auch für Goetz an Schärfe: Die Crux bleibt bei allen Selbstreflexionen, die das Medium zum Thema machen, dass hier wie schon im Buribunkenstaat Schmitts absolute Teilhabe gefordert ist – wer nicht im Netz präsent ist und gezählt werden kann, der zählt auch nichts, und der Begriff von ‚Anschlussfähigkeit‘ kann dann seinen finsternen Sinn offenbaren, wenn es um schiere Publizität geht und um nichts sonst. Zum Problem wird dann 100 Jahre nach der beißenden Satire Schmitts die schiere Quantität von Präsenz, die die neue Öffentlichkeit zum Maßstab gelingender Kommunikation macht. Der Foucault-Kenner Goetz hat bei aller partizipatorischen, manchmal emphatischen gesellschaftlichen Lebensteilnahme nie dessen kritische Perspektive aufgegeben – und im historischen, aber dort sich nicht erschöpfenden Blick auf die Hypomnemata hat Foucault über die Frage nach der Selbsttechnik zweifellos auch zeitgenössische Probleme sowohl des aktiven, subjektiven Pop im Sinne des gestaltenden Selbstaufschreibens und auch der objektiven Speichertechniken angerührt, die in den fortschreitenden 1970er Jahren längst Computersache sind.

Als figurierte Klage auftretend und sich inszenierend hat Goetz die neueren Notate, Essays, Gedichte und Spontanstenografien zu einem polemischen Konvolut anwachsen lassen, das bereits im Internet Kritiker auf den Plan gerufen hat. Zwischen Ich und Text spannt sich ein Möglichkeitsraum auf, der auch hier durch Selbstreflexion medial erweitert ist. Wenn nun der Ich-Alltag durch Schrift konstruiert wird, so äußert Goetz in der mitlaufenden Beobachtung weniger ideologisch motivierte, sondern ganz schreib- und

563 Tristan Garcia (*Das intensive Leben – eine moderne Obsession* 2017, Zitat S. 177) hat dem Begriff der Lebensintensität eine diskursanalytische, vor allem technik- und philosophiegeschichtlich ausgerichtete Studie gewidmet, die die Erschöpfung der Nervenkraft durch Reizüberflutung thematisiert; zum E-Gitarristen als Refiguration des spätaufklärerischen Libertins, des Romantikers sowie des Rockers nach 1950 vgl. ebd., S. 106 f.

erfahrungspraktisch begründete Kritik. Die sich neu formierende Öffentlichkeit ist alles andere als das erfüllte Glücksversprechen ihrer Apologeten: Im „Diktat der Maschinen, der Diktatur der Medien“ mutieren halbwegs gescheite Menschen zu Puppen, was in vielfachen Szenarien besonders an Politikern und Showstars gezeigt wird. Auch das eigene Veröffentlichungsmedium mit seinen Räumen wird skeptisch gesehen: „riesige Supercomputer / errechnen eine Vielzahl von Entwürfen / und simulieren Sichtbarkeit / DER NEUZEITLICHE MENSCH / steht in der Irre“, so heißt es in Gedichtzeilen und mit existentieller Klagestimme, wogegen allerdings stets die Lust am Experiment aktiviert wird. Bei vollem Bewusstsein riskiert dieser Selbstschreiber das Aufgehen in der vom Medium vorgegebenen Form, in der Selbstverzifferung, in den Daten und Satzketten, die den Aufschreiberhythmus takten – und probt sein Enhancement durch Anverwandlung, durch schlaues Mimikry an die umliegenden Diskurse. Dieser Text übertrifft seinen Schreiber, der von dem Wissen und den „dauernd gegen ihn laufenden Beobachtungen durch den eigenen Text bedroht“ ist,⁵⁶⁴ sich also permanent Verdächtigungen seitens des Mediums ausgesetzt sieht. Und damit wird die Frage nach Authentizität noch einmal schärfer gestellt – das Tagebuch-Ich thematisiert seine Gefährdung und deutet seine Gegenstrategien zugleich an. Weit jenseits der Unterhaltungsselbstliteratur, der Katzenstuben-Blogs oder der gefälligen, Anteilnahme heischenden Selbstbekenntnisse und insgesamt form- und medienvergessenen Blog-Outings operiert Goetz mit seinen Experimenten in einer Grenzregion, die zwischen der Autonomie des Tagebuchschreibers und seiner einbekannten, präzisierten Heteronomie liegt.

Goetz' Tagebücher vernetzen sich im *Gravitationsfeld Pop* – und sind kritisch zugleich.⁵⁶⁵ Sie problematisieren ihre Aufschreibbedingungen und nutzen sie *uno actu*, wenn sie literarische Absichten in einem anspruchsvollen Sinn verfolgen. Als lebendige Teilhabe an der Gegenwartskultur sind *Abfall für alle* und *Klage* zwischen den Tagebüchern der Gebrüder Goncourt – dem Pariser Who's Who gegen 1900 – sowie den literarisch-betrieblichen, beobachtungsreichen Gesellschaftstagebüchern von Fritz J. Raddatz (2014)

564 Goetz: *Klage*, S. 324, S. 12, S. 344.

565 Zur affirmativen Seite des Postmodernismus vgl. Breitenborn/Düllo/Birke 2014, zur kritischen Perspektive Hecken u.a. 2015.

angesiedelt, aber auch durch ein Höchstmaß an semiologischer Reflektiertheit gekennzeichnet. Sie arbeiten daran, die Neukonstitution von Öffentlichkeit nicht nur euphorisch-engagiert, sondern auch in kritischer Spiegelung zu begleiten.

14. Selbsttexte in Millisekunden: eine kritische Soziologie des öffentlichen Geheimnisses

„Was ihr nicht rechnet, glaubt ihr sei nicht wahr“⁵⁶⁶

Individualität als Verblendungszusammenhang

Auf den ersten Blick erscheint die Selbstdatenschöpfung als Chance, jene Lebens-Kunst zu perfektionieren, die durch Feuilletons, Lifestyle-Magazine oder Ratgeberbücher im Namen einer gestärkten Subjektivität angepriesen wird. Eine Tendenz der Selbstoptimierung ist nämlich darin zu sehen, dass das Diktat des Besonderen, das Inszenieren des Speziellen und die so auch inszenierte, forciert vorgetragene eigene Lebensform mittlerweile Hochkonjunktur hat. Reckwitz hat diesen Blick auf Selbstständigkeit als Differenzstreben im Horizont eines kulturellen Kapitalismus aufgearbeitet: „Im Modus der Singularisierung wird das Leben nicht einfach gelebt, es wird kuratiert. Das spätmoderne Subjekt performed sein (dem Anspruch nach) besonderes Selbst vor den anderen, die zum Publikum werden.“⁵⁶⁷ Anders als im fin de siècle um 1900 mit seinen wenigen kunstelitären Zirkeln sucht das Kultsubjekt nun potenziell weltweit Aufmerksamkeit, veröffentlicht sich ubiquitär und nutzt dazu seine medialen Extensionen: „Die allgegenwärtigen sozialen Medien mit ihren Profilen sind eine der zentralen Arenen dieser Arbeit an der Besonderheit. Das Subjekt bewegt sich hier auf einem umfassenden sozialen Attraktivitätsmarkt, auf dem ein Kampf um Sichtbarkeit ausgetragen wird, die nur das ungewöhnlich Erscheinende verspricht.“⁵⁶⁸ In den verstärkten Subjektivierungstrends seit den 1970er Jahren liegt denn auch eine forcierte Absage an die gemeinsame Erzählung – ein Ideologem,

566 Mephisto zum Kanzler (Faust II, V. 4920; I/7,1, S. 213.

567 Andreas Reckwitz: *Singularitäten*, S. 9.

568 Andreas Reckwitz: *Singularitäten*, S. 9 f.

das selbst wieder eine Meistererzählung des Postmodernismus ist und sich in den Individualkulten des Digitalen technisch perfektionieren lässt.

Mögen die Beweggründe für die verstärkte Partizipation im Netz nun zunächst dahin gehen, die eigene Nuance bzw. Individualität zu stärken, steht dies doch unter Bedingungen von öffentlicher Aufmerksamkeit. Unter dem sozialen Druck der Kommunikationsansprüche geht es heutigen Tagebuchschreibern dann auch nicht mehr um kontemplative Selbstbesinnung, um Bilanz oder Planung, sondern vor allem um die knappe Ressource Aufmerksamkeit, die in der weltweiten Öffentlichkeit beansprucht wird: Bin ich gut vernetzt, wie oft wird mein Blog aufgerufen, wer ist mein Publikum – und mit wem und wie vielen wird dieses dann kommuniziert? Warum antwortet das Gegenüber nicht? Solche Fragen einer phatischen, sich selbst bespiegelnden Kommunikation, die sich um das reine Prozessieren von Botschaft und Rückmeldung, Reiz und Reflex kümmert, dominieren nicht nur längst die Chatrooms und Nachrichtenzirkulationen von WhatsApp, Facebook etc. – es scheint insgesamt alltagsprägend geworden, sich um die schiere Quantität von Erreichbarkeiten, Homepage-Zugriffen, des Erwähltheits in Google und Yahoo oder des Gekauftheits in den Amazon-Charts zu sorgen. Und so entscheidet auch in den Blogcharts die Nachfrage auf dem Markt des Informationszirkus über das Gelingen von Selbstschrift, wofür technikgemäß der neueste, optimierte Standard erforderlich ist.

Frappierenderweise ist es längst nicht mehr nur die Kontrollmacht, die seit Sokrates' *Apologie* in Form von geforderten Selbstzeugnissen Wirklichkeiten produziert, sei es unter Bedingungen der Rede, der Papierschrift, der buchähnlichen Typographierung durch die Schreibmaschine und erst recht der neuen Medien. Vielmehr gehören Selbsttexte mit Bekenntnischarakter oder freiwillige Datenlieferungen zu den einsozialisierten Ritualen, die weltweit nicht nur freiwillig unternommen werden, sondern zum unerlässlichen und teilnahmepflichtigen Kernbestand kultureller Praktiken zählen. Selbstschrift ist zum Proberaum für eine Ästhetik der Existenz geworden und hat eine bevölkerungsweite Stilsuche mit sich gebracht, die mittlerweile einen neuen Strukturwandel der Öffentlichkeit begleitet. Das tägliche, stündliche oder minütliche Exerzitium mit Selbstzeugnissen, das bei Carl Schmitt noch wie eine Grotteske klingt, ist in der Praxis von Selfies, WhatsApp und anderen Präsenz einfordernden common-sense-Veranstaltungen zum Alltag geworden, dessen historische Herkunft und zukünftige Fluchtlinie hier dargestellt werden

sollten. Solche Teilhabe ist längst einsozialisiert – und dass unter Bedingungen der Moderne ein gewaltiger, politisch und technisch induzierter Konformitätsdruck herrscht, hat Herbert Marcuse bereits 1964 gezeigt, wenn er von einer „automatischen Identifikation“ gesprochen hat, die den vermeintlichen und versprochenen privaten Raum angreife und damit übernehme:

„Massenproduktion und -distribution beanspruchen das *ganze* Individuum, und Industriepsychologie ist längst nicht mehr auf die Fabrik beschränkt. Die mannigfachen Introjektionsprozesse scheinen zu fast mechanistischen Reaktionen verknöchert. Das Ergebnis ist nicht Anpassung, sondern *Mimesis*: eine unmittelbare Identifikation des Individuums mit *seiner* Gesellschaft und dadurch mit der Gesellschaft als einem Ganzen.“⁵⁶⁹

Diese Entwicklung einer annähernd weltweiten Identifikation mit technischen Formaten trägt das ihre dazu bei, einen eindimensionalen Menschen zu erzeugen, dem das Vorfindliche immer auch das beste und das nächste Ziel immer das erstrebenswerteste zu sein scheint. Diese Konformitätsabsicht progrediert unter Bedingungen eines datenhungrigen Staates, der zunehmend einem Wirtschaftssystem Platz macht, das sich die Selbstverdatung zunutze macht und dann einen eindimensionalen Menschen hoch 2 oder hoch 4 hervorbringt (auch wenn das nur metaphorisch geht). Elsberg merkt dies im Nachsatz zu seinem dystopischen Roman *ZERO* an, wenn er das Zusammenwachsen der Phänomene beschreibt: „ich bin die Information über mich, mein Körper ein weiterer Datenträger.“⁵⁷⁰

Erst recht gilt das Diktum unter Bedingungen der digitalen Revolution. Und funktionierte bis ins 20. Jahrhundert die Ich-Datensammlung, wie sie seit den pietistischen und frühpsychologischen Programmen erhoben werden sollte, auf serieller Basis, wurde sie also durch den Flaschenhals der stündlichen oder täglichen Notiz mit jahrelangen Kompilationen und ex-post-Sichtungen geschickt, so können prinzipiell seit Erfindung der Lochkarte und perfektioniert durch digitale Verarbeitung Daten parallel prozessiert werden.⁵⁷¹ Eine solche technisch hochgerüstete Produktion der

569 Marcuse: *Der eindimensionale Mensch* (1964, S. 30).

570 Elsberg: *ZERO*, S. 493.

571 Rieger (2012, S. 367) spricht hier von der „Erfolgs- und Überlieferungsgeschichte operativ verbesserter Gedächtnisleistungen“, insofern die fortgeschrittene parallele Datenverarbeitung die seriellen oder sequentiellen Wege optimiert.

Selbstschrift hat nunmehr Wege gefunden, die auch ihre simultane Rezeption und Rückspiegelung ins eigene Leben hinein ermöglichen können. Jaron Lanier, einer der frühen Euphoriker (und mittlerweile Skeptiker) der virtuellen Realität, hat bereits 1993 davon gesprochen, dass die Differenz von Leben und Autobiographie kassiert wird:

„Da sowohl alle Umweltparameter als auch das Verhalten des Benutzers zu jedem Moment innerhalb der virtuellen Realität sämtlich in digitalisierter Form vorliegen, ist es nur eine Frage der Verfügbarkeit von Speichermedien, einen kontinuierlichen Livemitschnitt der virtuellen Vita jedes einzelnen zu erstellen, der dann als externalisiertes Gedächtnis mit Such- und Editierfunktionen verwaltet werden kann.“⁵⁷²

In solchen Formen würde die Nutzung vermeintlich individueller Bedarfszuschüsse dann vor allem jenen Institutionen zuarbeiten, die Daten sammeln und sie weiterverkaufen – was Lanier nunmehr zu Appellen für den Ausstieg aus den Social Media veranlasst.⁵⁷³ Mittlerweile arbeitet Google an einem System, mit dem sich Gedanken unmittelbar im Prozess des Denkens und vor ihrer Artikulation durch Mund oder Hand digital aufzeichnen lassen. Auch wenn für diese Entwicklung noch ein paar Jahre benötigt werden, ist zweifellos schon jetzt das Schreibverhalten avantgardistisch geworden, wenn die Selbstkunst mit akzeleriertem Tempo in den Alltag bzw. in die digitalen Archive hinein ausgeweitet wird. Doch findet darin auch die dargestellte Tagebuchtradition ihren Niederschlag, die bei allem Hang zur Innenschau immer auch das Prozessieren von Daten im Sinn hatte, um nach einem ‚plus ultra‘ der permanenten Optimierung zu streben – sei es der angepeilten Ziele, sei es der Kommunikation und ihrer Beschleunigung selbst. Wer nicht mitschreibt, verschwindet – dafür ist mittlerweile auch der Begriff FOMO geprägt worden: ‘Fear Of Missing Out’ wird sozialpsychologisch relevant als „uneasy and sometimes all-consuming feeling that you’re missing out – that your peers are doing, in the know about or possession of more or something better than you.“⁵⁷⁴ Eine stärker altruistische Variante ist mittlerweile unter

572 Lanier 1993, S. 75 f; mittlerweile von ihm in zahlreichen Aufrufen und Talkshow-Äußerungen skeptisch behandelt.

573 Vgl. Laniers umfassende politische, soziale und individualpsychologische Argumentliste gegen die „algorithmische Verhaltensmodifikation“ (*Zehn Gründe, warum du deine Social Media Accounts sofort löschen musst*, 2018, S. 11).

574 Miranda 2011.

dem Kürzel FOBM registriert: ‚Fear Of Being Missed‘ wird bezeichnet als „Angst, zu wenig Informationen für Freunde bereitzustellen, so dass sie nichts vom eigenen Leben mitbekommen“. ⁵⁷⁵ Das rechnerische Give-and-Take, die schiere Quantität der Clicks spielt dabei vermutlich eine größere Rolle als die Qualität der Einträge durch Follower, die über Präsenz oder Outsein, Inklusion oder Exklusion entscheiden. So sinnfrei sie auch sein mögen – es wird damit eine vor allem phatische Funktion von Kommunikation genutzt, die auch in Eggers *Circle*-Roman persifliert wird. Die Hauptfigur Mae, die in die Fänge der kryptischen, an der Oberfläche hypersozial agierenden Wirtschaftsvereinigung des Circle gerät – eine Mischung aus Google, Amazon und Facebook –, sieht sich bald in die Sozialpflicht genommen:

„Mae sah auf die Uhr [...] Binnen einer Stunde stieg ihr PartiRank auf 7.288. Die 7.000 zu knacken war schwieriger, doch um acht Uhr hatte sie es geschafft, nachdem sie sich elf Diskussionsgruppen angeschlossen und darin gepostet hatte, weitere zwölf Zings verschickt hatte, darunter einen, der in der Stunde global unter den Top 5.000 geratet wurde, und sich bei weiteren siebenundsechzig Feeds registriert hatte. Sie war bei 6.872 und wandte sich ihrem InnerCircle Social Feed zu.“ ⁵⁷⁶

Netzpräsenz wird begleitet von neuen Supervisionsmedien: Ein Handgelenkmonitor dient der Selbstdatenschöpfung, und ‚TrueYou SeeChange‘ ist im *Circle* nicht nur ein allüberschauender Sensor, der Informationen bündelt und zur Handlungsgrundlage für den Machtapparat werden kann, sondern ein selbstinstalliertes Auge, das das Subjekt und dessen gesehene Welt ununterbrochen supervidiert und die entstandenen Bilder der Weltöffentlichkeit zur Anteilnahme sendet, vor allem aber den Inhabern des Firmenimperiums zur Nutzung zugänglich macht.

Eine ganz ähnliche Körperkamera, die die amerikanische Firma ‚Sociometric Solutions‘ entwickelt hat, befindet sich bereits im Handel, und entsprechend dazu gibt es bereits eine soziologische Forschungsausrichtung. ⁵⁷⁷ Dieses simultane Mitverfolgen ermöglicht nicht nur Tages- sondern Stunden-, Minuten und Sekundenschrift einer Selbstperformance, die den öffentlichen Raum neu strukturieren und auch regulieren will.

575 Wampfler 2014, S. 113.

576 Dave Eggers: *Der Circle*, S. 219 f.

577 Vgl. Morgenroth 2014, S. 139; zur neueren Forschung Balandis/Straub 2018, S. 10.

Wenn Foucault die Orthopädisierung als eine Grundanlage der bürgerlichen Gesellschaft bezeichnet hat, ist diese nun zur Allgegenwart geworden, weil sie massenmedial unterstützt wird: Ratgeberliteratur banalisiert die Forschung und bestimmt damit gleichwohl Lebensmaximen oder Unterhaltungssendungen; Medikations- und Freizeitsportbranchen geben Anweisungen zum Self-Tracking, also jener nicht nur immer vollständiger aktivierbaren Datenabnahme, sondern kulturell wirksamen Zahlen-sammlung, die mit bestimmten Überzeugungen auf seiten des ‚Users‘ und ökonomischen, erzieherischen oder politischen Absichten der Anbieter einhergeht.⁵⁷⁸ Foucaults Beschreibung – auch hier zurückhaltend und im lediglich anspielenden Gestus Richtung Gegenwart gehalten – bezieht sich auf das 18. Jahrhundert, aber sie ist frappierend aktuell: „Verhaltenstechniker: Ingenieure der Menschenführung, Orthopäden der Individualität“ sind es, die dort die Erziehung beherrschen.⁵⁷⁹ Vorgedacht, allerdings technisch noch nicht ansatzweise eingelöst, ist das Prinzip bereits mit Leibniz’ medizinalen Fremdaufzeichnungstechniken, die im 18. Jahrhundert imaginativ bei Diderot, Rousseau, Moritz und anderen zu Selbstaufzeichnungsvorschlägen werden. Heute haben solche Praktiken den Alltag übernommen, ihre Akteure geben Muster für Sprachgebräuche und Verhaltensweisen und setzen dem einzelnen Messpunkte dafür, ob er modelltauglich ist oder nicht. Zusammen mit Medizinstatistikern wirken sie auf die Freizeitgestaltung ein, auf das Versicherungswesen und, in Form des Body-Mass-Index und einer gigantischen Zahl von Richtwerten, auch auf die Bevölkerungsplanung und das berufliche Leben. Es werden damit Profile für Menschen designed, die sich permanent optimieren wollen; an Autonomie sind diese meist nicht mehr, an Singularität aber durchaus interessiert, und insofern sie sich auf die Rituale der vorgefertigten neuen Identitätsbildung einlassen, verkörpern sie die neue ‚Autonomie‘.⁵⁸⁰ Der ärztliche Bereich ist hiervon aber

578 Betroffen sind damit eben nicht nur praktische Umgangsformen des einzelnen mit der Umwelt, sondern auch symbolische Weltverständnisse von Subjekten und Kollektiven; vgl. Balandis/Straub 2018, S. 7.

579 Foucault: *Überwachen und Strafen*, S. 380.

580 Vgl. Jürgen Straubs Begriffsbildung des Autonomie suchenden, aber sich der Fremdbestimmtheit ausliefernden Subjekts: *Selbstoptimierung im Zeichen der „Autonomie“* (2013).

durchaus betroffen – so schreibt auch Wolfgang Herrndorf, als er bereits schwer erkrankt ist und mit seinen Einträgen in *Arbeit und Struktur* den Druck auf den autonomen Selbst(schreiber) ironisiert: „Muss für die Ärzte Stimmungstagebuch führen, jeweils um 8, 13, 19 Uhr Check: Bin ich sehr fröhlich, fröhlich, mittel, bedrückt, sehr bedrückt?“⁵⁸¹

Neben der Fremdbeobachtung funktioniert auch in diesem Feld die freiwillige Selbstanalyse, wenn *Smartwatches* oder *Wearables* ihren Trägern ermöglichen, permanent Körperdaten aufzuzeichnen, die im Falle der weniger ausgeprägten Schreibfähigkeiten ein Tagebuchsstitut darstellen können. Im Extrem mündet dies ins *Lifelogging*, das sich als Möglichkeit begreifen lässt, die Tagebuchprogramme ins Extrem einer möglichst vollständigen Aufzeichnungsform von Körperdaten, Gefühlszustände und Wahrnehmungen zu steigern. Die Datensammelwut von Lifeloggern geht in der Überzeugung des Quantified Self aber auch darauf hinaus, Daten nicht nur diagnostisch zu sichern, sondern für alle nur erdenklichen Fälle schon prophylaktisch zu nutzen, so ihr Apologet Jim Gemmell: „Wir sammeln alle möglichen Daten, weil wir nicht wissen, welche Daten wir einmal in Zukunft brauchen werden.“⁵⁸² Im Geist der Buribunken von 1900 werden nun Lebensvollzüge, Dienst- und Freizeithandlungen, Reisen, Konzertbesuche und Events aller Art serienweise um des Registrierens und Zählens willen unternommen⁵⁸³ – ein sportives Motiv, mit dem die private Notiz zur obligatorischen Anwesenheitsmeldung im öffentlichen Raum wird.

Strengten romantische Staatstheoretiker Überlegungen an, welche Daten optimalerweise für die politische Statistik zu sammeln wären, fehlte es dort noch an technischem Knowhow. Nunmehr sind es aber vor allem die Maschinen selbst, deren Datensammlung sich autonomisiert und wenig

581 Herrndorf: *Arbeit und Struktur*, 12. März 2010, 5:00; S. 16.

582 Jim Gemmell 2014, zit. nach Welzer 2016, S. 118; zum Lifelogging vgl. Bell/Gemmell 2009 und wiederum im affirmativen Sinne Bell 2015.

583 So auch das Argument von Harald Welzer (2016, S. 126) für unterschiedliche Lebensbereiche, auch die Freizeit: „Der arme Jogger läuft ja nicht, um zu laufen, sondern um Daten zu produzieren. Die Partygängerin geht auf Partys nicht, um Spaß zu haben, sondern um zu dokumentieren, dass sie Spaß hat.“ Dies bemerkte freilich schon Hebbel, der sich über Menschen beklagte, die nicht schreiben, weil sie etwas fühlen, sondern nur fühlen, dass sie schreiben (13. April 1837, I, S. 139).

durchschaubaren Zwecken dient – jenseits eines neoliberalen Trends zur Selbstspannung und Selbstbewirtschaftung, die vorgeblich der Ich-Stärkung dient, gibt es einen Transparenz-Kult vor allem hinsichtlich der Körperdaten, welcher ganz anderen Zielen untergeordnet ist, von denen die ökonomischen vielleicht die harmlosesten sind.⁵⁸⁴ Als Tagebuchschreiber hat auch Peter Sloterdijk das immer schon sich speichernde Bewusstsein kommentiert, das seine Existenz daraus bezieht, für alle Welt sichtbar notiert zu sein, und zwar im Lebensmodus des Futur zwei:

„Wir haben die Figur des zentralen Zeugen, der zugleich Konservator und Selektor war, in eine Wolke aus lokalen Beobachtern zerstäubt. Wir beschreiben Papier, wir fotografieren, wir stellen ins Netz. Wo vormals Himmel und Hölle zwei Zonen aus bleibenden Daseinsergebnissen bildeten, mit dem Purgatorium als drittem Aufenthaltsort dazwischen, haben wir einen einzigen ontologisch homogenen Aufenthaltsort geschaffen, das Archiv, in dem bis auf weiteres überdauert, was irgendwie überdauern kann.

Die Gläubigen der Buchreligionszeit haben am Ende des 20. Jahrhunderts neu ausgerüsteten Nachwuchs bekommen. Unzählige spüren, wie wenig es genügt, in der Gegenwart herumzuhängen, um ‚wirklich‘, das heißt auf dokumentierte Weise, da zu sein. Sie möchten sich einen Platz auf den Bildschirmen, in der Mediasphäre, im Archiv erobern. Um jetzt zu existieren, müssen sie sich darum sorgen, daß sie da gewesen sein werden – manche stellen schon ihre täglichen Blutdruckwerte ins Netz. Andere masturbieren vor der Webcam-Linse, um sicherzugehen, daß sie morgen die sind, die am Tag davor abgespritzt haben werden. Was man für Exhibitionismus hält, ist ontologische Panik.“⁵⁸⁵

Datensammlungen und deren Veröffentlichung sind die neuen ‚großen Erzählungen‘, die nicht nur einem gewandelten Sicherheitsbedürfnis entsprechen, sondern auch zur Fabrikation von Identität dienen. Die Sorge um sich ist dabei offensiv zu einem Geltungsdrang nach außen gewendet, der in der medialen Existenz bedient wird – so die neue Ontologie des digitalen weltweiten Daseins von global agierenden Ich-Peilsendern. „Erscanne Dich selbst“, so formuliert Michael Moorstedt diesen abendländischen Imperativ neu⁵⁸⁶ – das Zählen verdrängt das Erzählen, allerdings auch mit der Pointe, dass den Verwaltern und Verwertern von Big

584 Vgl. Rieger 2018, der die von der Quantified-Self-Bewegung angestrebte „kompetitive Leistungsschau“ (S. 48) kommentiert.

585 Sloterdijk: *Zeilen und Tage*, S. 319 f.

586 Vgl. Moorstedt 2014.

Data in richtig gewählter Kombination auskunftsreiches Material zuteil wird. Im Vergleich zu den nunmehr realisierten Möglichkeiten der digitalen Suchmaschinen mit ihren Totalaufzeichnungen, vor allem aber selbsttätig abschnurrenden Computerprogrammen ihrer Verarbeitung muten Carl Schmitts gallige Visionen des Buribunkenstaates fast noch als linkisches, eben papiernes Bastelwerk eines riesigen Zettelkastens an, der auf seine Weiterentwicklung in den heutigen BOTs wartet.⁵⁸⁷ Die Zukunft könnte ein Totalitarismus werden, der das Optimum des Datengewinns zurückschlagen lässt – bestenfalls in den spielerischen Unsinn einer Kommunikation, die lediglich die phatische Funktion ihrer Kanäle prüft und keine Inhalte mehr kennt, schlimmstenfalls in die dauernde Selbst- und Fremdüberwachung der vergessensresistenten Maschinen. Eine angestammte Funktion der Selbstschriften, die Gedächtnisbildung, ist damit im Zeitalter ihrer technischen Perfektionierung auf dem Prüfstand: Ist die *ars memoria* durch eine *ars oblivionis* abzulösen, durch den schlichten Befehl DELETE? Die Forderung nach einer solchen Vergessenskultur ist nicht mehr exotisch – dass vielmehr auch digitale Daten eine Verfallszeit haben sollen, um nach ihrem Auftauchen in bestimmter Frist automatisch gelöscht zu werden, hat die Studie von Mayer-Schönberger⁵⁸⁸ mit plausiblen Anhaltspunkten zur Diskussion gestellt. Chancen wird diese Option indessen nicht bekommen. Denn Daten sind teuer und bieten, wenn auch aus im einzelnen sinnlosen bytes geschöpft, in ihrer Kombination eine Menge Hinweise für politische und kommerzielle Nutzung.

Der Wille zum Sammeln – die gefährliche Prophylaxe

Jenseits von Meyer-Schönbergers Kritik der langfristigen Nutzbarkeit von Datensammlungen ist dieser diachrone Aspekt auch in neueren

587 Der Aspekt ist soeben vom Literaturbetrieb in spielerischer Absicht aufgenommen worden, wenn Aufzeichnungen von Clemens J. Setz neu abgemischt und durch Lektoratsfragen neu perspektiviert werden (*BOT. Gespräch ohne Autor*, 2018).

588 Vgl. Mayer-Schönberger 2010, mit umfassender Sozialkritik so auch Lanier 2018.

Darstellungen kaum mehr von Belang. Herrscht noch immer der Glaube, man verfüge über die Medien, haben sich indessen die Verhältnisse längst umgekehrt. Der instantane Zusammenfall von Datenabsonderung, Sammlung und möglichst rascher Verwertung ist nunmehr in den Vordergrund gerückt, wenn der technische Standard es erlaubt, aus riesigen Datenmengen in größter Schnelligkeit relevante, zielorientierte Informationen zu gewinnen und diese den interessierten Firmen, Parteien oder Instanzen anzubieten – nämlich in quasi synchroner Form, wie sich dies in Schirmmachers *Ego*, bei Morgenroth, Welzer und vielen anderen dargestellt findet. Zu tun hat dies mit Techniken der Datenprozessierung, aber auch der expansiven Datenproduktion selbst. Laut dem skandinavischen Research-Center Sintef wurden 90% aller überhaupt verfügbaren und bis 2016 gewonnenen Daten in den letzten zwei Jahren produziert,⁵⁸⁹ was vermuten lässt, dass die Datenschöpfung weiterhin exponentiell zunehmen wird. Laut Auskunft des Google-Journals *Aufbruch – Daten – Wie Informationen das Leben vereinfachen*, das dem SPIEGEL vom 25. März 2017 als Anzeigenonderheft beigelegt wurde, entstehen derzeit täglich Datenvolumina in Höhe von 2,5 Milliarden Gigabyte – mehr als es bis 1990 jährlich waren. Dafür braucht es den neuen Berufszweig des Data Scientist, der die Datensätze nach „Potenzialen“ absucht,⁵⁹⁰ also sie auf bestimmte Verwendungszwecke hin interpretiert. Damit hat sich das antike Ethos jedenfalls in der Breitenwirkung vom ‚Erkenne dich selbst‘ zum ‚Entwickle dich selbst in deinen Daten‘ gewandelt, was sich im Extrem aller möglichen Verläufe durchaus widerspricht.

Humanoptimierer nehmen dabei kein Blatt vor den Mund, und es sind drei immer wieder kehrende Elemente eines Mantras, das die Verwandlung des homo oeconomicus in den Maschinenmenschen durch Einverleibung von Technik vorantreiben soll: Ausdehnung von Möglichkeiten, verstärkte Überwachung und dadurch ermöglichte Prognostik sollen permanent optimiert werden. Padmasree Warrior, Vorstandsmitglied im IT-Unternehmen Cisco, äußerte dazu bei einem Technologie-Kongress: „Die Zukunft wird von Sensoren und dem Internet der Dinge geprägt sein und davon,

589 Welzer 2016, S. 30.

590 Google: *Aufbruch*, S. 30.

wie sie unser Leben beeinflussen.“ Die angestrebte komplette Vernetzung des Alltagslebens durch Sensoren knüpft Warrior an klare Zielvorstellungen: „Technologie wird eine Erweiterung dessen sein, was uns als menschliche Wesen ausmacht [...] Wir werden sehr viel mehr Technologie an uns tragen. Wir werden uns vielleicht sogar Sensoren injizieren, die verfolgen, was in unserem Körper passiert, sodass er für uns berechenbarer wird.“⁵⁹¹ Solche Passagen einer naiv-unverblühten, freilich waffenstarrenden Sprache mögen den Vorzug der Deutlichkeit haben – unschwer lassen sich daran Extreme eines BOT-Fanatismus erkennen, mit dessen Hilfe das Leibnizsche Streben nach Vorhersagbarkeit, das die Datensammlung ermöglichen sollte, in nicht nur körpereigenen, sondern längst schon gesellschaftsweiten Anwendungen einer gewaltigen Cloud perfektioniert werden soll.⁵⁹²

Eine Aussteigerin der Szene, nämlich Elizabeth Charnock, die als CEO von Cataphora fungierte, kann nun bekunden, dass die Vitae der Daten liefernden Bevölkerung resp. der Delinquenten, die ihre Firma in Bezug auf Wallstreet-Vergehen untersucht, herausbuchstabiert werden aus der Masse ihrer Aufzeichnungen: „Unsere Arbeit ist so, als würde man alle Querverweise in den Tagebüchern von fast wahnsinnig peniblen Tagebuchschreibern lesen.“⁵⁹³ Heteronome Individuen formen als Personal das Programm dieser Ich-Schrift, der das Subjekt aber eher unterworfen wird als dass es sie noch produzierte. Eine Diagnose Schirmachers dazu lautet: „Die neuen Lebensgeschichten sind keine Ich-Geschichten mehr, sondern Du-Erzählungen“, verfasst von Leuten, die die Selbstaufzeichnungen anderer weiterverarbeiten, sie in informative Elemente zerlegen und anderen Nutzern zuführen.⁵⁹⁴ Dies ist dann auch kaum mehr Autonomie, sondern schon bewusst in Kauf genommene Heteronomie. Eric Schmidt, der Google-Aufsichtsratsvorsitzende, preist das Smartphone als dafür passendes Medium an: „Es weiß, wer ich bin. Es weiß, was mich interessiert. Es weiß ziemlich genau, wo ich bin. Das ist die Idee der autonomen Suche – die Fähigkeit, mir Dinge zu sagen, die ich nicht wusste, aber die mich wahrscheinlich interessieren, ist

591 Zit. nach: Steven Hill: *Die Start-up-Illusion: Wie die Internet-Ökonomie unseren Sozialstaat ruiniert*, S. 233.

592 Vgl. Hill 2017, S. 234 ff. und passim.

593 E-Habits, Pos. 132, zit. nach Schirmacher 2014, S. 262.

594 Schirmacher 2014, S. 263.

die nächste Stufe bei der Suche.“⁵⁹⁵ Markanterweise wird hier der Waren- wie auch der Ich-Profilsuche selbst die Initiative zugesprochen – sie starten bereits, wenn das Subjekt von seinen Wünschen noch nichts weiß, diese aber nach Wahrscheinlichkeiten seiner Lebensführung oder Präferenzen hegen könnte. Man kann diesen Wunsch dann einem Akzentuierungsmuster gemäß wecken und intensivieren, wodurch an einem heteronomen Consumer gearbeitet wird. Diese Tendenz, das Subjekt als Umschlagplatz von Aktionsmomenten zu betrachten und damit seine Ausdehnung in den sozialen Raum zu erweitern, hat Gary Wolf, Gründungsmitglied von ‚Quantified Self‘ 2007 im Begriff eines optischen Mediums gefasst:

“The Quantified Self is the macroscope applied to the individual human. This might seem like a contradiction: how does a tool for collecting data from many different times and places in nature work on a single individual? The answer, of course, is that an individual life can be seen as a collection of countless moments, behaviors, and locations. Within the “n=1” of the individual is an “n=∞” of times, actions, and places.”⁵⁹⁶

Mediale Entgrenzung unter dem Aspekt der Wirtschaftshandlungen bedeutet radikale Vergesellschaftung des Ich, das hier in die Unendlichkeit seiner Aktionen extrapoliert wird. Der Befund einer solchen ökonomisierten Rationalität, die mit Datenabgaben optimiert werden könne, lässt sich auf prinzipiell alle Lebensbereiche ausdehnen und als neuer Informationskapitalismus beobachten,⁵⁹⁷ der mit Daten als Mittel zur Risikovermeidung handelt, Verbrechensprävention betreiben will und dabei ein humanistisches Gesicht aufsetzt. Die Leibnizsche Medizinalbehörde mochte noch von guten Absichten getragen sein, um die beste aller möglichen Welten zu sichern und wiederum zu verbessern. Längst sind daraus aber offenkundige Zwecke der Gewinnmaximierung hervorgegangen, sei es in Form von Risikoberechnungen, Steigerungskalkulationen oder mit Blicken darauf, wie ein Subjekt im Markt positioniert ist.⁵⁹⁸

595 <http://searchenigineland.com/schmidt-great-stage-search> (zit. nach Schirmmacher 2014, S. 200).

596 Wolf: <http://antephase.com/quantifiedself>.

597 Vgl. Schirmmacher 2014, S. 10, 141 u.ö.

598 Etwa bei Pre-Employment-Screenings, wie sie z.B. die Firma Signum Consulting durchführt, um Betrug bei Abschlüssen und Zertifikaten zu verhindern und aussagekräftige Prognosen über den Berufserfolg zu machen.

Dabei drängt eine im Vergleich zum Adam Smithschen Egoisten, der noch auf eine gesellschaftliche Ordnung bezogen war, radikal verschärfte Variante des Ich auf die Bühne, die Frank Schirrmacher als EGO bezeichnet hat und dabei im Modell der Erwerbstrebens zugleich einen Rückzugsposition bildet – die klassische Autonomiekonzeption des Ich hat ausgedient und weicht dem Begriff eines Ich, das nunmehr dadurch erfolgreich wird, dass es seine Heteronomie akzeptiert und sich zunehmend von Algorithmen bestimmen lässt, die ihm statistisch errechnete Konsum- oder Partner- oder sonstige Lebenshaltungswünsche zur Wahl stellen. Damit ist ein neuer Höhepunkt in der abendländischen Geschichte des *homo oeconomicus* erreicht, dessen Egoismus nicht mehr von der unsichtbaren Hand Adam Smiths zum Wohl des Ganzen führt (oder im verträglichen Rahmen gehalten wird), sondern der in seine Lenkung einwilligt, Koalitionen mit der Mathesis eingeht und sich über die *dataveillance* in Funktionszusammenhänge ‚einbringt‘.⁵⁹⁹

Den Kurzschluss von Datensammlung und ökonomisch-politischer Verzwecklichung gestaltet auch eine neue Generation von Science-fiction-Romanen als Problem der Totalaufzeichnung erzählerisch aus – wobei die Narration der Wirklichkeit kaum noch voraus ist, vielmehr der einstmalige Zeitvorsprung des fiktionalen Textes oft schon kassiert oder sogar überholt ist. In Elsbergs *Zero*-Roman wird eine Kommunikationsplattform namens FreeMee aktiviert, die ein Lebensoptimierungsprogramm anbietet: Anleitungen zur Selbstverbesserung können von den Nutzern offenbar dort auch erfolgreich angewendet werden, nämlich durch sogenannte ‚Act-Apps‘. Der Anbieter wiederum kann die von den Nutzern gesammelten Daten an die Politik ebenso wie an Wirtschaftsunternehmen verkaufen. Dass es dabei zu Persönlichkeitsveränderungen durch die ‚User‘ kommen mag, macht der Roman frappierend deutlich: Sie werden selbst zu Kontrollierten und Gejagten, indem sie von ihren Datenbrillen durch ein Programm bestimmte Informationen erhalten, was man wiederum per Livestream auf der frischen Homepage ‚nyfugitive‘ mitverfolgen kann. Leitthema ist dann die Observation durch Datennahme, „sei es die Beobachtung anderer oder unserer selbst!“⁶⁰⁰ Diese Beobachtungssysteme registrieren vor allem, was von der Norm abweicht und also aufmerksam macht bzw. die Wächter zu

599 So der Begriff von van Dijck 2014.

600 Elsberg: *ZERO* (2015), S. 446.

präventivem Zugriff auffordert. So arbeitet der Roman an einer diskursiven Schnittstelle von Science-fiction-Literatur, Feuilleton und medienpolitischen Aussageebenen, die im Text vermischt auftreten und in einem Anhang als Glossar und Redenmaterial verzeichnet sind.

Gegenüber dem ökonomischen ist der politisch-geheimdienstliche Aspekt jedenfalls in der öffentlichen Wahrnehmung schon fast zur Marginalie geworden. Eine erkennbare Rolle spielt trotzdem der ehemalige BKA-Chef Horst Herold, der bereits 1980 die Phantasien des Sicherheitsparanoikers in rückhaltloser Offenheit formulierte:

„Die Grenzenlosigkeit der Informationsverarbeitung wird es gestatten, das Individuum auf seinem gesamten Lebensweg zu begleiten, von ihm laufend Momentaufnahmen, Ganzbilder und Profile seiner Persönlichkeit zu liefern, Lebensformen und Lebensäußerungen zu registrieren, zu beobachten, zu überwachen und die so gewonnenen Daten ohne die Gnade des Vergessens ständig präsent zu halten.“⁶⁰¹

Während diese Vision noch in geheimdienstlich-hierarchischer Position von oben formuliert wird, frappt mittlerweile die Freiwilligkeit und Servilität, die den Willen zur Kommunikation durchzieht und die Preisgabe von persönlichen Äußerungen befördert. David Rowan, Herausgeber des Magazins *wired*, fordert sogar Unterstützung bei der Auswertung der gesammelten Rohdaten, die „Informationen mit Vorhersagewert“ beinhalten, welche „meine Stimmung vorwegnehmen und meine Effizienz steigern, meine Gesundheit verbessern und meine emotionale Intuition erhöhen, meine Bildungsschwächen und meine kreativen Stärken offenbaren können.“⁶⁰² Damit wird eine entscheidende Verbindung hergestellt: Politisches oder ökonomisches Fremdinteresse wird als Eigeninteresse etabliert und, verstärkt durch den Sozialdruck der Nutzung des Neuen, als alternativloser Weg angeboten. Aus mindestens zwei Gründen wird die Datenpreisgabe also zur Maxime und ist Selbstoptimierung ein wirkungsmächtiges Glücksversprechen geblieben – providentiell genutzte Datenschöpfung, wie sie mit Leibniz' Wissensspeichern am Horizont erschien, wird nun auf breitester ökonomischer Basis unternommen. Man kann mit ihr aber auch politische

601 Horst Herold: *Polizeiliche Datenverarbeitung und Menschenrechte* (1980), zit. nach Welzer 2016, S. 39.

602 David Rowan: *Die Auswertung persönlicher Daten* (2012), zit. nach Welzer 2016, S. 118.

Effekte erzeugen und Manipulation betreiben, wie die Affäre um den Facebook-Konzern mit seinen Datenverkäufen an das britische Unternehmen Cambridge Analytica jüngst gezeigt hat – von dort aus wurde Wahlhilfe nicht nur für Donald Trump, sondern ebenso für die Brexit-Entscheidung geleistet.

Dass damit der Transparenzbegriff auch Merkmale eines Albtraums bekommt, ist evident. Die Frage, woher die Lust an der bürokratischen Selbstunterwerfung rührt, ist Gegenstand neuer soziologischer Forschung geworden: Die Manie des Quantifizierens, der Wertstellung in Tabellen, Diagrammen oder Quartalsberichten, hat etwa David Graeber eindringlich beschrieben.⁶⁰³ So gehört es zu den zentralen Einsichten seiner kritischen Bürokratietheorie, dass einmal vorhandene Regulierungsformen und -zwänge nicht zurücknehmbar sind, sondern stets systemisch gesteigert werden und nicht abnehmende, sondern stets zunehmende Energie dort hinein investiert wird. Auch (Markt-) Liberalität oder die Verhinderung von Machtmissbrauch und insgesamt neue, auch antibürokratische Strömungen brauchen nicht etwa weniger, sondern immer mehr neue Regeln. Aller Drangsalierung und Verumständlichung des Lebens durch Formzwänge, aller systemischen Geschlossenheit der Bürokratie stehe als Positivum neben Klarheit und Transparenz auch ihre Indifferenz entgegen – sie ermöglicht eine Gleichbehandlung, die es unerheblich macht, in welcher Kleidung oder mit welchen sonstigen persönlichen Eigenheiten der einzelne Bürger einen Antrag bei der Stadtverwaltung stellt, seine Ansprüche auf Rentenzahlung geltend macht oder welches Anliegen auch immer vorträgt.⁶⁰⁴ Perpetuiert wird Bürokratie aber auch durch den menschlichen Wunsch nach der Ordnung der Welt und ihrer Konstruktion⁶⁰⁵ – auch dies gibt den Energieaufwendungen für Bürokratie eine plausible Erklärung. Erst recht mache ein neuer Anspruchsindividualismus, in dessen Namen immer mehr juristischer Regelungsbedarf entsteht, ein hohes Maß an Verwaltung nötig – das dann

603 Vgl. Graeber: *Bürokratie*, 2017, S. 52f.

604 Vgl. Graeber: *Bürokratie*, S. 220; zur unparteilichen Rationalität von Bürokratie vgl. bereits Max Weber: *Bürokratische Herrschaft*. In: ders.: *Wirtschaft und Gesellschaft*. Grundriss der verstehenden Soziologie. Frankfurt a.M. 2005, S. 703–738.

605 Vgl. Graeber: *Bürokratie*, S. 203 ff.

freilich auf ‚Verbraucher‘ und ‚Nutzer‘ zurückschlägt. Plausibilitäten und historische Entwicklungen zählen dann nicht mehr, wichtig wird die Durchsetzung einer rein gegenwärtigen Glücksambition, die mit Bestimmungen und Rechten ausgestattet wird und sich in unternehmerischen Ansprüchen niederschlägt. Im Extrem kann man dann zu der Auffassung gelangen, die Graeber bei allem Bemühen um ausgewogene Diagnostik doch einmal pointiert:

„Die ‚Selbstoptimierungs‘-Philosophie, aus der diese neue bürokratische Sprache zum großen Teil entlehnt ist, beharrt darauf, dass wir in einer zeitlosen Gegenwart leben, dass Geschichte bedeutungslos ist, dass wir uns die umgebende Welt durch die Kraft unseres Willens selbst erschaffen. Das ist eine Art von individualistischem Faschismus.“⁶⁰⁶

Die Polemik ist vor allem so zu verstehen: Wenn das Individuum insbesondere seinen Anspruch verfolgt, Warenwerte und Dienstleistungen abzuschöpfen und seine Ansprüche gegen alle konkurrierenden Individuen durchzusetzen, entstehen inmitten von kalkulierenden, Zeit messenden Lebenshaltungen Auswüchse, welche alle geschichtliche Selbstrelativierung hinter sich lassen, zunehmend den Alltag durchwuchern und sich sogar durch soziale Zusammenschlüsse stützen wollen. Im Versuch, durch Social Engineering die soziale Interaktion durch Medien und ihre Konformitätszwänge zu konstruieren, wird an einem ‚metrischen Wir‘ gearbeitet, das seinen Existenzort durch Quantifizierung bestimmt und das gleichwohl kompetitiv verfasst ist, insofern es um Statussicherung und Verteidigung geht.⁶⁰⁷

Die Suche nach Identität durch Selbstschrift ist dadurch nicht obsolet geworden. Immer noch ist das Aufschreiben ein Möglichkeitsfeld und eröffnet es einen Raum von Zeichen, der zur Selbstverständigung dienen kann. Hat das Ich das Potenzial des Erzählens erst einmal entdeckt, wird es nicht aufhören, sich zu schreiben, seine Spiegelungen auszuprobieren, fiktive Gewänder überzustreifen, dies mehr oder weniger ausführlich und in ganz unterschiedlichen Stilen. Selbstschrift ist und bleibt ansteckend – ebenso aber wie die diskursiven sowie macht- und medienpolitischen Bedingungen, unter deren Aufsicht das Ich schreibt. Nietzsches Wort von der Welt

606 Graeber: *Bürokratie*, S. 46.

607 Vgl. Steffen Mau: *Das metrische Wir* (2017).

als Versuchslabor, in dem wir selbst „Menschen der Experimente“ sind,⁶⁰⁸ ist noch in Zeiten der Gutenberg-Galaxis geschrieben, und auch die Hoffnungen der narrativen Biographieforschung mit ihrem klassisch-modernen Identitätsbegriff sind letztlich an das traditionelle Lese- und Schreibmodell gebunden: Kontinuität, Kohärenzstreben, Synthese der Vielheiten und die Integration eigener mit sozialen Perspektiven sind Eigenschaften oder Fähigkeiten, die auch damit zu tun haben, dass sie in längeren Zeiträumen erarbeitbar sind.⁶⁰⁹ Geprägt sind sie von einem Horizont der klassischen Anthropologie des ‚ganzen Menschen‘, der mittlerweile kaum noch erreichbar scheint.

Ob nämlich das Erzählself in der digitalen Ziffernwelt noch in der Lage ist, das radikal Andere der Zähltechnik, das Kittler in den technischen Gestellen sieht, in einen Erfahrungshorizont zu bringen,⁶¹⁰ wird zu beobachten sein – ebenso wie die zweifellos neu entstehenden Formen des Tagebuchs, die von Bildern, Audiodateien oder Körperdiagrammen geprägt sein werden. Dabei verschwinden die langen Erzählbögen traditioneller Lebensgeschichten und ist die Gestaltsuche mit allen Kohärenz- und Abrundungsbemühungen zumindest gefährdet. Brüche werden vielmehr in der Aktivierung von kurzzeitig-spontanen und instantanen (Selbst-) Darstellungselementen billigend in Kauf genommen und im neuen Ideal des ‚flexiblen Menschen‘ sogar gefordert.⁶¹¹ Das klassisch-moderne Identitätskonzept weicht zunehmend den zerstückelten, flackernden, kleinteiligen und situationellen Identitätsgefühlen mit ihren Konzepten von polyperspektivischer Zerstreung und steter Differenz – und entspricht dem neoliberalen ‚disruption‘-Pathos, der permanenten Geste des Zerschlagens um der ständigen Neuerung willen in immer kürzeren Zeittakten. Es wird sich zeigen, wie die Entscheidung von Diaristen ausfällt – für das Abtauchen in Bild, Ton und Körperdiagramm oder für die Zeitmitschrift als sozialer, kritischer Praxis.

608 Nietzsche: *Jenseits von Gut und Böse*, II, S. 674.

609 Vgl. Straub: *Identität* (2011).

610 Vgl. Friedrich Kittler: *Eine Kulturgeschichte der Kulturwissenschaft*, S. 214 f., S. 238 f.

611 Mit kritischem Ansatz Richard Sennett: *Der flexible Mensch* (1998); Joseph Vogl: *Poetik des ökonomischen Menschen* (2007).

Bildnachweis

- Abb. 1:** Tugendkatalog Benjamin Franklins. In: *The Autobiography of Benjamin Franklin*, Yale University Press 1964, S. 152. 65
- Abb. 2:** Als Exempel gedachter Tagesplan Franklins, in: *The Autobiography of Benjamin Franklin*, Yale University Press 1964, S. 154. 69
- Abb. 3:** Die Schöpfung aus Null und Eins: Medaillenenwurf von Schulenburg nach Leibniz‘ Angaben (Sämtliche Schriften und Briefe. Akademie-Ausgabe. Darmstadt/Berlin 1923 ff, Bd. 1/13, S. 125, Januar 1697). 75
- Abb. 4:** Tagebuchblatt A. H. Franckes vom 15. Okt. 1716, Digitale Sammlungen Franckesche Stiftungen. 92
- Abb. 5:** Thou art above may path, and above my bed, and all my way / Frontispiz der Erstausgabe des *Panopticon* 1791, in: *Jeremy Bentham: Das Panoptikum oder Das Kontrollhaus (1791/2013)*. Hg. von Christian Welzbacher. Berlin 2013, S. 111. 120
- Abb. 6:** Willey Reveley, 1794 Zeichnung, University College London. 120

- Abb. 7:** Monatsbuch-Blattvorsatz (Januar 1778) mit meteorologischen und biblischen Angaben links, handschriftliche Notizen Goethes rechts, in: @bsolut privat! Vom Tagebuch zum Weblog. Hg. von Helmut Gold u.a. Berlin 2008, S. 12 f. 133
- Abb. 8:** Mustergültiger Tagesplan Großmanns. In: Gustav Großmann: Sich selbst rationalisieren (1927). Wesen und Praxis der Vorbereitung persönlichen und beruflichen Erfolgs. Stuttgart/Wien 1929, S. 143. 182
- Abb. 9:** MEMEX-Modell (Life 19(11) 1945, S. 123. 189

Literaturverzeichnis

- @bsolut privat! Vom Tagebuch zum Weblog. Hg. von Helmut Gold, Christiane Holm, Eva Bös und Tine Nowak. Kataloge der Museumsstiftung Post und Telekommunikation, Band 26. Berlin 2008.
- Adler, Hans: Die Prägung des Dunklen. Gnoseologie, Ästhetik, Geschichtsphilosophie bei Johann Gottfried Herder. Hamburg 1990.
- Alberti, Leone Battista: Vom Hauswesen. Hrsg. von Walter Rüegg. Zürich/Stuttgart: Artemis 1962 (Ital. ca. 1440: Leon Battista Alberti: Opere vulgari. Volume primo: Libri della famiglia. Hg. von Cecil Grayson. Bari 1960).
- Albrecht, Wolfgang 1997: Zeitgenössische Alpen- und Italienbeschreibungen in Goethes Reise-Tagebuch 1786. In: editio 1997, Beiheft 9: Quelle, Text, Edition. Hrsg. von Anton Schwob/Erwin Streitfeld, S. 179–185.
- Alt, Peter André: Aufklärung. Stuttgart/Weimar ³2007.
- Ambrose, Isaac: The Complete Works of that Eminent Minister of God's Word Mr. Isaac Ambrose. Dundee 1759.
- Ammann, Jean-Christophe: Bild und Zeit: Zum Denken von Gegenwart und vom Lesen der Kunst. In: Wolfgang Welsch (Hg.): Die Aktualität des Ästhetischen. München 1993, S. 305–328.
- Bacon, Francis: The Essays. Hrsg. von John Pitcher. Harmondsworth 1985.
- Bacon, Francis: Essays. London 1962.
- Bacon, Francis: Meditationes Sacrae. In: The Works of Francis Bacon. London 1740, Bd. II.
- Bacon, Francis: Nova Atlantia (1627). The Works of Francis Bacon, Lord Chancellor of England. A New Edition. Philadelphia 1844.
- Balandis, Oskar/Jürgen Straub: Self-Tracking als technische Selbstvermessung im Zeichen der Optimierung. Vom Nerd zum Normalverbraucher. In: psychosozial 152/2018: Das sich vermessende Selbst. Hg. dies., S. 5–15.
- Bandura, Albert: Self-efficacy. The exercise of control. New York 1997.

- Barthes, Roland: Über mich selbst (Roland Barthes par Roland Barthes, 1977). München 1978.
- Baßler, Moritz: Der deutsche Pop-Roman. Die neuen Archivisten. München 2002.
- Baumann, Gerhart: Die Tagebücher Goethes. Der „Geist“ der „Gegenwart“. In: Euphorion, 50. Bd., 1956, S. 27–54.
- Beadle, John: A Journall or Diary of a Thankfull Christian. London 1656.
- Bell, Gordon: Counting every heartbeat: Observations by a Quantified Selfie (16. Juni 2015), <https://www.microsoft.com/en-us/research/publication/counting-every-heart-beat-observation-of-a-quantified-selfie/>.
- Bell, Gordon/Gemmell, Jim: Total Recall. How the E-Memory Revolution will change everything. New York 2009.
- Bentham, Jeremy: Das Panoptikum oder Das Kontrollhaus (1787). Aus dem Engl. von Andreas Hofbauer, hg. von Christian Welzbacher. Berlin 2013 (Panopticon or the Inspection-House. In: The Works, Bd. 4. Hg. von John Bowring. New York 1962).
- Blumenberg, Hans: Das Fernrohr und die Ohnmacht der Wahrheit. In: Galileo Galilei: Sidereus Nuncius. Hg. und eingel. von Hans Blumenberg. Frankfurt a.M. 2002, S. 7–75.
- Boerner, Peter: Goethes Tagebuch der Jahre 1776–1782. Mit einem Rückblick auf die Entwicklung des Tagebuchs vor Goethe. Frankfurt a.M. 1954.
- Boerner, Peter: Tagebuch. Stuttgart 1969.
- Bogdanow, Alexander: Allgemeine Organisationslehre. Tektologie Bd. I. Berlin 1926/28.
- Bolz, Norbert: Eine kurze Geschichte des Scheins. München 1991.
- Borck, Cornelius / Schäfer, Armin (Hg.): Das psychiatrische Aufschreibesystem. Paderborn 2015.
- Bosse, Heinrich: Autorschaft ist Werkherrschaft. Über die Entstehung des Urheberrechts aus dem Geist der Goethezeit. Paderborn 1981.
- Boswell, James: Boswell's London Journal 1762–1763. Hg. von Frederick A. Pottle. London 1973.

- Breitenborn, Uwe/Düllo, Thomas/Birke, Sören (Hg.): *Gravitationsfeld POP. Was kann Pop? Was will Popkulturwirtschaft? Konstellationen in Berlin und anderswo*. Bielefeld 2014.
- Breton, André: *Manifeste des Surrealismus*. Reinbek b. Hamburg 1982 (*Manifeste du surréalisme, 1924*. In: *Œuvres complètes*. Paris 1988/Bibliothèque de la Pleïade, S. 307–346).
- Burckhardt, Jacob: *Kultur der Renaissance in Italien (1860)*. Frankfurt a.M. 2009.
- Burckhardt, Johannes/Priddat, Birger P. (Hg.): *Geschichte der Ökonomie. Texte und Kommentare*. Frankfurt a.M. 2009 (darin: Kommentar S. 643–955).
- Bush, Vannevar: *As we may think. A top U.S. scientist foresees a possible future world in which man-made machines will start to think*. In: *Life*. 10. Sept., 19 (11), 1945, S. 112–124.
- Butzer, Günter: *Sich selbst schreiben. Das Tagebuch als Weblog avant la lettre*. In: *@bsolut privat*, hg. von Helmut Gold u.a.. Berlin 2008, S. 94–96.
- Cotrugli, Benedetto: *Della mercatura et del mercante perfetto*. Hg. von Francesco Patritio, Venedig 1573; textkritische Neuausgabe: Cotrugli, Benedetto: *Libro de l'arte de la mercatura*. Hg. von Vera Ribaudó. Venedig 2016
- de Goncourt, Jules und Edmond: *Journal. Mémoires de la vie littéraire (1861–1896)*. Paris 1956.
- Detering, Heinrich: *Goethe, „Lenardos Tagebuch“*. In: Hamacher, Bernd/Rüdiger Nutt-Kofoth (Hg.): *Johann Wolfgang Goethe. Romane und theoretische Schriften. Neue Wege der Forschung*. Darmstadt 2007, S. 127–140.
- Diderot, Denis: *Briefe 1742–1781. Ausgewählt und hg. von Hans Hinterhäuser*. Frankfurt a.M. 1984.
- Diderot, Denis: *Lettres à Sophie Volland*. Hg. von Jean Varloot, Paris 1984.
- Diderot, Denis/Jean Baptiste le Rond d'Alembert: *Enzyklopädie 1762 ff.*
- Dreyfus, Hubert L./Paul Rabinow (1987): *Jenseits von Strukturalismus und Hermeneutik. Interview mit Michel Foucault*. Frankfurt a. M., S. 265–292.

- Dusini, Arno: Tagebuch. Möglichkeiten einer Gattung. München 2005.
- Eggers, Dave: Der Circle. Aus dem Amerik. von Ulrike Wasel und Klaus Timmermann. Köln 2014.
- Eibl, Karl: Johann Wolfgang Goethe. Briefe, Tagebücher, Gespräche.
In: Goethe. Sämtliche Werke. Frankfurt a.M. 1997, II/1, S. 1087–1092.
- Erhard, Ludwig: Wohlstand für alle. Düsseldorf 1957.
- Flashaar, Helmut: Aristoteles. Lehrer des Abendlandes. München 2013.
- Flusser, Vilém: Die Schrift. Hat Schreiben Zukunft? Frankfurt a.M. 1992.
- Foucault, Michel: Der Gebrauch der Lüste (*L'usage des plaisirs*, 1984).
Frankfurt a. M. 1989.
- Foucault, Michel: Der Mensch ist ein Erfahrungstier. Gespräch mit Ducio Trombadori (*Conversazione con Michel Foucault*, 1994). Frankfurt a.M. 1996.
- Foucault, Michel: Der Wille zum Wissen (*La volonté de savoir*, 1976).
Frankfurt a.M. 1983.
- Foucault, Michel: Die Sorge um sich (*Le souci de soi*, 1984). Frankfurt a.M. 1986.
- Foucault, Michel: In Verteidigung der Gesellschaft. Vorlesungen am Collège de France (*Il faut défendre la société*, 1975–76). Frankfurt a.M. 1999.
- Foucault, Michel: Überwachen und Strafen (*Surveiller et punir*, 1975).
Frankfurt a.M. 1995.
- Francke, August H.: Der rechte Gebrauch der Zeit / So fern dieselbe gut / und so fern sie böse ist (1715). Halle 2008.
- Francke, August H.: Pädagogische Schriften. Hrsg. von G. Kramer.
Langensalza 1876 (Instruktion für die Präzeptoren, was sie bei der Disziplin wohl zu beobachten, S. 248–259).
- Francke, August H.: Segensvolle Fußstapfen des noch lebenden und waltenden liebevollen und getreuen Gottes (1701). Hrsg. von Michael Welte. Gießen 1994.
- Franklin, Benjamin: franklinpapers.org (Franklin 1748).
- Franklin, Benjamin: The Autobiography (1791). Hrsg. von Leonard W. Labaree, Ralph L. Ketcham, Helen C. Boatfield, Helene H. Fineman.
New Haven, London 1964.

- Friedell, Egon: Kulturgeschichte der Neuzeit (1927–31). München 1989.
- Fuhrmann, Manfred: Rechtfertigung durch Identität – Über eine Wurzel des Autobiographischen. In: Identität (Poetik und Hermeneutik Bd. 8). Hg. von Odo Marquard und Karlheinz Stierle. München 1979, S. 685–689.
- Gabijs, Peter: Denkökonomie und Energieprinzip. Berlin 1913.
- Gaderer, Rupert: ‚Querulantenwahnsinn‘. Papierflut, Graphologie und Rechtsgefühl. In: Das psychiatrische Aufschreibesystem. Hg. von Cornelius Borck/Armin Schäfer. Paderborn 2015, S. 181–199.
- Galilei, Galileo: Sidereus Nuncius (1610). Hrsg. und eingeleitet von Hans Blumenberg. Frankfurt a. M. 2002.
- Galilei, Galileo: Le Opere di Galileo Galilei. Edizione Nazionale. Mailand/Neapel 1953 ff., Bd. III/1: Sidereus Nuncius.
- Garcia, Tristan: Das intensive Leben – Eine moderne Obsession. Aus dem Französischen von Ulrich Kunzmann. Berlin 2017 Suhrkamp (frz. 2016).
- Glitz, Ralf: Kulturelle Bildung in der Mitte der Gesellschaft: Zum Spannungsfeld einer interkulturell-hermeneutischen und heterotopisch-differenzmodalen Philosophiedidaktik am Beispiel der Ethik Immanuel Kants und traditioneller konfuzianischer Sittlichkeitskonzeptionen (Bochum/Freiburg 2018)
- Goetz, Rainald: Abfall für alle. Roman eines Jahres. Frankfurt a.M. 1999.
- Goetz, Rainald: Klage. Frankfurt a.M. 2008.
- Goetz, Rainald: Morgens lange im Bett. Über Samuel Pepys. In: Der Spiegel, 14. Feb. 2011, S. 102–106.
- Golz, Jochen 1995: Die Edition von Goethes Tagebüchern im Kontext der Goetheforschung an der Stiftung Weimarer Klassik. In: editio 9/1995, S. 96–104.
- Golz, Jochen 1997: Tagebücher. In: Goethe-Handbuch. Hg. von Gernot Böhme. Stuttgart 1997, Bd. 3: Prosaschriften, S. 396–409.
- Google: *Aufbruch – Daten – Wie Informationen das Leben vereinfachen*. SPIEGEL-Beilage vom 25. März 2017.
- Graeber, David: Bürokratie. Die Utopie der Regeln. München 2017 (am. 2015).

- Grillparzer, Franz: Tagebücher. In: Sämtliche Werke Bd. 4, hg. von Peter Frank und Karl Pörnbacher. Darmstadt 1965, S. 225–727.
- Großmann, Gustav: Sich selbst rationalisieren (1927). Wesen und Praxis der Vorbereitung persönlichen und beruflichen Erfolgs. Stuttgart/Wien 1929.
- Haller, Albrecht von: Tagebuch meiner Beobachtungen über Schriftsteller und über mich selbst (1734–1777). Basel 1778.
- Hamann, Johann Georg: Tagebuch eines Christen (1758). Hg. von Josef Nadler. Wien 1949.
- Hartlib, Samuel: A Further Discoverie of the Office of Publick Adresse for Accomodations. London 1648.
- Hartlib, Samuel: Considerations Tending to the Happy Accomplishment of Englands Reformation in Church and State. London 1647.
- Hartlib, Samuel: The Hartlib papers, in: http://www.hrionline.ac.uk/hartlib/view?file=main/26C_56_01&term0=transtext_diary#highlight
- Hartmann, Fritz: Gottfried Wilhelm Leibniz und seine Anforderungen an eine Medizin der Aufklärung. Abhandlungen der naturwissenschaftlichen Klasse Jg. 1993, Nr. 2. Mainz/Stuttgart 1993, S. 3–25.
- Hebbel, Friedrich: Tagebücher (I = Werke Bd. 4; II = Werke Bd. 5. Bd. Hg. von Gerhard Fricke, Werner Keller und Karl Pörnbacher. Darmstadt 1966 bzw. 1967.
- Hecken, Thomas/Kleiner, Markus/Menke, André: Popliteratur. Eine Einführung. Stuttgart 2015.
- Hegel, Georg Wilhelm Friedrich: Vorlesungen über die Ästhetik (Werke 13–15). Frankfurt a.M. 1986.
- Heidegger, Martin: Kants Kritik der reinen Vernunft und die Aufgabe einer Grundlegung der Metaphysik (1929). In: Gesamtausgabe 1. Abt. 3. Bd. Frankfurt a.M. 1991 (darin: Davoser Vorträge, S. 271–312).
- Hennig, Karin: On Kawara. Spuren objektiver Zeitstrukturen. Kritisches Lexikon der Gegenwartskunst 1997, H. 21.
- Herder, Johann Gottfried: Baumgartens Denkmal. In: Werke in zehn Bänden. Bd. 1, Frankfurt a.M. 1989, S. 681–694.
- Herder, Johann Gottfried: Journal meiner Reise im Jahre 1769. In: Werke in zehn Bänden. Bd. 9/2. Frankfurt a. M. 1997, S. 9–126.

- Herrmann, Britta: Über den Menschen als Kunstwerk. Zu einer Archäologie des (Post-)Humanen im Diskurs der Moderne (1750–1820). München 2018.
- Herrndorf, Wolfgang: Arbeit und Struktur. Berlin 2013.
- Hill, Steven: Die Start-up-Illusion: Wie die Internet-Ökonomie unseren Sozialstaat ruiniert. München 2017.
- Hobbes, Thomas: De corpore. London 1655.
- Hocke, Gustav-René: Das europäische Tagebuch. Wiesbaden 1963.
- Höllerer, Walter: Rückschau und Voraussicht. Sind Tagebücher zeitgemäß? In: Sinn und Form 1997, S. 773–790.
- Holm, Christiane: Montag Ich. Dienstag Ich. Mittwoch Ich. Versuch einer Phänomenologie des Diaristischen. In: @bsolut privat, hg. von Helmut Gold u.a. Berlin 2008, S. 10–50.
- Holm, Christiane: Calendarium Historicum/Heinrich Milde. In: @bsolut privat, hg. von Helmut Gold u.a.. Berlin 2008, S. 66f.
- Horaz (Quintus Horatius Flaccus): Sämtliche Werke. Lat.-Deutsch. Hg. und übers. von Niklas Holzberg. Berlin 2018.
- Horkheimer, Max/Adorno, Theodor W. 1947: Dialektik der Aufklärung. Amsterdam.
- Jacobs, Jürgen: Prosa der Aufklärung. Kommentar zu einer Epoche. München 1976.
- Jakobson, Roman: Poetik. Ausgewählte Aufsätze 1921–1971. Frankfurt a. M. 1993.
- Jean Paul Friedrich Richter: Briefe und bevorstehender Lebenslauf. Gera/Leipzig 1799.
- Jeßing, Benedikt: Johann Wolfgang Goethe. Stuttgart 1995.
- Joyce, James: Finnegans Wake (1939). London 2000.
- Jünger, Ernst: Das abenteuerliche Herz. In: Sämtliche Werke in 18 Bd., 2. Abteilung, Bd. 9. Stuttgart 1979.
- Jünger, Ernst: Heliopolis. Rückblick auf eine Stadt. Werke in 10 Bd., Bd. 10. Stuttgart 1949.
- Jünger, Ernst: Siebzig verweht (5 Bd.). Stuttgart 1981.

- Jünger, Ernst: Strahlungen (Gärten und Straßen/Das erste Pariser Tagebuch/Kaukasische Aufzeichnungen/Das zweite Pariser Tagebuch/Kirchhorster Blätter/Die Hütte im Weinberg). München 1988 (2 Bd.)
- Just, Klaus Günther: Übergänge. Probleme und Gestalten der Literatur. Bern 1966.
- Justi, Johann Heinrich Gottlob: Kurzer systematischer Grundriss aller ökonomischen und Kameralwissenschaften (1761). In: Geschichte der Ökonomie. Hg. von Johannes Burckhardt/Birger Priddat. Frankfurt a.M. 2009, S. 216–324.
- Kafka, Franz: Tagebücher. In: Schriften, Tagebücher, Briefe. Kritische Ausgabe VIII/1. Hrsg. von Hans-Gerd Koch, Michael Müller und Malcolm Pasley. Frankfurt a.M. 1990.
- Kahn, Fritz: Das Leben des Menschen. Eine volkstümliche Anatomie, Biologie, Physiologie und Entwicklungsgeschichte des Menschen. Stuttgart 1926.
- Kant, Immanuel: Kritik der Urteilskraft (1790). In: Werke in 6 Bd., Bd. 5. Hg. von Wilhelm Weischedel. Darmstadt 1983.
- Keller, Gottfried: Sämtliche Werke. Bd. 7: Aufsätze, Dramen, Tagebücher. Hg. von Dominik Müller. Frankfurt a.M. 1996.
- Kiesel, Helmuth: Ernst Jünger: die Biographie. München 2007.
- Kilcher, Andreas B.: mathesis und poiesis. Die Enzyklopädie der Literatur 1600–2000. München 2003.
- Kittler, Friedrich A.: Dichtung als Sozialisationsspiel. Studien zu Goethe und Gottfried Keller. Göttingen 1978, S. 13–124.
- Kittler, Friedrich A.: Grammophon Film Typewriter. Berlin 1986.
- Kittler, Friedrich A.: Aufschreibesystem 1800/1900. München 1987 (2. A.).
- Kittler, Friedrich A.: Eine Kulturgeschichte der Kulturwissenschaft. München 22001.
- Kittler, Friedrich A.: Über die Sozialisation Wilhelm Meisters. In: Gerhard Kaiser/Friedrich A.
- Knapp, Gerhard P.: ‚Das Weisse zwischen den Worten‘. Studien zur Entwicklung des literarischen Tagebuchs der Moderne. In: Sprachkunst. Beiträge zur Sprachwissenschaft 2 (1997), S. 291–319.
- Knoche, Susanne: Denkbilder des Lernens und Lehrens bei Karl Philipp Moritz. In: dies./Lennart Koch/Ralph Köhnen (Hg.): Lust am Kanon. Denkbilder in Literatur und Unterricht. Frankfurt a.M. 2003, S. 71–84.

- Köhnen, Ralph: 1800 / Reformpädagogik / 2000. Dispositive des ganzen Menschen und der Literatur. In: Christian Dawidowski (Hg.): Bildung durch Dichtung – Literarische Bildung. Bildungsdiskurse literaturvermittelnder Institutionen um 1900 und um 2000. Frankfurt a.M./Bern u.a. 2013, S. 61–83.
- Köhnen, Ralph: Das optische Wissen. Mediologische Studien zu einer Geschichte des Sehens. München 2009.
- Köhnen, Ralph: *Die Zauberflöte* und das ‚Populare‘. Frankfurt a.M. u.a. 2016.
- Koranyi, Stephan: Autobiographik und Wissenschaft im Denken Goethes. Bonn 1984.
- Koschorke, Albrecht: Körperströme und Schriftverkehr. Mediologie des 18. Jahrhunderts München 1999.
- Koschorke, Albrecht: Wissenschaften des Arbiträren. Die Revolutionierung der Sinnesphysiologie und die Entstehung der modernen Hermeneutik um 1800. In: Joseph Vogl (Hg.): Poetologien des Wissens um 1800. München 1999, S. 19–52.
- Kosenina, Alexander: Karl Philipp Moritz. Literarische Experimente auf dem Weg zum psychologischen Roman. Göttingen 2009.
- Lager, Sven/Naters, Elke (Hg.): the buch – leben am pool. Köln 2001.
- Lanier, Jaron: Was heißt „virtuelle Realität“? Ein Interview mit Jaron Lanier. In: Manfred Waffender (Hrsg.): Cyberspace. Ausflug in virtuelle Wirklichkeiten. Reinbek 1993, S. 67–90.
- Lanier, Jaron: Zehn Gründe, warum du deine Social Media Accounts sofort löschen musst (Ten Arguments for deleting your social media accounts right now, 2018). Hamburg 2018.
- Leibniz, Gottfried Wilhelm: Sämtliche Schriften und Briefe. Akademie-Ausgabe. Darmstadt/Berlin 1923 ff. Darin bes.: Grundriss eines Bedenkens von Aufrichtung einer Societät (1671, 4. Reihe, 1. Bd., S. 530–543); Bedenken von Aufrichtung einer Akademie oder Societät (4. Reihe, 1. Bd., S. 543–552); De vita beata / Von Glückseligkeit (1676, 6. Reihe 3. Bd, S. 635–654); Entwurf gewisser Staats-Tafeln (1680, 4. Reihe, 3. Bd., S. 340–349); Vorschlag zu einer Medizinal-Behörde (4/3, S. 370–375).
- Lejeune, Philippe: Le pacte autobiographique (1975). Frankfurt a.M. 1994.

- Lenin, Wladimir I.: Staat und Revolution (1917). Berlin ¹⁵1970.
- Lichtenberg, Georg Christoph: Sudelbücher. Schriften und Briefe in 5 Bd.
Hrsg. von Wolfgang Promies. Frankfurt a.M. 1994.
- Locke, John: Some Thoughts Concerning Education. London 1693.
- Lueder, August Friedrich: Kritische Geschichte der Statistik.
Göttingen 1817.
- Marc Aurel: Selbstbetrachtungen. Aus dem Griech. von Otto Kiefer.
Frankfurt a.M. 1997.
- Mau, Steffen: Das metrische Wir. Die Quantifizierung des Sozialen.
Berlin 2017.
- Maurer, Andrea: Nachwort zu: Max Weber: Die protestantische Ethik
und der „Geist“ des Kapitalismus. Stuttgart 2017, S. 270–301.
- Mayer-Schönberger, Viktor: Delete. Die Tugend des Vergessens in
digitalen Zeiten. Berlin 2010 (amerik. 2009).
- Meise, Helga: Höfische Tagebücher in der Frühen Neuzeit. Überlegungen zu
ihrer Edition und Kommentierung. In: editio Beiheft 7/1995, S. 27–37.
- Miranda, Christine 2011: [http://de.slideshare.net/jwtintelligence/
fear-of-missing-out-fomo-may-2011/9-DRIVERS_contd_Radical_
Transparency_meets](http://de.slideshare.net/jwtintelligence/fear-of-missing-out-fomo-may-2011/9-DRIVERS_contd_Radical_Transparency_meets)).
- Moorstedt, Michael: Ersenne Dich selbst. In: BIG DATA. Hg. von
Ramón Reichert. Frankfurt a.M. 2014, S. 67–75.
- Morgenroth, Claas: Literaturtheorie. Paderborn 2016.
- Morgenroth, Markus: Sie kennen dich! Sie haben dich! Sie steuern dich!
Die wahre Macht der Datensammler. München 2014.
- Moritz, Karl Philipp: Werke in 3 Bd. Hg. von Horst Günther. Frankfurt
a.M. 1981.
- Moritz, Karl Philipp (MzE): Magazin zur Erfahrungsseelenkunde (1783–
1793). Augsburg 1979.
- Moser, Christian: Der „Traum der schreibenden Person von ihr selbst“.
Autobiographie und Subjektkonzeption bei Johann Gottfried Herder.
In: Herder-Jahrbuch 1996, hg. von W. Malsch/ H. Adler/ W. Koepke.
Stuttgart 1996, S. 37–56.
- Münsterberg, Hugo: Psychotechnik (1913). Leipzig ²1920.
- Murray, Germaine Fry: A Critical Edition of John Beadle's A Journall or
Diary of a Thankfull Christian. New York/London 1996.

- Nietzsche, Friedrich: Briefwechsel. Kritische Gesamtausgabe. Hg. von Giorgio Colli und Mazzino Montinari. Berlin/New York 1981, III. Abt., Bd. 1.
- Nietzsche, Friedrich: Werke in 3 Bd. Hrsg. von Karl Schlechta. München ²1960.
- Niggel, Günter (Hg.): Die Autobiographie: zu Form und Geschichte einer literarischen Gattung. Darmstadt ²1998.
- Niggel, Günter: Geschichte der deutschen Autobiographie im 18. Jahrhundert. Theoretische Grundlegung und literarische Entfaltung. Stuttgart 1977.
- Noack, Paul: Ernst Jünger. Eine Biographie. Berlin 1998.
- Nowak, Tine 2008. Vom Blatt zum Blog. Der Medienanimateur und das digitale Tagebuch. In: @bsolut privat. Hg. von Helmut Gold u.a.. Berlin 2008, S. 51–63.
- Nübel, Birgit: Autobiographische Kommunikationsmedien um 1800: Studien zu Rousseau, Wieland, Herder und Moritz. Tübingen 1994.
- Pacioli, Luca: Abhandlung über die Buchhaltung (1494). Übersetzt und eingel. von Balduin Penndorf. Stuttgart 2009/Reprint 1933; De computis et scripturis. In: Summa de Arithmetica geometria, proportioni et proportionalità. 9. Abschnitt, 11. Abhandlung: Tractatus de scripturis. Venedig 1523 (1494, S. 197–210).
- Penndorf, Balduin: Einleitung zu Pacioli's 'Abhandlung über die Buchhaltung' (1933). Stuttgart 2009 (Reprint 1933) S. 1–82.
- Pepys, Samuel: The Diary, www.pepysdiary.com/archive, hrsg. von Phil Gyford (dt.: Tagebuch aus dem London des 17. Jahrhunderts. Ausgewählt, übersetzt und hrsg. von Helmut Winter. Stuttgart 1997).
- Platon: Sämtliche Werke in 3 Bänden. Hg. von Erich Loewenthal. Darmstadt 2004.
- Plumpe, Gerhard: Der tote Blick. Zum Diskurs der Photographie in der Zeit des Realismus. München 1990
- Pomata, Gianna: Fälle mitteilen. Die *Observationes* in der Medizin der Frühen Neuzeit. In: Krankheit schreiben. Aufzeichnungsverfahren in Medizin und Literatur. Hg. von Yvonne Wübben und Carsten Zelle. Göttingen 2013, S. 20–62.

- Poschardt, Ulf: DJ-Culture. Diskjockeys und Popkultur. Reinbek b. Hamburg 1997.
- Poser, Hans: Die Schöpfung der Welt aus Null und Eins. Gottfried Wilhelm Leibniz im Porträt. In: der blaue reiter. Journal für Philosophie H. 41, 2018, S. 96–101.
- Preisendörfer, Bruno: Als unser Deutsch erfunden wurde. Reise in die Lutherzeit. Berlin 2016.
- Raddatz, Fritz J.: Tagebücher 2002–2012. Reinbek b. Hamburg 2014.
- Reckwitz, Andreas: Die Gesellschaft der Singularitäten. Zum Strukturwandel der Moderne. Berlin 2017.
- Reichert, Ramón (Hg.): BIG DATA: Analysen zum digitalen Wandel von Wissen, Macht und Ökonomie. Bielefeld 2014.
- Reichert, Ramón: Der Diskurs der Seuche: Sozialpathologien 1700–1900. München 1997.
- Rein, Adolf: Über die Entwicklung der Selbstbiographie im ausgehenden Mittelalter. In: Die Autobiographie: zu Form und Geschichte einer literarischen Gattung. Hg. von Günter Niggel. Darmstadt 1998, S. 321–342.
- Rieger, Stefan: Alles, was zählt. Observations by a Quantified Selfie. In: psychosozial H. 152/2018: Das sich vermessende Selbst, hg. von Oswald Balandis und Jürgen Straub, S. 47–56.
- Rieger, Stefan: Arbeit an sich. Dispositive der Selbstsorge. In: Anthropologie der Arbeit. Hg. von Ulrich Bröckling/Eva Horn. Tübingen 2002, S. 79–96.
- Rieger, Stefan: Die Individualität der Medien. Eine Geschichte der Wissenschaften vom Menschen. Frankfurt a.M. 2001.
- Rieger, Stefan: Divide et impera. Parallelismus als Selbstoptimierung. In: Menschen machen, S. 365–379.
- Rilke, Rainer Maria: Aufzeichnungen des Malte Laurids Brigge. In: Werke in 4 Bänden, Bd. 3, hg. von August Stahl. Frankfurt a.M. 1996, S. 453–660.
- Roeck, Bernd: Der Morgen der Welt. Geschichte der Renaissance. München 2017.
- Rousseau, Jean-Jacques: Bekenntnisse. Frankfurt a.M. 1994 (Confessions, 1782. In: Œuvres complètes. Bd. 1: Confessions, Autres textes autobiographiques. Paris 1959, S. 1–656).

- Rousseau, Jean-Jacques: Träumereien eines einsamen Spaziergängers. Hrsg. von Jürgen von Stackelberg. Stuttgart 2003 (Les Rêveries du promeneur solitaire, 1782. In: Œuvres complètes. Bd. 1: Confessions, Autres textes autobiographiques. Paris 1959, S. 993–1099).
- Rupp, Gerhard: Körper-Konzept und sinnliche Erfahrung in früheren Autobiographien der (Post-) Moderne. In: Materialität der Kommunikation. Hg. von H. L. Gumbrecht/K. L. Pfeiffer. Frankfurt a.M. 1988, S. 252–266.
- Schärf, Christian: Schreiben Tag für Tag. Journal und Tagebuch. Mannheim/Zürich 2012.
- Schlegel, August Wilhelm/Schlegel, Friedrich (Hg.): Athenäum. Berlin 1798–1900, 3 Bde. Nachdruck. Darmstadt 1992.
- Schmid, Irmtraud: Erhellung autobiographischer Texte durch Aufdeckung ihrer Quellen. Am Beispiel von Goethes Tag- und Jahresheften dargestellt. In: editio 9/1995, S. 105–116
- Schmid, Wilhelm: Philosophie der Lebenskunst – eine Grundlegung. Frankfurt a.M. 1998.
- Schmidt, Arno: Kundisches Geschirr. In: Bargfelder Studienausgabe Werkgruppe I, Bd. 3/2. Frankfurt a.M. 2013, S. 369–398.
- Schmidt, Arno: Gelehrtenrepublik. In: Bargfelder Studienausgabe Werkgruppe I, Bd. 2/2. Frankfurt a.M. 2013, S. 221–351.
- Schmidt, Arno: Zettels Traum (1970). Frankfurt a.M. 2002 (Reprint).
- Schmitt, Carl: Der Begriff des Politischen. Mit drei Corollarien (1932). Berlin 1963.
- Schmitt, Carl: Die Buribunken. Ein geschichtsphilosophischer Versuch (1918). In: Summa. Eine Vierteljahresschrift. 1918, H. 4, S. 89–106 (in: Friedrich Kittler: Grammophon Film Typewriter. Berlin 1986, S. 334–351).
- Schmitt, Carl: *Glossarium. Aufzeichnungen der Jahre 1947–1951*. Berlin 1991.
- Schmitt, Carl: Politische Theologie. Vier Kapitel zur Lehre von der Souveränität (1922). Berlin 41985.
- Schmitt, Carl: Theodor Däublers Nordlicht. Drei Studien über die Elemente, den Geist und die Aktualität des Werkes. München 1916.

- Schnabel, Johann Gottfried: Insel Felsenburg (1731). Hg. von Volker Meid/Ingeborg Springer-Strand. Stuttgart 2013.
- Schneider, Manfred: Liturgien der Erinnerung, Techniken des Vergessens. In: Merkur 41/1987, S. 676–686.
- Schneider, Manfred: Die erkaltete Herzensschrift. Der autobiographische Text im 20. Jahrhundert. München 1986.
- Schneider, Manfred: Transparenztraum. Literatur, Politik, Medien und das Unmögliche. Berlin 2013.
- Schönborn, Sibylle: Das Buch der Seele. Tagebuchliteratur zwischen Aufklärung und Kunstperiode. Studien und Texte zur Sozialgeschichte der Literatur. Tübingen 1999.
- Schreber, Daniel: Denkwürdigkeiten eines Nervenkranken. Leipzig 1903.
- Schrimpf, Hans Joachim: Karl Philipp Moritz. Stuttgart 1980.
- Schumpeter, Joseph: Kapitalismus, Sozialismus und Demokratie (Capitalism, socialism and democracy, 1942). Bern 1946.
- Selke, Stephan: Livelogging. Wie die digitale Selbstvermessung unsere Gesellschaft ändert. Berlin 2014.
- Seneca, Annaeus: Philosophische Schriften Bd. 1. Hg. von Manfred Rosenbach. Darmstadt 1995, S. 95–311.
- Sennett, Richard: Der flexible Mensch. Die Kultur des neuen Kapitalismus. Berlin 1998.
- Setz, Clemens J.: BOT. Gespräch ohne Autor. Berlin 2018.
- Shusterman, Richard: Kunst Leben. Die Ästhetik des Pragmatismus. Frankfurt a.M. 1994.
- Sieben, Anna/Sabisch-Fechtelpeter, Katja/Straub, Jürgen (Hrsg.): Menschen machen. Die helle und die dunklen Seiten humanwissenschaftlicher Optimierungsprogramme. Bielefeld 2012.
- Siegert, Bernhard: Passage des Digitalen. Zeichenpraktiken der neuzeitlichen Wissenschaften. Berlin 2003.
- Simmel, Georg: Die Großstädte und das Geistesleben (1903). In: ders.: Soziologische Ästhetik. Hg. von Klaus Lichtblau. Darmstadt 1998, S. 119–133.
- Sloterdijk, Peter: Du mußt dein Leben ändern. Über Anthropotechnik (2009). Frankfurt a.M. 2012.
- Sloterdijk, Peter: Zeilen und Tage. Berlin 2012.

- Smith, Adam: Der Wohlstand der Nationen. München 2005 (An Inquiry into the Nature and Causes of the Wealth of Nations. London 1776).
- Spalding, Johann Joachim: Die Bestimmung des Menschen. Hg. von Albrecht Beutel. Heidelberg 2006.
- Spengler, Oswald: Der Untergang des Abendlandes. Umriss einer Morphologie der Weltgeschichte (1920). München 1969.
- Stangl, Justin: Eine Geschichte der Neugier. Die Kunst des Reisens 1550–1800. Wien/Köln/Weimar 2001.
- Steinmayr, Markus: Menschenwissen. Zur Poetik des religiösen Menschen im 17. und 18. Jahrhundert. Tübingen 2006.
- Stierle, Karlheinz: Francesco Petrarca. Ein Intellektueller im Europa des 14. Jahrhunderts. München/Wien 2003.
- Straub, Jürgen: Identität. In: Handbuch der Kulturwissenschaften. Grundlagen und Schlüsselbegriffe. Hg. von Friedrich Jäger und Burkhard Liebsch. Stuttgart 2011, S. 277–303.
- Straub, Jürgen: Rationalising Life by Means of Self-Optimisation. The Obsessive-Compulsive Excess' of Gustav Großmann. A Striking Example for the Rationalistic Bookkeeper-Personality. In: Benigna Gerisch, Vera King & Hartmut Rosa (Eds.): ‚Lost in Perfection‘. Impacts of Optimisation on Culture and Psyche. London, New York 2018 (im Druck, dt. 2019: Selbstoptimierung als Rationalisierung der Lebensführung. Gustav Großmanns Exzess als Paradigma: buchhalterische Existenz für zweckrationale Zwangsscharaktere; in Vorbereitung).
- Straub, Jürgen: Selbstoptimierung im Zeichen der „Autonomie“. Paradoxe Strukturen der normierten Selbststeigerung: von der „therapeutischen Kultur“ zur „Optimierungskultur“. In: Der sich verbessernde Mensch. Die animierte Optimierung des Selbst in der „therapeutischen Kultur“. Psychotherapie für qualitative Forschung und klinische Praxis. 15. Jg. 2/2013, S. 5–38.
- Sulzer, Johann George: Der Nutzen einer genauen Ausforschung der Kinder (1748). In: Schwarze Pädagogik. Quellen zur Naturgeschichte der bürgerlichen Erziehung. Hg. von Katharina Rutschky. Frankfurt a.M. u.a. 1977, S. 173–176.
- Sulzer, Johann George: Unterredungen über die Schönheit der Natur. Berlin 1774.

- Süßmilch, Johann Peter: Die göttliche Ordnung in den Veränderungen des menschlichen Geschlechts aus der Geburt, Tod und Fortpflanzung desselben. Berlin 1741.
- Taylor, Frederick W.: Die Grundsätze wissenschaftlicher Betriebsführung (The Principles of Scientific Management, 1911). München u.a. 1913.
- Thümmel, August Moritz von: Reise in die mittäglichen Provinzen von Frankreich (1785/86). Sämtliche Werke Bd. 1, Stuttgart 1839.
- Thums, Barbara: Wahrnehmung und Selbstbegründung von Brockes bis Nietzsche. München 2008.
- Tieck, Ludwig: Vorrede zur neuen Ausgabe der Insel Felsenburg (1828). In: Johann G. Schnabel: Insel Felsenburg. Hg. von Volker Meid/Ingeborg Springer-Strand. Stuttgart 2013, S. 533–564.
- Tillmann, Markus: Populäre Musik und Pop-Literatur. Zur Intermedialität literarischer und musikalischer Produktionsästhetik in der deutschsprachigen Gegenwartsliteratur. Bielefeld 2013.
- Tissot, Samuel Auguste: Anleitung für das Landvolk in Absicht auf seine Gesundheit. Augsburg/Innsbruck 1766.
- Tissot, Samuel Auguste: Von der Gesundheit der Gelehrten. Zürich 1768.
- Unzer, Johann August: Der Arzt. Eine medizinische Wochenschrift. 12 Teile. Hamburg 1759–1764.
- van Dijck, José: Datafiction, dataism and dataveillance. Big data between scientific paradigm and ideology. In: Surveillance and Society 12(2), 2014, S. 197–208.
- Victory, Beatrice M.: Benjamin Franklin and Germany. Philadelphia 1915.
- Virilio, Paul: Die Sehmaschine (La machine de vision, 1988). Berlin 1989.
- Virilio, Paul: Rasender Stillstand (L'inertie polaire: Essais, 1990). München 1992.
- Vogl, Joseph: Poetik des ökonomischen Menschen. Metamorphosen des Subjekts in der Moderne. In: Zeitschrift für Germanistik, NF XVII/3, 2007, S. 547–560.
- Vogl, Joseph: Kalkül und Leidenschaft. Poetik des ökonomischen Menschen. Zürich ³2008.
- Walser, Robert: Jakob van Gunten (1909). In: Das Gesamtwerk, Bd. 4. Hg. von Jochen Greven. Genf/Hamburg 1967.

- Wampfler, Philippe: Generation „Social Media“. Wie digitale Kommunikation Leben, Beziehungen und Lernen Jugendlicher verändert. Göttingen/Bristol 2014.
- Warhol, Andy: The Philosophy of Andy Warhol (From A to B and back again). San Diego/New York/London 1977.
- Weber, Max: Die protestantische Ethik und der „Geist“ des Kapitalismus (1904/5). Neudruck Stuttgart 2017.
- Weber, Max: Bürokratische Herrschaft. In: ders.: Wirtschaft und Gesellschaft. Grundriss der verstehenden Soziologie. Frankfurt a.M. 2005, S. 703–738.
- Weber, Max: Gesammelte Aufsätze zur Wissenschaftslehre. Tübingen 1985 (darin: Wissenschaft als Beruf, S. 582–613).
- Wegmann, Nikolaus/Bickenbach, Matthias: Herders Reisejournal. Ein Datenbankreport. In: DVjS 71. Jg., H. 3, 1997, S. 397–420.
- Wegmann, Thomas: Tauschverhältnisse. Zur Ökonomie des Literarischen und Ökonomischen in der Literatur von Gellert bis Goethe. Würzburg 2002.
- Weiß, Felix Christian: Der Kinderfreund. Ein Wochenblatt (1775–82 in 24 Bd.). Erster Teil, 2. verbess. Aufl. I. bis V. Stück, 2. bis 16. Okt. 1775. Leipzig 1777.
- Welzer, Harald: Die smarte Diktatur. Der Angriff auf unsere Freiheit. Frankfurt a.M. 2016.
- Welzer, Harald: Mentale Infrastrukturen: Wie das Wachstum in die Welt und in die Seelen kam. Hg. von der Heinrich Böll Stiftung. Berlin 2011.
- Wieland, Rainer: Das Buch der Tagebücher. Ausgewählt von Rainer Wieland. München 2010.
- Willemsen, Roger: Wer wir waren. Zukunftsrede. Frankfurt a.M. 2016.
- Winter, Helmut: Nachwort zu Samuel Pepys: Tagebuch. Stuttgart 1997, S. 476–494.
- Wübben, Yvonne/Zelle, Carsten (Hg.): Krankheit schreiben. Aufzeichnungsverfahren in Medizin und Literatur. Göttingen 2013.
- Wuthenow, Ralph-Rainer: Europäische Tagebücher. Eigenart, Formen, Entwicklung. Darmstadt 1990.

- Wuthenow, Ralph-Rainer: Goethes Tagebücher als Lektüre. In: ders.: Das Bild und der Spiegel. Europäische Literatur im 18. Jahrhundert. München 1984, S. 190–205.
- Wyss, Beat: Der Wille zur Kunst: zur ästhetischen Mentalität der Moderne. Köln 1996.
- Xenophon: Erinnerungen an Sokrates. Deutsch-griechisch, übersetzt und hg. von Peter Jaerisch. Düsseldorf 2003.
- Zelle, Carsten: Fall und Fallerzählungen in Friedrich Hoffmanns *Medicina Consultatoria* (1721–1739). In: Krankheit schreiben. Aufzeichnungsverfahren in Medizin und Literatur. Hg. von Yvonne Wübben und Carsten Zelle. Göttingen 2013, S. 348–373.